



Netzwerk Frauenforschung NRW

THEMEN:

- Zur kulturellen Konstruktion von Gender in Uniformierungsprozessen
- (Trans-)Kulturelle Identitäten: Kultur, Nation und Gender im japanischen Modernisierungsprozess
- „Und grüßen Sie Gerhard Schröder“ – Matchpoint: Merkel
- Ergebnisse eines EU-Forschungsprojekts zur Situation von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften
- Ingenieurinnen in Europa. Karrieren und Barrieren
- „Wenn es den Zivildienst nicht gäbe, würde es hier noch mal ganz anders aussehen...“ Erste Forschungsergebnisse zu den Beweggründen junger Männer zur Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiums
- Equal Opportunities in Comparative Perspective – als Beispiel zum Einsatz von Video-konferenzen für Gender Studies
- Geschlechtsspezifische Dimensionen in der Lebensphase der Verantwortung für pflegebedürftige Eltern - Interviews mit pflegenden Familien als Lerngeschichten
- Wie alles begann... Das Forschungsprojekt „Die Anfänge des Frauenstudiums an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster“

Journal Netzwerk Frauenforschung NRW

Nr. 20

Impressum:

Koordinationsstelle
NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW
Prof. Dr. Ruth Becker
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Dortmund
Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen
in der Raumplanung
44221 Dortmund
Tel: (0231) 755-5142
Fax: (0231) 755-2447
E-mail: kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

Redaktion
Dr. Beate Kortendiek

Dortmund, Mai 2006

ISSN 1617-2493

Editorial

Netzwerk-News

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor

Prof. Dr. Yvonne Doderer: Professorin für gendermediadesign an der Fachhochschule Düsseldorf	6
Prof. Dr. Annette Kreuziger-Herr: Professorin für Musikwissenschaft, Gender Studies und Kulturwissenschaften an der Hochschule für Musik Köln	7
Marie-Jahoda-Gastprofessur im Sommersemester 2006, Gastprofessor Prof. Dr. Don Kulick	8

Kurznachrichten	8
-----------------	---

Beiträge

Gabriele Mentges: Zur kulturellen Konstruktion von Gender in Uniformierungsprozessen	18
Michiko Mae: (Trans-)Kulturelle Identitäten: Kultur, Nation und Gender im japanischen Modernisierungsprozess	27
Doris Lucke: „Und grüßen Sie Gerhard Schröder“ – Matchpoint: Merkel	33
Jennifer Dahmen: Ergebnisse eines EU-Forschungsprojekts zur Situation von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften	36
Felicitas Sagebiel: Ingenieurinnen in Europa. Karrieren und Barrieren	42
Inken Tremel/Sebastian Möller: „Wenn es den Zivildienst nicht gäbe, würde es hier noch mal ganz anders aussehen...“ Erste Forschungsergebnisse zu den Beweggründen junger Männer zur Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiums	50
Ulrike Schultz: Equal Opportunities in Comparative Perspective – als Beispiel zum Einsatz von Videokonferenzen für Gender Studies	58
Franziska Birke: Wie alles begann... Das Forschungsprojekt „Die Anfänge des Frauenstudiums an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster“	63
Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Bianca Röwekamp, Hannah Müller: Geschlechtsspezifische Dimensionen in der Lebensphase der Verantwortung für pflegebedürftige Eltern - Interviews mit pflegenden Familien als Lerngeschichten	65

Tagungsberichte

Christiane König: Morality, Agency, Evidence	72
Iris Herrmann: Schmerzdifferenz(en): Schmerz und Gender aus kulturwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Perspektive	76
Gudrun Lachenmann: „Negotiating development: trans-local gendered spaces in Muslim societies“	78
Andrea Fleschenberg: FES Regionalkonferenz Südasien "Gender Concerns in politics: Quotas and beyond"	79
Andrea Fleschenberg: Discovering the Gender Face of Politics	82
Phoebe Holdgrün, Julia Schmitz: Gender-Space: Überwindung von Räumlichkeiten und Begrenzungen	84
Lisa Mense: Von den Frauenstimmen zur Geschlechtergleichheit Frauenbewegungen und Geschlechterpolitik	85
Stefanie Rieger-Goertz, Heike Harbecke: "Mansbilder" kritisch unter die Lupe genommen	86

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

- Eveline Christof / Edgar Forster / Lydia Müller / Barbara Pichler / Nina Rebhandl / Christopher Schlembach / Petra Steiner / Barbara Strametz: Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. 88
- Schäfer, Rita (2005): Im Schatten der Apartheid. Frauen-Rechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika. 90

Neuerscheinungen

- Maria Anna Kreienbaum, Tamina Urbaniak: Jungen und Mädchen in der Schule. Konzepte der Koedukation 93
- Andrea D. Bührmann, Katrin Hansen, Martina Schmeink, Aira Schöttelndreier (Hg.): Das Unternehmerinnenbild in Deutschland 93
- Susanne Hertrampf, "Zum Wohle der Menschheit": Feministisches Denken und Engagement internationaler Aktivistinnen, 1945-1975. 94
- Cornelia Feider: Berufsrückkehrerinnen: Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive 94
- Ulrike Hänsch: "Jetzt ist eine andere Zeit" Ostdeutsche Frauen erzählen 94
- Ulrike Schultz: Reader "Frauenbilder" 95
- Ulrike Schultz: Reader "Frauen und Recht" 95
- Ulrike Schultz: Lebensbilder junger Frauen 95
- Ulrike Schultz: Künstlerinnenband 95
- Ulrike Schultz: Women in the Legal Profession 95
- Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper 95
- Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten 96
- Hochschild, Arlie: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet 96

Liebe LeserInnen,

mit der aktuellen Ausgabe des Journals Netzwerk Frauenforschung NRW können wir ein kleines Jubiläum feiern, da mit diesem Heft die 20. Ausgabe erscheint. Ein klein wenig sind wir stolz auf diese Entwicklung, denn aus einem internen Rundbrief ist eine veritable Zeitschrift geworden, die einen fundierten Einblick in wichtige Forschungen und aktuelle Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen in NRW bietet und zugleich Zeichen eines gelungenen interdisziplinären Austausches zwischen den Frauen- und Geschlechterforscherinnen in NRW ist. Dass diese Entwicklung nur durch die aktive Zusammenarbeit der Mitglieder des Netzwerks untereinander und mit der Koordinationsstelle möglich war, ist uns sehr bewusst - wir danken allen Autorinnen, die zum Gelingen der vorangegangenen Hefte und der vorliegenden 20. Ausgabe beigetragen haben herzlich für die gute Zusammenarbeit und Unterstützung!

Wir freuen uns, dass wir auch in diesem Heft neben einigen Neuigkeiten aus dem Netzwerk, unter denen wir den Call for Papers für die 5. Conference "Gender Equality in Higher Education" (Berlin 2007) besonders hervorheben möchten, mit Prof. Dr. Yvonne Doderer und Prof. Dr. Annette Kreuziger-Herr wieder zwei neue Netzwerkprofessorinnen vorstellen können. Wir heißen sie ebenso willkommen wie den aktuellen Gastprofessor der Marie-Jahoda-Gastprofessur Prof. Dr. Don Kulick von der New York University.

Ein erster Schwerpunkt der aktuellen Ausgabe widmet sich kulturwissenschaftlichen Themenstellungen. Zwei dieser Beiträge sind auf die Tagung des Netzwerks "Gender + Kultur = Genderkulturen?" vom Januar dieses Jahres zurückzuführen: Zum einen der Beitrag von Gabriele Mentges über die kulturelle Konstruktion von Gender in Uniformierungsprozessen, zum anderen der Beitrag von Michiko Mae über das in Japan entwickelte "Gender-Free-Konzept" und der Herausbildung (trans-)kultureller Identitäten im japanischen Modernisierungsprozess. Ergänzt wird der kulturwissenschaftliche Schwerpunkt durch die Tagungsberichte zu "Morality, Agency, Evidence" (von Christina König), zu "Schmerz und Gender" (von Iris Hartmann) und zu "Gender-Space" (von Phoebe Holdgrün, Julia Schmitz).

Einen zweiten Schwerpunkt bilden die Forschungen zu Fachkulturen und Geschlechterverhältnissen: Jennifer Dahmen und Felicitas Sagebiel analysieren in ihren Beiträgen den nach wie vor niedrigen Anteil weiblicher Studierender und Absolventinnen in den Ingenieurwissenschaften. Vergleichsweise neu ist der Blick auf das korrespondierende Phänomen des sehr niedrigen Männeranteils in den Erziehungswissenschaften. Hierzu stellen Inken Tremel und Sebastian Möller erste Ergebnisse ihres Forschungsprojektes zu den Beweggründen junger Männer zur Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiums vor. Mit dem Beitrag der Forscherinnengruppe Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Bianca Röwekamp und Hannah Müller über geschlechtsspezifische Dimensionen der Verantwortung für pflegebedürftige Eltern wird nicht nur eine beeindruckende Fallgeschichte der Familie R. beschrieben, sondern auch gezeigt, wie Ergebnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung als "Lerngeschichten" in Qualifizierungsmaßnahmen für Pflegekräfte in die Praxis zurückfließen können.

Einen letzten Schwerpunkt bilden Fragen nationaler und internationaler Politik. Doris Lucke widmet sich am Beispiel der Kanzlerin Merkel dem bundesrepublikanischen Diskurs über Macht (von Frauen), Gudrun Lachenmann und Andrea Fleschenberg thematisieren wichtige entwicklungspolitische Fragestellungen.

Bei aller Verschiedenheit der Inhalte ist ein Hinweis in vielen Beiträgen und Tagungsberichten enthalten: Der Hinweis auf die "Finanzierung durch das Wissenschaftsministerium NRW im Rahmen des ,HWP-Fachprogramms Chancengleichheit'" - ein deutliches Indiz für den zentralen Stellenwert des von Bund und Land gemeinsam finanzierten Forschungsförderungsprogramms für die Weiterentwicklung interdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. Sollte die Föderalismusdiskussion dazu führen, dass zukünftig keine gemeinsamen Bund-Länder-Programme zur Forschungsförderung aufgelegt werden, ist eine nrw-eigene Forschungs- und Förderungspolitik unabdingbar - in Ergänzung der Zielvereinbarungen zwischen Hochschulen und "Innovationsministerium" mit verbindlichen Aussagen zum "Gender-Mainstreaming" in der Personalpolitik. Die Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in NRW braucht Beides - sowohl die Sicherung der personellen Ausstattung als auch die Förderung innovativer Forschung. Schließlich wollen wir in einigen Jahren das 40. Heft des Journal Netzwerk Frauenforschung feiern!

In diesem Sinne verbleiben wir mit freundlichen Grüßen und besten Wünschen für eine anregende Lektüre
Ruth Becker, Beate Kortendiek - Dortmund, im Mai 2006

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor

Prof. Dr. Yvonne Doderer

Professorin für gendermediadesign an der Fachhochschule Düsseldorf

Yvonne P. Doderer ist Professorin für Gender MediaDesign an der FH Düsseldorf sowie Lehrbeauftragte an der Merz Akademie in Stuttgart.

Studium Architektur und Stadtplanung an der TU Stuttgart, Tätigkeit als freie Planerin, Promotion an der Universität Dortmund zu feministischer Frauenöffentlichkeit und urbanem Raum, Gründung des "Büro für transdisziplinäre Forschung und Kulturproduktion" (www.transdisciplinary.net).

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Stadt-, Raum- und Kulturforschung, Frauen-, Queer- und Geschlechterforschung sowie Theorie und Praxis von Gegenwartskunst. Ihr aktuelles Forschungsprojekt "Doing Beyond Gender" beschäftigt sich mit Kunst- und Kulturproduktion jenseits vom Geschlechterdualismus.

Ausstellungsbeteiligungen (Auswahl)

Lippenstiftbilder, Halle 14/Berlin; First Story - Women Building/New Narratives for the 21st Century/Kulturhauptstadt Porto 2001; Kunstprogramm, Internationale Frauenuniversität (ifu)/Kassel; Dream City/München; Sex and Space, Steirischer Herbst/Graz

Vorträge in Kunst + Wissenschaft (Auswahl)

ArtArt Laboratory/Sulaimani/Nordirak; Württembergischer Kunstverein/Stuttgart; Center of Experimental Art/Yerevan/Armenien; 3. Berlin Biennale/Kunstwerke Berlin; Depot/Wien; Ersatzstadt - Hier entsteht/Volksbühne Berlin; TU, Humboldt Universität/Berlin; Generali Foundation/Wien; Institut für Wissenschaft und Kunst/Wien; Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum/Universität Bielefeld, International Contemporary Art Experts Forum (ARCO)/Madrid; Kungliga Konsthögskolan / Stockholm; Shedhalle/Zürich; Statens Kunstkademio/Oslo

Veranstaltungskonzeption + Realisation (Auswahl)

Reclaim the Cities im Rahmen von "urban scans", Kunstraum München 2004
Geographies Out of Gender, Künstlerhaus Stuttgart/haus.0, Stuttgart 2002

Veröffentlichungen (Auswahl)

Yvonne P. Doderer: Urbane Praktiken. Strategien und Raumproduktionen feministischer Frauenöffentlichkeit, Münster 2003



(Foto: Jörg Reich)

Yvonne P. Doderer (Hg.): never give up!, Kunstverein München, München 1999

Aufsätze (Auswahl)

"Other Looks - Feministische Interventionen im künstlerischen und kulturellen Feld" In: Benzer, Sabine (Hg.): Creating the Change, Wien 2006

"Kunstens rolle i samfunnet" (zusammen mit Ute Meta Bauer) In: Samtiden, Tidsskrift for Politikk, Literatur og Samfunnsspørsmål, Nr. 2, Oslo 2005

"Frauenprojekte"(mit Beate Kortendiek) In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Reihe Geschlecht & Gesellschaft, Wiesbaden 2004

"War on Cities" In: ARR, Idéhistorisk Tidsskrift, Nr. 2/3, Norsk Kulturråd, Institutsjonen Fritt Ord, Institutt for Kulturstudier, Oslo 2004

"Die ungelesene Seite von Planung" In: Fetzer, Jesko; Heyden, Mathias (Hg.): Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung, Berlin 2004

"Im Zeitalter des Postfeminismus!? Überlegungen zur Notwendigkeit einer Standortbestimmung" In: dérive, Zeitschrift für Stadtforschung, Nr. 15, März, Wien 2004

"womens of Berlin" In: Ute Meta Bauer (Hg./ed.): komplex Berlin complex berlin, 3. berlin biennale für zeitgenössische Kunst, Berlin 2004

"womenspacework" In: Biemann, Ursula (Hg.): Geografie und die Politik der Mobilität/Geography and the Politics of Mobility, Köln/Wien 2003

"Women - Space - Work" In: Baumann, Leonie; Goehler, Adrienne; Loreck, Barbara (Hg./ed.): Remote Sensing. Laboratories of Art and Science, Berlin 2002

Kontakt und Information

Prof. Dr. Yvonne Doderer
Georg-Glock-Str. 15
FH Düsseldorf Nord
40474 Düsseldorf
(0711) 63-669 59
yp.doderer@fh-duesseldorf.de

Prof. Dr. Annette Kreutziger-Herr

Professorin für Musikwissenschaft, Gender Studies und Kulturwissenschaften an der Hochschule für Musik Köln

Annette Kreutziger-Herr studierte in Hamburg, Kiel und Bologna Historische und Systematische Musikwissenschaft, Italianistik und Mediävistik und erhielt eine private Ausbildung in Klavier, Cembalo, Orgel und Gesang. Sie promovierte als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes 1990 mit der Arbeit Johannes Ciconia (ca. 1370-1412): Komponieren in einer Kultur des Wortes. Von 1993 bis 1999 war sie Wissenschaftliche Assistentin für Historische Musikwissenschaft an der Universität Hamburg und beschäftigte sich unter anderem mit Alter und Neuer Musik, widmete sich Themen aus der kulturwissenschaftlichen Erforschung der Musik des 19. und 20. Jahrhunderts - mit Themen wie Tod, Kindheit und Ritual - und baute die interdisziplinäre Vernetzung des Instituts aus. In der Zeit wurden Projekte zwischen dem Musikwissenschaftlichen Institut und der Musikhochschule Hamburg, dem Ethnologischen Institut, dem Literaturwissenschaftlichen Seminar und dem Historischen Seminar ins Leben gerufen. Andere Projekte betrafen "Amerikanische Musik im 20. Jahrhundert", "Musik und Literatur" - und die von ihr begründete Reihe "Hamburger Musikgespräch" führte eine Vielzahl von Persönlichkeiten des internationalen Kulturbetriebes ins Hamburger Institut.

Zusätzlich leistete sie Beratungstätigkeit für Claudio Abbado, war Mitglied von Jurys zur Prämierung zeitgenössischer Musik, leistete Radioarbeit für den SFB (jetzt RBB) und NDR, lehrte im In- und Ausland (Italien, Norwegen, England, USA) und war zwei Mal als Gastprofessorin am Smith College in Northampton, Massachusetts.

Von 2001 bis 2004 war sie als Hochschuldozentin für Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik und Theater Hannover tätig und habilitierte 2002 an der Universität Hamburg mit einer Arbeit zur Musik des Mittelalters.

Seit 2005 ist sie Professorin für Musikwissenschaft und Kulturwissenschaften an der Hochschule für Musik Köln wobei Schwerpunkte ihrer Arbeit Alte Musik, die Musik des 19. und 20. Jahrhunderts sowie neue methodische kulturwissenschaftliche Zugänge zur Musik sind, unter denen Frauen- und Genderforschung und Rezeptionsgeschichte herausragen.

Sie bringt das Biographienprojekt "Europäische Komponistinnen" ebenso mit wie ein Drittmittelprojekt (gefördert von der Mariann Steegmann Foundation, Zürich), in dem in den nächsten Jahren Forschungen zum Thema "Historiographische



Tradition und Innovation um Frauen in der Musik" gefördert werden. Teilgebiete sind die Erstellung einer Quellensammlung zur Musikästhetik, die Mitarbeit am Internetportal "Musik

und Gender im Internet", die Unterstützung musikwissenschaftlicher Promotionsvorhaben und die Vorbereitung von Publikationen zu methodischen Fragen der Musikgeschichtsschreibung. Auch ist zentraler Aspekt ihrer Arbeit die stärkere Vernetzung der Hochschule mit anderen Kölner Institutionen sowie die interdisziplinäre Zusammenarbeit auf europäischer Ebene mit den Literaturwissenschaften, der Genderforschung und den historischen Wissenschaften. Es geht ihr um eine Vertiefung musikwissenschaftlichen Arbeitens mit der musikalischen Praxis und um die Beförderung von Neugier am Nachdenken über Musik - vom Erschließen von weiten Horizonten.

Die Anliegen und methodischen Perspektiven zeitgemäßer Kulturwissenschaften drehen den Forschungsgegenstand Musik in ein neues Licht, blicken eher auf Prozesse als auf Werke und sehen in Wissenschaft weniger einen Pool an Wissen und Methoden als vielmehr eine prozessorientierte Praxis, in deren Mittelpunkt der Mensch steht.

Unter den mehr als fünfzig Veröffentlichungen zu musikhistorischen Fragestellungen, zur kulturellen Konstruktion von Geschlecht und Jugend, zur Rezeptions-, Mentalitäts- und Ideengeschichte ist als jüngste Buchpublikation zu nennen "Ein Traum vom Mittelalter. Die Wiederentdeckung mittelalterlicher Musik in der Neuzeit" (Köln/Weimar 2003). Die Publikation wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt.

Im Lebenslauf dürfen last but not least zwei zentrale Werke nicht fehlen: Vincent-Immanuel, der 1988 geboren wurde und heute auf ein humanistisches Gymnasium geht, und Anna-Zoe, die 1992 das Licht der Welt erblickte und derzeit die 8. Klasse eines musisch-altsprachlichen Gymnasiums besucht. Die Kinder spielen Cello, Klavier und Querflöte, und da der Ehemann Klaus-Hendrik Herr Saxophon spielt und Jazzliebhaber ist, ist die Familie ein vieltönendes Quartett.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Annette Kreutziger-Herr
Hochschule für Musik Köln
Dagobertstraße 38
50668 Köln
(0221) 912818-239

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Sommersemester 2006

Gastprofessor Prof. Dr. Don Kulick

Im Sommersemester 2006 wird der Sozialanthropologe Prof. Dr. Don Kulick die Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Frauenforschung an der Ruhr-Universität Bochum besetzen. Don Kulick lehrt derzeit an der New York University und ist Direktor des dortigen Center for the Study of Gender and Sexuality and the Gender and Sexuality Studies Program at NYU. Don Kulick wies sich durch Feldstudien in Papua - Neuguinea, Brasilien, Italien und in Schweden aus. Er forscht zu den Bereichen linguistische Anthropologie, Gender und Sexualität.

Don Kulick publizierte zu Themen wie sprachlicher Sozialisation, dem Verhältnis von Sprache und Sexualität, Queer Theory und Prostitution.

Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen gehören:

The Language and Sexuality Reader, compiled and edited by Deborah Cameron and Don Kulick. London and New York, 2006.

Fat: The Anthropology of an Obsession, edited by Don Kulick and Anne Meneley. New York, 2005.

Taboo: Sex, Identity, and Erotic Subjectivity in Anthropological Fieldwork, edited by Don

Kulick and Margaret Willson. London and New York, 1995.

Don Kulick wird im Juni 2006 an der Ruhr-Universität Bochum zu Gast sein und ein Blockseminar zum Thema "The Anthropology of Sexuality and Gender" unterrichten. Das Seminar wird auf Englisch stattfinden und steht Interessierten aller Fachrichtungen offen. Am 23.06.2006 wird Don Kulick im Rahmen eines Symposions zu Michel Foucault anlässlich seines 80. Geburtstages an der Ruhr-Universität in Bochum einen Vortrag zum Thema "Sexual Politics in Sweden" halten (<http://www.foucault-symposion.de/index.htm>), zu dem wir Sie hiermit schon herzlich einladen möchten.

Don Kulick steht während seines kurzen Aufenthaltes in Bochum interessierten Institutionen für Vorträge zur Verfügung .

Weitere aktuelle Informationen zur Gastprofessur finden Sie auf unserer Homepage: www.rub.de/jahoda; zu Don Kulick auch auf seiner Instituts-homepage

<http://www.nyu.edu/fas/Faculty/KulickDon.html>

Kontakt und Information:

Nicole Bartocha
Kordinatorin der Marie-Jahoda-Gastprofessur (Vertretung)
Ruhr-Universität Bochum, GC
04/501
44780 Bochum
(0234) 32 22267
nicole.bartocha@rub.de

Kurznachrichten

„Qualifizierung in der Gleichstellung“: Online-Studiengang „VINGS“

An der FernUniversität in Hagen bieten wir seit dem WS 2002/03 mit VINGS-Qualifizieren ein weiterbildendes, virtuelles Studium für Frauen und Männer an, die an Geschlechter- und Gleichstellungsfragen für ihre berufliche Praxis interessiert sind. Das Studium hat zum Ziel, Grundlagen, Theorie und Praxiswissen der Gleichstellungsarbeit zu vermitteln und sie zu professionalisieren.

Im Sommersemester 2006 bieten wir die Kurse „Grundlagen der Gleichstellungsarbeit“, „Geschlecht und Körper“ sowie „Rechtsfragen des Zusammenlebens“ und den „Kompaktkurs Gender Mainstreaming“ an. Zusätzlich können die englischsprachigen Kurse „Equal Opportunities in Comparative Perspective“ und „Equal Opportunities and Discrimination in EU-Law“ belegt werden.

Unser Angebot ist modular aufgebaut und kann innerhalb eines Jahres absolviert werden. Die Kurse werden über das Internet angeboten und durch optionale Präsenzveranstaltungen ergänzt. Der erfolgreiche Abschluss wird durch ein Zertifikat der FernUniversität in Hagen bestätigt.

Über unsere Studienordnung, Gebühren und Inhalte gibt es weitere Informationen unter www.vings.de/qualifizieren. Das Anmeldeformular für unsere „Qualifizierung Gleichstellung“ kann man von dort herunterladen.

Kontakt und Information
FernUniversität in Hagen
VINGS Qualifizieren
Postfach 940
58084 Hagen
Tel: +49 (0) 2331 987 4219
Fax: +49 (0) 2331 68 88 96
ulrike.schultz@fernuni-hagen.de
www.vings.de/qualifizieren

gender forum – Online Journal zu Gender Studies

Mit Imagendering II ist im Februar 2006 zum nunmehr dreizehnten Mal die Online-Zeitschrift *gender forum* erschienen (<http://www.genderforum.uni-koeln.de>). Die aktuelle Ausgabe befasst sich mit der Visualisierung von Geschlecht in verschiedenen Medien und Genres. Darüber hinaus präsentiert Imagendering II Buchbesprechungen kürzlich erschienener theoretischer Werke aus dem Bereich der Gender Studies, sowie ein Interview mit der britischen Schriftstellerin Laura Wade, die unlängst den Critics Circle Award als vielversprechendste Dramenautorin gewinnen konnte.

Unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Neumeier wurde *gender forum* am Englischen Seminar der Universität zu Köln ins Leben gerufen um der Vielfalt, Aktualität und interdisziplinären Reichweite von Gender Studies Rechnung zu tragen. Als virtuelles Medium bietet die englischsprachige Zeitschrift eine weltweit zugängliche Plattform für die Diskussion literarischer, kultureller und politischer Entwicklungen im Rahmen der Gender Studies und bildet damit das interaktive Pendant zu der Literaturlatenbank *gender Inn* (<http://www.genderinn.uni-koeln.de>). Die im Netz abrufbaren Beiträge zu gegenwärtigen Fragestellungen der Gender Studies werden durch Rezensionen wissenschaftlicher Neuveröffentlichungen sowie durch aktuelle englischsprachige Lyrik oder Prosa ergänzt. In Verbindung mit einer regelmäßig aktualisierten Link- und Konferenzliste wird so ein kommunikatives, globales Netzwerk für WissenschaftlerInnen und Studierende aus einer Vielzahl akademischer Bereiche geboten.

gender Inn – Internet Datenbank zur Frauen- und Geschlechterforschung

Gender Inn, eine Online-Datenbank am Englischen Seminar der Universität zu Köln, katalogisiert Forschungsliteratur zur Frauen- und Geschlechterforschung und erschließt diese seit 1997 für systematische Recherchen im Internet. Unter <http://www.genderinn.uni-koeln.de> können interessierte Studierende und WissenschaftlerInnen die über 8800 detailliert aufgenommenen Buch- und Aufsatztitel mit Hilfe eines umfassenden Schlagwortkatalogs gezielt durchsuchen.

Verzeichnete die Datenbank in ihrer Anfangsphase hauptsächlich Sekundärliteratur zur feministischen Literaturwissenschaft (mit Schwerpunkt auf britischer und amerikanischer Literatur) sowie zur feministischen Theoriebildung, handelt es sich heute mehr und mehr – dem Charakter der Gender Studies entsprechend – um ein transdisziplinäres Projekt, in welches Veröffentlichungen aus einer Vielzahl von Fachrichtungen Eingang finden (nicht nur aus den Literaturwissenschaften, sondern z. B. auch aus den Bereichen Geschichte, Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Psychologie, Medienwissenschaften u.v.m.). Auch die Literatur der im Kontext der Gender Studies entstandenen Disziplinen Gay and Lesbian Studies, Queer Studies und Masculinity Studies spielt eine immens wichtige Rolle im Bestand der Datenbank. Des weiteren bietet *gender Inn* eine gut sortierte Linksammlung zu thematisch verwandten Seiten sowie eine Übersichtsbibliografie zu einführender Literatur in verschiedene Themenkomplexe der Gender Studies.

Kontakt und Informationen
gender forum – Online Journal
 zu Gender Studies
gender Inn – Datenbank zur
 Frauen- und Geschlechterfor-
 schung
 Universität zu Köln
 Englisches Seminar / Lehrstuhl
 Prof. Dr. B. Neumeier
 Albertus-Magnus-Platz
 D-50923 Köln
 Tel.: +49 – (0)221 – 470 – 3030
 Fax: +49 – (0)221 – 470 –
 6931
database-genderinn@uni-koeln.de
gender-forum@uni-koeln.de
<http://www.genderinn.uni-koeln.de>
<http://www.genderforum.uni-koeln.de>

Maria Sibylla Merian-Postdoc-Programm am Essener Kolleg für Geschlechterforschung

Im Mai 2006 startet am Essener Kolleg für Geschlechterforschung das Maria Sibylla Merian-Postdoc-Programm, das maximal 20 Wissenschaftlerinnen der Universität Duisburg-Essen, die sich in der Postdoc-Phase befinden, auf internationale Karrierewege vorbereiten möchte. Bewerben können sich Wissenschaftlerinnen aus den Bereichen Natur-, Technik-, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften, Sozialwissenschaften und Medizin nach der Promotion.

Das Programm zielt auf den interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs zwischen unterschiedlichen Forschungsdisziplinen. Zugleich wird eine Schulung der Gendersensibilität in Karriere- und Forschungsfragen angestrebt. Abend- und Wochenendveranstaltungen sollen den Grundstein für eine erfolgreiche Wissenschaftskarriere bieten.

- Vorträge international renommierter Wissenschaftlerinnen
- Vorbereitung auf außeruniversitäre Forschungskarrieren (Forschungsprojekte und Praktika in außeruniversitären Forschungseinrichtungen und F&E-Abteilungen der Industrie)
- Erweiterung der Forschungsausrichtung auf Interdisziplinarität

Kontakt und Information
 liane.schueller@uni-due.de,
 (0201) 183-4459
 randi.wallmichrath@uni-
 due.de,
 (0201) 183-2897

- Umfassende Seminarangebote (Drittmittelakquise, Wissenschaftsstrukturen, Führungsqualifikation, Konfliktmanagement etc.)

Leitung des Programms: Prof. Dr. Doris Janshen, Direktorin des Essener Kollegs für Geschlechterforschung; Prof. Dr. Dieter Bingmann, Neurophysiologie; Prof. Dr. Alfons Fischer, Maschinenbau, Medizintechnik; Prof. Dr. Marika Schleberger, Physik; Prof. Dr. Karen Shire Ph.D., Soziologie

Hochschulrankings nach Gleichstellungsaspekten

Das Ranking beruht auf quantitativen Daten aus dem Jahr 2003. Bewertet werden die Hochschulen und Länder in den Bereichen Studierende, Promotionen, Habilitationen; wissenschaftliches und künstlerisches Personal und Professuren. Berücksichtigt werden auch Veränderungen im Zeitverlauf beim wissenschaftlichen und künstlerischen Personal und bei den Professuren.

Erstmals legt das CEWS eine Länderauswertung der Daten vor. Damit sollen Anhaltspunkte gegeben werden, ob und wie sich unterschiedliche gesetzliche Vorgaben und politische Maßnahmen auf Länderebene auf die Fortschritte in der Gleichstellung an Hochschulen auswirken. Damit soll ein quantitativer Ländervergleich ermöglicht werden.

Download des Ranking: http://www.cews.org/cews/files/306/de/CEWS_Gleichstellungsranking2005.pdf

Kontakt und Information:
 Dr. Andrea Löther
 Kompetenzzentrum Frauen in
 Wissenschaft und Forschung
 CEWS
 (0228) / 734837
 loether@cews.uni-bonn.de

ps personal success

Seit Oktober 2005 bietet das Zentrum Frau in Beruf und Technik Akademikerinnen aus naturwissenschaftlichen und technischen Bereichen Trainings und Netzwerke an, um sie beim beruflichen Einstieg, Wiedereinstieg und Aufstieg zu unterstützen. Das Seminarprogramm ps personal success findet an den Universitätsstandorten Bochum, Dortmund, Duisburg und Essen statt und wurde in Kooperation mit den dortigen Arbeitsagenturen sowie Hochschulen entwickelt und wird zudem mit Unterstützung der örtlichen Regionalstellen Frau & Beruf durchgeführt.

Genauere Informationen unter: (http://www.zfbt.de/frauen_in_fuehrung/ps-personal_success.htm)

Kontakt und Information
 Susanne Kraye
 Zentrum Frau in Beruf und
 Technik
 Erinstraße 6
 44575 Castrop-Rauxel
 Tel.: (0 23 05) 9 21 50-10
 Fax: (0 23 05) 9 21 50-49
 www.zfbt.de

Johanna Bussemer, Masha Gerding:

1. Symposium für Nachwuchswissenschaftlerinnen in den Gender Studies an der RUB erfolgreich durchgeführt

Am 7. Februar 2006 wurde das erste Symposium für NachwuchswissenschaftlerInnen aus den Gender Studies an der RUB durchgeführt. Die Idee für dieses Symposium entstand im Rahmen eines Gleichstellungsprojektes zur Berufsqualifizierung der Fakultät für Sozialwissenschaft in Kooperation mit den Lehrenden des Forschungs- und Praxisschwerpunktes "Restrukturierung der Geschlechterverhältnisse" sowie dem MA-Studienfach Gender Studies.

Ziel des Symposiums war es, NachwuchswissenschaftlerInnen, die im Bereich der Gender Studies ihre Forschungsvorhaben angesiedelt haben bzw. ansiedeln wollen, stärker zu vernetzen und eine interdisziplinäre Kooperation zu stärken. Erfreulicherweise konnten NachwuchswissenschaftlerInnen für diese Veranstaltung gewonnen werden, die sehr verschiedene Stadien in ihrer wissenschaftlichen Karriere erreicht haben: so waren neben Studierenden des MA-Studienfaches Gender Studies AbschlussabsolventInnen der SoWi-Fakultät und MitarbeiterInnen des FPS "Restrukturierung der Geschlechterverhältnisse" anwesend. Das Symposium bestand aus zwei Teilen. Im ersten Teil fand ein intensiver Austausch über die jeweiligen Forschungsvorhaben statt. Vier NachwuchswissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen (Ethnologie, Politikwissenschaft, Soziologie) stellten ihre Projekte zur Diskussion. Für den zweiten Teil der Veranstaltung, die das Thema "Forschungsmarketing" hatte, konnte als Referentin und Beraterin Frau Dr. Gudrun Schäfer von TransResearch gewonnen werden. Sie gab allen TeilnehmerInnen Hinweise zur Organisation ihrer Veröffentlichungen und zur Entwicklung eines eigenen Forschungslabors.

Die intensiven Diskussionen der Forschungsvorhaben von Charlotte Ullrich (Der Körper in der Wissensgesellschaft am Beispiel reproduktionsmedizinischer Behandlungen von unerfülltem Kinderwunsch), Lüder Tietz (Schwul-les-bi-trans-inter-queeres Selbstverständnis im indigenen Nordamerika), Franka Hes-

se (Weblogs von Frauen: Eine Analyse der Geschlechterbeziehungen neuer Öffentlichkeiten im Internet) und Michael Hahn (Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Soldatinnen und Soldaten einer veränderten Bundeswehr mit neuem Auftrag) haben das starke Interesse an einem interdisziplinären Austausch deutlich gemacht. So wurde sich nicht nur aus unterschiedlichen Perspektiven immer wieder an die Kategorie Gender in diesen verschiedenen Kontexten herangetastet, sondern es hat sich auch gezeigt, dass die Diskussionen immer neue Forschungsfragen und -vorhaben aufwerfen können. Deswegen wurde mit allen Anwesenden verabredet, ein weiteres Symposium dieser Art zu veranstalten und zusätzlich einen E-Mail-Verteiler einzurichten. Die Handouts zu den Vorstellungen der Forschungsprojekte können unter www.rub/genderstudies.de eingesehen werden.

Kontakt und Information
Ruhr-Universität Bochum
Koordinationsstelle
Gender Studies - Kultur,
Kommunikation, Gesellschaft
Fakultät für Sozialwissenschaft
GC 04/161
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
(0234) 32-28133
genderstudies@rub.de

Documented and Undocumented Migration within Europe

Internationale Konferenz vom 12.-14. Januar 2006 an der Universität Dortmund

Europäische Migrationsregime, innereuropäische Wanderbewegungen und neue Migrationsmodi standen im Mittelpunkt der internationalen Konferenz, bei der Wissenschaftler/innen aus der Bundesrepublik, Griechenland, Italien, den Niederlanden, Polen, Schweden, Spanien, der Türkei, der Ukraine und den USA ihre Forschungsarbeiten präsentierten und vor dem Hintergrund der politischen und ökonomischen Transformationsprozesse seit 1989 diskutierten (vgl. Programm der internationalen Konferenz unter: <http://www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de/chronik.htm>).

Die Konferenz wurde im Kontext des von der VW-Stiftung finanzierten binationalen Forschungsprojekts ‚Grenzräume – Zwischenräume: Migration polnischer Frauen in Ruhrgebiet‘ durchgeführt. Das Forschungsprojekt ist an der Universität Dortmund im ‚Interdisziplinären Forschungsschwerpunkt: Dynamik der Geschlechterkonstellationen‘ angesiedelt (vgl. <http://www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de>).

Kontakt und Information
Dr. A. Senganata Münst
Universität Dortmund
Emil-Figge-Str. 50
44221 Dortmund
(0231) 755-4592
SMuenst@fb12.uni-
dortmund.de

Erstes Treffen der Eltern-Service-Büros an Hochschulen in NRW

Am 17. November 2005 trafen sich die MitarbeiterInnen der Eltern-Service-Büros an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen.

Eltern-Service-Büros sind Beratungs- und Vermittlungsstellen für Hochschulangehörige, die ein Kind erwarten oder bereits Eltern sind. Sie dienen dazu, die Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Studium an der jeweiligen Hochschule zu fördern und zu verbessern. Hierzu bieten sie u. a. Informationen, Unterstützung und Beratung an.

Das Angebotsspektrum des Eltern-Service-Büros der RWTH Aachen umfasst beispielsweise:

- Hilfe bei der Suche nach individueller Betreuung für Kinder jeden Alters,
- Vermittlung von Tagesmüttern/-vätern und Kinderfrauen,
- Vermittlung von kurzzeitiger Betreuung,
- Beratung zu Fragen des Mutterschutzes und der Elternzeit,
- Sozialberatung für hochschulangehörige Eltern,
- Informationsveranstaltungen für Hochschulangehörige
- Durchführung von Ferienfreizeiten für Kinder Hochschulangehöriger.

Das Treffen wurde vom Eltern-Service Büro der RWTH Aachen organisiert. Teilgenommen haben MitarbeiterInnen folgender Einrichtungen:

- Elternservicebüro „PRO KIDS“ der Universität Bochum
- Uni-Servicebüro für Eltern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
- Heinrich-Heine Universität Düsseldorf
- Elternservice der Universität Duisburg-Essen
- Eltern-Service Büro der RWTH Aachen.

Da jedes der hier genannten Eltern-Service-Büros unterschiedliche Schwerpunkte hat, stand im Mittelpunkt des Treffens das Kennenlernen der unterschiedlichen Arbeitsschwerpunkte, der gegenseitige Austausch, die Möglichkeit der zukünftigen Zusammenarbeit und Vernetzung der Eltern-Service-Büros.

Das nächste Treffen wird ausgehend vom „Uni-Servicebüro für Eltern“ der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn Mitte Mai 2006 in Bonn stattfinden. Schwerpunkte werden Erfahrungsberichte über den „Familienservice“ und den „BUK“ (Betrieblich unterstützte Kinderbetreuung) sein, sowie ein Vortrag zu Inhalten der Zertifizierung von Tagesmüttern/-vätern und der Anerkennung von Tagesmüttern.

Kontakt und Information:
www.gsb.rwth-aachen.de
eltern@rwth-aachen.de

Weitere Informationen zu
Eltern-Service-Büros und
Kinderbetreuungseinrichtungen
unter: [www.kinderbetreuung-
hochschulen.nrw.de](http://www.kinderbetreuung-hochschulen.nrw.de)



5th European Conference on Gender Equality in Higher Education

We are pleased to invite you to the fifth European Conference on Gender Equality in Higher Education. The conference will take place in Germany, at Humboldt-University Berlin August 28-31, 2007.

This is the fifth in a series of European conferences on this subject. The conferences have been organized by the European Network of Gender Equality in Higher Education, an informal network of academics and higher education practitioners from universities in Europe and elsewhere. The first Conference was organised by the University of Helsinki in 1998 and resulted in the creation of the Network. Since that first conference, the European Network of Gender Equality in Higher Education has developed through an email distribution list (eq-uni@helsinki.fi managed by the University of Helsinki). The network has been growing steadily and has been supported the organisation of the following European Conferences on Gender Equality in Higher Education that have taken place since in Zurich, Switzerland (2000), Genoa, Italy (2003) and Oxford, England (2005).

The conference in 2007 aims at providing a unique forum of scientists and practitioners to debate and exchange experiences on the issue of gender inequality in higher education.

The conference in Berlin is organised by a partnership involving Humboldt-University in Berlin, the Center of Excellence Women and Science CEWS in Bonn, in cooperation with the European Network of Gender Equality in Higher Education, the Interdisciplinary Center of Women's Re-search and Gender Studies (IFF), University Bielefeld, and women from other German universities.

The Berlin conference seeks to attract academics, gender equality practitioners and research students. We are particularly interested in encouraging researchers who are just starting out in their research careers to participate in the conference.

Program

The conference will open on the afternoon of Tuesday 28 August and close on Friday 31 August 2007. There will be four main tracks:

- Excellence, Research Policy and Gender Bias
- Disciplinary Perspectives
- Gender Equality Programmes
- The Bologna-Process

These four tracks will be organized in parallel workshops. Keynote speakers will introduce the themes in plenary sessions. There will also be room for poster presentations.

For more information see the track description below.

In addition to these four main tracks, we will offer

- a panel discussion on "Gender Studies and Beyond" to analyse the opportunities of graduates of Gender Studies in the labour market,
- a roundtable to reflect on the outcome of the preceding European conferences on Gender Equality in Higher Education,
- an international business meeting for experts and administrators of gender equality programmes.

Abstracts

Paper proposals are welcome from established scholars, young researchers and practitioners. Inter- and trans-disciplinary approaches and joint papers by researchers and practitioners are particularly encouraged.

Your abstract should not exceed 1600 characters and should be structured along the following lines: research question and design and results. Please describe the method(s) used and indicate if you want to present a project that is still work in progress, finished but not yet published, or already published.

Please use the proposal form on the website (<http://www2.hu-berlin.de/eq-berlin2007>) to submit your paper.

Full papers as well as poster presentations are welcome - please indicate the form of your presentation. Presentation time for oral presentation is about 20minutes. Time slots for poster presentations will be indicated in the programme with an oral presentation of 5 minutes for every poster will be offered.

Proposals will be accepted according to their quality. Other general criteria for the acceptance of a paper are:

- aims of the tracks (see track descriptions below)
- innovativeness of the research question / research design, policy approach or intervention
- analytical development of the topic
- the organisers are interested in inter- and transdisciplinary research as well as in papers based on an analytical perspective.

Papers dealing with questions of gender and race, class, sexual orientation or age discrimination are especially welcome.

We also invite practitioners to present papers. We especially encourage papers based on the experience of practitioners and academics working together. General criteria for these abstracts are:

- innovative action and intervention to promote gender equality in higher education
- interventions and programmes that are transferable to other institutions/countries,
- examples of effective positive actions.

The conference will be an opportunity to present the research of well established scholars as well as young scientists.

Deadline for submission of abstracts: 31 August 2006.

Decisions on the acceptance or rejection of papers will be made in November 2006.

We are aware that there might be overlaps in research designs between tracks of the conference. The organisers therefore will maintain their right to exchange abstracts between tracks.

A collection of the abstracts of all accepted papers will be given to the conference participants. We also plan to publish a selection of the conference papers. In case of acceptance your full paper should not exceed 15 pages, 12pt font.

Deadline for submission of full papers will be 1 July 2007.

Registration, conference fees, accommodation

The conference fee will depend on how much external funding we can get for this conference. Therefore the exact amount cannot be fixed at this time. All participants, including presenters of papers have to pay the full conference fee.

We will try to look for external funding to offer financial support for young scientists and / or for scholars from Eastern Europe who otherwise might be unable to participate. Please let us know if you would need financial help to attend the conference.

Participants have to arrange their accommodation individually. The organizers will present a selection of hotels and hostels within walking distance to the conference venue that will offer special rates for conference participants.

For more information please contact
Dr. Marianne Kriszio,
Humboldt-University Berlin,
EQ-Berlin2007@uv.hu-berlin.de
or have a look on the
conference website: <http://www2.hu-berlin.de/eq-berlin2007>

Track A: Excellence, Gender Bias and Research Policy

Up to now excellence in science by many is considered neutral from a gender point of view. Gender differences and gaps in scientific careers, research outputs and funding have been ignored. Scientific excellence is open to definition, e. g. concerning the indicators and criteria used to measure and assess scientific excellence.

At present, we can find a gendered construction of scientific quality that is built on four questions:

- 1) How is scientific competence assessed?
- 2) How are assessment procedures organised and evaluators selected?
- 3) How is scientific competence attributed to men and women? How is this process influenced by the scientific area: 'hard' science with low rate of women or humanities and social science with high rate of women?
- 4) What is considered as scientific success and how is it produced?

In this track we are interested in the state of art in creating and measuring scientific excellence (including what conceptualisations underpin different practices and techniques) and how these practices can be gendered and create gender bias. Is it possible to think about new or different ways of defining and measuring excellence, and develop measures and practices that will indicate benefit for all?

We focus on generating excellence and are looking for research results along three major lines:

I. Excellence - Definition and Discourse

- How is scientific excellence defined and who has the normative power in this discourse?
- The effects on women of the ruling definition of excellence, e. g. scientific excellence as the only or main qualification

II. Recruitment

- Career patterns, and the processes of inclusion and exclusion in recruitment processes, as well as assessment of peer review and potential gender biases involved
- Evaluations of supportive measures and services, affirmative action programmes to recruit excellence
- The impact of gender, class and ethnicity in this process
- The question of different generations of women scholars, e. g.: How do experienced female supervisors support (or not support) younger female scientists

III. Effects on research policy

- The (potential) gender bias in the priorities of EU research programmes and the need and chances of women scientists to get involved in the research policy debates nationally and internationally.

Overall, we are particularly interested in evaluation results, e. g. of measures to tackle gender biases, or of measures to increase transparency and accountability in recruitment processes.

Another general question in this track is the role of women as gatekeepers, women on boards, and their activities and potential influence towards increasing gender equality.

If available, it might also be interesting to have a closer look at research on gender aspects in the employment of non-scientific staff / administrative staff in higher education.

Coordinator: Isabel Beuter
(Bonn),
Dagmar Höppel (Mannheim)

Contact: ibeuter@cews.uni-bonn.de

Track B: Disciplinary Cultures in Higher Education and in Academic Professions

Different disciplines entail different processes of doing gender (segmentation as well as segregation), but this is not the same in different countries that follow different paths of scientific research and higher education. Whereas in many European countries such as Germany technical disciplines are heavily male dominated with an average ratio of female students of 20% and of female professors of 6%, in many former socialist countries and in Scandinavian countries the male domination is less strong. Actually - at least in the countries that ratified Bologna - processes of change happen at universities that could effect remarkable changes in the gender structure in higher education as well as in the academic labour market. Higher Education is getting more and more differentiated with elitism on one side and "populism" on the other. On the one hand, these processes could influence gender structures in single disciplines, and on the other hand, these processes could change gender relations in academic professions, like the medical profession or engineers. Vice versa, processes of internationalisation can be observed in the labour market that challenge individual mobility, flexibility, self control and self economisation - again a cause of doing gender. These processes also point towards effects on gender relations in higher education in single disciplines.

In this track we welcome papers, which

I. Analyse the role of *disciplinary cultures* in the context of gendering and degendering, especially in the disciplines of Mathematics, Natural Sciences and Technology.

- Do disciplinary cultures generate specific modes of gender relations or gender imbalance? What effects do they have on equal opportunities?
- Do disciplinary cultures change as an effect of the increasing participation of women in these disciplines?
- Do gender studies generate a distinct disciplinary culture, or is its interdisciplinarity accompanied by "multiculturalism"?

Secondly, we welcome papers, which

II. Analyse *changes of gender relations* in specific academic disciplines, especially in medicine, mathematics, natural sciences and technology.

- Do women still have more difficulties than men in establishing an academic career in these disciplines? And if so, what might explain why gender imbalances are obviously still more strongly reproduced in

these disciplines than in others?

- How can differences between the European countries in this field be explained?
- What kind of gender specific effects do shifting processes of societal relevance of academic disciplines have, e. g. from Biology to Life Sciences?
- What role do national institutional settings play in this context?

Finally, we welcome papers

III. Which analyse the *gender structures in academic professions*, i. e. focus on the situation beyond university studies.

- Under what social, structural and institutional conditions do female careers in Medicine, Natural Sciences and Technology take place?
- What are the main factors that still/again hamper women's careers in these disciplines?
- What role does gender play at the transition from the university to the labour market?
- What role does self-employment in a world of shifting forms of employment play?
- Do regional disparities exist concerning the "diffusion" of gender effects in certain academic professions (urban-rural)?
- What role does reconciliation of family and employment play in the life of dual career partners? How do (especially young) academics arrange their "work-life-balance"?

We are looking especially for papers that develop a comparative and/or interdisciplinary perspective on these issues.

Coordinators:
Caroline Kramer (München/
Heidelberg),
Birgit Blätzel-Mink
(Frankfurt),
Anina Mischau (Bielefeld)

Contact: kramer@zuma-
mannheim.de

Track C: Gender equality programmes and new management approaches: implementation, results, evaluation

During the last 20 years gender equality has been on the agenda of national policies of higher education in several European countries and internationally. In some European countries, this process started earlier and has brought remarkable results, in others the progress has been slower. Different countries and/or institutions have focussed on different strategies to raise awareness of the discrimination of women and to increase the number of women in academia, especially in leading positions. In the previous conferences, many case studies about programmes at institutions of higher education in Europe and elsewhere (e. g. Australia) and reports about national policies were presented. This time, we want to take advantage of the presence of many national experts to analyse conditions for the success of intervention programmes. We therefore are interested in long-term studies that analyse the development of gender equality policies in different countries, conditions of implementation, changes of strategies that can be identified, and evaluation of results.

We especially welcome international studies that compare and analyse programmes and strategies in different countries.

We are interested in contributions that cover the following questions:

- Which strategies and instruments are used in gender equality programmes and other programmes to increase the number of women in academic leadership positions in different countries? What is the relation between financial incentives, procedural rules, awareness rising, mentoring and other forms of empowerment of women and programmes to change institutional cultures? Which forms and patterns of resistance against gender equality policies can be identified? Are there national policies that imply procedural rules and/or external funding?
- How has the focus of gender equality programmes changed in the last decades? Is there a change from programmes for the advancement of women to gender equality programmes? What are the implications of these changes? How are gender equality programmes influenced by the implementation of gender mainstreaming policies?
- What is the relation between general changes in university management (e. g. more autonomy and more power for university leadership, increasing significance of economic factors, more competition between institutions, public finance according to performance indicators) and changes in gender equality policies in higher education?
- Has there been official evaluation procedures for gender equality programmes, or have programmes included self-evaluation? How did they work, which methodology was applied? What were the results? Which instruments of gender equality policies were considered to be more or less effective and suc-

Coordinators:
 Marianne Kriszio (Berlin),
 Heidi Degethoff de Campos
 (Berlin),
 Liisa Husu (Hel-sinki)

Contact:
 marianne.kriszio@uv.hu-
 berlin.de

cessful within different institutional settings? What have been the political effects, if any, of these evaluations?

In addition to this track, we will offer time for a special "business-meeting" for experts and administrators on gender equality at the end of the conference.

Track D: More or Less Gender? - The Challenges of the Bologna Process

Ensuring gender equality constitutes a particular challenge in the construction of a coherent European Higher Education Area (= Bologna process) and the transformation of national higher education systems towards this end. The preamble of the European education ministers' Berlin Communiqué (2003) formulates the following objective: "...reducing social and gender inequalities both at national and at European level". The 5th European Conference on "Gender Equality in Higher Education" takes place four years later - again in Berlin. It will discuss the extent to which gender equality has been achieved to date in the development of the European Higher Education Area and the introduction of degree cycles, what challenges lie ahead in the short and medium term and what long-term perspectives are opening up.

With these complex questions in mind, we are particularly interested in the following issues:

I. Structural Changes in Higher Education Institutions and Organisations

- Patterns of evaluation: What role do gender categories play in differing forms of quality assurance for the reform of higher education structures?
- Disciplinary gender orientation: How can gender orientation be promoted in the culture of natural science and engineering subjects in particular?
- Work-life-balance: How can students and teachers' work-life-balance be improved and what role does the compatibility of parenthood and higher education play in this context? How can higher education institutions become more family-friendly?

II. Bologna and its Structural Consequences for Students and Teachers

- Admissions practice: Gender and race, class, sexual orientation etc. - What processes of inclusion or exclusion exist? What about doing and undoing gender processes?
- Gender and diversity competence: What role does competence in gender and diversity issues play for students and teachers?
- Gendered consequences for students and teachers. Who gains from or loses out in the Bologna Process?
- Inter/transdisciplinarity: What effects does higher education reform have on enabling or hindering inter-disciplinary and transdisciplinary teaching and research?

III. Conceptualization of Gender and Gender Studies - More Gender or Less?

- Conceptualization of gender: How have gender issues been conceptualized in different subject areas? Are there differences between the humanities, natural sciences and social sciences? Have existing gender programmes been able to use the Bologna Process to further the integration of gender perspectives into mainstream disciplines?
- Inter/transdisciplinarity: Has the Bologna Process been used to strengthen inter- and transdisciplinarity, an essential prerequisite for Gender Studies?
- Implementation of gender: What opportunities may arise through the implementation of Gender Studies in single-discipline study programmes? What effects can existing Gender Studies programmes expect?
- Sustainable implementation: Risks and chances of a sustainable implementation of Gender Studies programmes: Does the Bologna Process promote a sustainable institutionalisation of gender and thus a modernisation of higher education teaching?
- Effects on existing Gender Studies programmes: What effects can be expected in this area and how should they be assessed?
- Curriculum development: What is the significance of laws and local negotiation processes, for example, in this context? What policy do the accreditation agencies, for instance, pursue on this issue?
- Gender Studies located: What consequences can be anticipated, bearing in mind the respective heritages of national academic structures, particularly the type and nature of previous degrees and classification systems of disciplines? Where will the differences and similarities lie?

Coordinators:
 Beate Kortendiek (Dortmund),
 Andrea D. Bühmann (Munich/
 Münster),
 Gabriele Jähner (Berlin)

Contact:
 kortendiek@netzwerk-
 frauenforschung.de

Panel Discussion: Gender Studies and Beyond

In many countries in Europe and beyond, Gender Studies have been integrated into higher education for many years, in diverse forms: as independent BA/MA/PhD courses, Master's degrees, postgraduate certificates and vocational qualifications or as an element of single-discipline degrees. Bearing in mind national differences and varying lengths of traditions, the discussion explores the experiences of Gender Studies graduates in the labour market and the perspectives arising from the Bologna Process.

The panel discussion will focus on the following issues:

- Overview: information on Gender Studies graduates in selected countries.
- Education and training: What key knowledge have students of Gender Studies gained during their degrees? How is a practical orientation supported in the course of the degree (practical seminars, etc.)? Which subjects prepare students for which professional fields, and how?
- Graduates: What problems have Gender Studies graduates faced so far? Are there certain forms of degrees or training profiles that suffer particular problems, and are there differences between the humanities, sciences and social sciences? Which vocational areas do graduates orientate towards? In which areas of the labour market have they been able to gain a foothold, and how?
- Training profiles and labour market opportunities: Have the Bologna Process and the EU's requirement for gender mainstreaming had effects on Gender Studies graduates' training profiles and opportunities on the labour market?
- Demand and contradictions: What competences (in gender and/or diversity) are actually in demand or newly generated? How can we deal with the contradictions in demand (e. g. gender competency for increasing efficiency)? Are new professional areas being created (gender experts)?

Organisers:
Gabriele Jähnert (Berlin),
Ilona Pache (Berlin)

Contact:
gabi.jaehnert@gender.hu-berlin.de

Gabriele Mentges

Zur kulturellen Konstruktion von Gender in Uniformierungsprozessen

Das Thema des folgenden Vortrages ist aus dem Kontext eines größeren Forschungsprojektes – finanziert von der VWStiftung – entstanden, das unter dem Rahmenthema „Uniform in Bewegung. Zur Uniformierung von Körper und Kleidung“ verschiedene Teilprojekte umfasst, die sich alle mit Uniformierungsprozessen befassen.

Projektvorstellung: Uniform in Bewegung. Zur Uniformierung von Körper und Kleidung

Worum geht es hierbei? Ich werde versuchen, zuerst in Kürze das Forschungsprojekt vorzustellen, um dann im zweiten Teil ausführlicher auf die konkreten Probleme von Geschlecht im Kontext der Uniformierungen einzugehen.

So lauten zwei zentrale Ausgangsthesen und Ausgangsbeobachtungen des Projektes: erstens dass die Uniformierung oder die damit assoziierte Uniformität ebenso einen wichtigen, unentbehrlichen Bestandteil des Modernisierungsprozesses bilden wie die positiv beschworene Individualität und dass sie nicht als ihre negative Kehrseite zu betrachten ist. Und die daran anschließende These lautet, dass die Uniformierung von den einst traditionellen Feldern, wie Staat, Kirche, Militär, in andere Bereiche gewandert ist, die informeller strukturiert sind.

Die Arbeitshypothese des gesamten Projektes baut daher entgegen der gängigen – alltagshermeneutischen wie wissenschaftlichen Thesen – auf folgenden Annahmen auf:

1. dass Uniformierungen konstruktive Leistungen für den Einzelnen und die Gruppen erbringen können (wie z. B. durch Integration und Gleichartigkeit),
2. dass sich in der aktuellen Moderne neue Modelle der Uniformierung herausgebildet haben, wengleich sie dem herkömmlichen Modell verpflichtet bleiben.

In der Projektdefinition werden Uniformierungen verstanden als ein Ordnungsmodell, mit dem regelhafte soziale Praxis hergestellt wird (Mentges A: 2005, 20).

Ich zähle die Untersuchungsfelder des Projektes der Vollständigkeit halber auf, selbst wenn ich nur einige davon für meine Analyse wähle: dies sind der Bereich Jugendmode und Konsum, der Bereich der Religion (Nonnentracht), der Bereich Wirtschaft mit dem Aspekt der sog. Corporate Fashion als Teil der Corporate Identity als Dienst-

kleidung und das Feld der Kunst, des Künstlers. Ich werde in diesem Rahmen vor allem auf die Corporate Fashion und die Jugendmode eingehen. Es handelt sich bei beiden um gegenwartsbezogene Untersuchungen, die nach der Methode der ethnographischen Feldforschung vorgegangen sind. Die leitende Fragestellung des Projektes gilt der Art und Weise, wie die beteiligten Akteure die Uniformierungen deuten, erfahren, erleben, erspüren an ihrem Körper-Geschlecht, an ihrer Umgebung, an ihren Vorstellungen, kurzum es geht um konkrete Sinnkonstruktionen aus der Sicht der AkteurInnen. Daneben oder darüber hinaus hat jedes Teilprojekt eingedenk der Spezifik jedes Themenfeldes eigene Fragestellungen und Orientierungen ausgearbeitet.

Es handelt sich, wie sich unschwer am Titel erkennen lässt, um ein Projekt, dass sich aus kulturwissenschaftlicher (kulturanthropologischer) Perspektive mit vestimentären Aspekten von Uniformierungen befasst. Darin sind zugleich die Fragen nach Körper und Geschlecht unmittelbar eingebunden. Das Projekt schließt an die Thesen der materiellen Kulturforschung und -analyse an, die sich in Kürze auf folgende Formel bringen lassen: Über Dinge werden soziale Beziehungen und kulturelle Muster ausgehandelt. Über diese Handlungen werden Bedeutungsgenerierungen innerhalb der materiellen Kultur geschaffen, sie gestalten aber ebenso menschliche Praktiken, Verhaltens- und Habitusformen. (Zur historischen Sachkulturforschung vgl. allgemein Hauser: 1994, zu Geschlecht vgl. De Grazia/Furlough: 1996, Mentges/Mohrmann: 2000, Foerster: 2000, zur materiellen Kultur und Kleidung: Küchler/Miller: 2005, 1-19 zur Generierung von Bedeutung vgl. König: 2004, 64-67). Dabei kommt den vestimentären Praktiken insofern eine komplexere Bedeutung zu, als mit der Kleidung zugleich der menschliche Körper unmittelbar involviert ist und Kleidung als Objekt unmittelbar auf den Akteur verweist.

Daher lautet die zentrale Prämisse des Projektes: dass die Uniformierung zuerst und vor allem am und über den Körper ausgetragen und verhandelt wird. Der Körper steht von Beginn im Zentrum von Uniformierungsprozessen. Körpertechniken und Kleidungstechniken gehen aus Sicht der modernen Kulturanthropologie zusammen. So versteht Jennifer Craik in Anlehnung und Weiterführung des von Marcel Mauss entwickelten Konzeptes

der kulturell bedingten Körpertechnik ganz explizit Kleidung als eine wesentliche Körpertechnologie und ebenso als „technology of the self“ (Craik: 1995, 16).

Das Projekt geht daher bei Uniformierung von einer spezifischen Variante der Technologie des Körpers und des Selbst aus, durch die soziale Identität auf eine spezifische Art konstruiert wird.

Historisch-semantic Klärung

Was ist überhaupt unter Uniform und Uniformierung zu verstehen? Der Begriff wird für uns hergeleitet aus zwei Feldern: dem lexikalischen und dem historischen.

In Diderots Enzyklopädie wird der Begriff des Uniformen unter zwei Aspekten behandelt: Als Gegensatz zur Vielfalt und Verschiedenheit und als Maßeinheit für eine gleichmäßige Bewegung im Raum. Dieser letzte Aspekt leitet über zu den militärischen Uniformen, der mit dem von Diderot verwendeten Begriff *uniform* in etymologischer Verwandtschaft steht (Diderot: 1781). Bemerkenswert an Diderots Bestimmung, die sich von anderen lexikalischen Definitionen abhebt, ist die Gegenüberstellung von Vielfalt und Uniformität und die Betonung von Raum und Bewegung. Impliziert ist darin die Messbarkeit von Bewegung und Zeit, aber zugleich auch die Idee der Ordnung, der gesellschaftlichen wie der wissenschaftlichen.

In der Alltagssprache wird der Begriff, häufiger noch das Adjektiv ‚uniform‘ in einer weiten, unbestimmten Weise benutzt. Über eine als *uniform* beschriebene Kleidung lassen sich nur vage Vorstellungen entwickeln. Dennoch besitzt das Wort eine verbindliche Assoziationskraft, und es ist in den meisten Fällen negativ konnotiert im Sinne einer Nivellierung von Differenz.

Ein internationaler begriffsgeschichtlicher Rückblick auf den Begriff *Uniform/Uniformität* in den Lexika des 18.-20. Jahrhunderts zeigt zwei miteinander verwobene Bedeutungsfelder: zum einen Uniformierung als allgemeines Organisationsmuster, das Einheitlichkeit und Zugehörigkeit mit interner Differenzierung (Hierarchisierung) impliziert, zum anderen die historische Herleitung aus dem materiellen Phänomen *Uniform*.

Die Sichtung der historischen lexikalischen Bestimmung lässt die Vermutung zu, dass mit der beginnenden Moderne ‚Uniformität‘ an kultureller Bedeutung gewinnt. Eine materielle, visuell wahrnehmbare Manifestation liefern dafür die uniformierten Bereiche des Staatsapparates aber auch die aktuell steigende Tendenz der Unternehmen, eine *Corporate Fashion* einzuführen.

Die Uniformierung dient zur Erkennung: zwischen Freund und Feind, zwischen Zivil und Militär, zwischen Hierarchiegraden usw. Sie ist Instrument für

die Identifizierung, die Grenzziehung und die Definition von Räumen. Seit der Entstehung fester, stehender Heere mit eindeutig hoheitlichen Zuordnungen wird der Begriff *Uniform* für das Kleid des Soldaten verwendet. Für die *Uniformität* als der allgemeineren Kategorie lässt sich keine eindeutige historische Einbettung finden. Beide hängen jedoch, wie es Diderots definitorische Bestimmungen verdeutlichen, zeitlich und kontextuell eng zusammen.

Uniformität als eine Organisationsform von gesellschaftlichen Gruppen entstand im Kontext der Frühen Neuzeit. Sie ist daher eng verbunden mit der Kategorie der Territorialität, d. h. mit den sich neu formulierenden Raumsprüchen und – bezogen auf das Heer – ist sie gleichermaßen Bestandteil einer spezifischen Form von moderner Mobilität. Sie ist hier noch vor allem Ausdruck und visuelle Manifestation der sich verfestigenden Macht des absolutistischen Staates.

Der Begriff *Uniform* bezeichnet die Kleidung für die Soldaten der stehenden Heere der absolutistischen Herrscher seit ca. Ende des 17. Jahrhunderts, welche die nach der zeitgenössischen Mode eingekleideten Söldnerheere ablösten. Eine vom Herrscher verordnete Kleidung passte sich den neuen Kriegstechnologien an und kennzeichnete die entstehenden Territorialstaaten. Uniformierende Kleidung bildete die Ausgangsbasis für die industriell hergestellte Massenfertigung, weil sie zum ersten Mal Kleidung nach standardisierten Körpermaßen massenhaft und seriell produzierte (Krause: 1965).

Der Konnex von Männlichkeit und Uniformierung

Bereits hier galten und gelten jene Merkmale, die für die Uniformen bis heute konstitutiv sind und der Soziologe Nathan Joseph folgendermaßen zusammen gefasst hat: Legitimität, Autorität, Gruppenzugehörigkeit, Erkennbarkeit, zeitweise Ausschaltung einer individuellen Identität zugunsten einer sozialen Identität und Gleichheit – den Begriff *Kollektiv* möchte ich hier bewusst vermeiden (vgl. Joseph/Alex: 1972, 77; Joseph: 1986, 719-730).

Die vestimentäre Dimension entfaltet genau hier ihre Bedeutung, in dem sie tief in den Prozess der Körperlichkeit eingreift: Über sie wird der Körper, geformt, seine Bewegungssprache gestaltet, ja sie erzieht den männlichen Körper hin zu einer bestimmten Disziplin und damit zu einem spezifischen Habitus. Uniformierung bildet Teil des damaligen brutalen, heute eher technisch geprägten Drills und Disziplinierung, wie dies Martin Dinges an der Soldatenausbildung des 18. Jahrhunderts ausführlich und im Detail beschrieben hat

(vgl. Dinges: 1996, 71-98; vgl. Frevert: 1996, 69-87; Frevert: 1997). Neben diesen instrumentellen Aspekt tritt der mediale Effekt: Uniformen bilden Teil eines aufwendigen medialen Spektakels, in der die hegemoniale Männlichkeit sich voll inszenieren konnte: „Kein Bereich war für die Definition von Männlichkeit in der westlichen Kultur wichtiger“ (Connell: 2000, 234). So gaben bei weitem nicht allein funktionale Aspekte den Ausschlag für die Auswahl der Soldaten, sondern ebenso ihre körperliche Beschaffenheit und ihr Aussehen, also ihre äußere Gestalt. Was Scott H. Myerli für die Soldaten des Britischen Empire beobachtet hat, kann durchaus allgemeine Gültigkeit beanspruchen: „Posture, gait and tight fitting clothing were not the only elements that marked a soldier – the brilliant and often gaudy uniform was a trademark of the army“ (Myerli: 1996, 18). Wie hoch die Bedeutung der Kleidung dabei einzuschätzen war, lässt sich daran erkennen, dass die englischen Soldaten auf den Militärdienst kurz und knapp mit dem Begriff „cloth“ verwiesen (ebd. 18). In den Uniformen spiegelt sich daher wie selten in einer anderen Kleidungsform eine Dichte von Zeichen, die auf die Geschichte des Militärs und damit der Männlichkeit verweisen. Sie sind darin aufs engste mit der Mode verbunden und evozieren und perpetuieren stillschweigend immer zugleich männliche Geschichte in der leibhaftigen Präsenz von Körpern und Uniformen. Die vestimentäre Inszenierung der männlichen Körper macht insofern maßgeblich den Uniformierungsdiskurs aus.

Der Beitrag der soldatischen Erziehung zur modernen Geschlechterkonstruktion kann daher gar nicht überschätzt werden: „Die allgemeine Wehrpflicht trug damit entscheidend dazu bei, die Differenz zwischen Frauen und Männern, zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit schärfer zu markieren und lebensweltlich ebenso institutionell zu verankern. In dem sie Männern eine neue, unverwechselbare Geschlechtsidentität verlieh, wies sie zugleich auch den Frauen eine veränderte Position im Geschlechterverhältnis an“ (Frevert: 1996, 84-85).

Hier lässt sich im Sinne von Martin Dinges mit Recht von einer hegemonialen Männlichkeit im modernen Sinne sprechen (Dinges: 2005, 19).

Die klassischen Merkmale der Uniformierung innerhalb einer Organisation tragen daher bereits von Anfang an die tiefen Spuren und Prägungen des Männerbündnisses Militär – umso mehr als Uniformierung die zivile Identität zeitweise völlig außer Kraft setzt. Die Identifikation mit der Gruppe läuft daher nicht allein über diese rigide organisatorische Einbindung, sondern sie wird in gleichem Maße durch ihre Konstituierung einer militärischen Männlichkeit erzeugt. Uniformierung in

den klassischen Kontexten von Militär und Staat definieren sich daher vor allem über die Ausschließung von Weiblichkeit (Frevert: 1996, 81). Wobei nicht vergessen werden darf, dass diese die entscheidende Differenz bleibt.

Wie hat man sich überhaupt die real-materielle Realisierung eines Uniformierungskonzeptes vorzustellen? Jede Uniformierungs-idee greift in der Regel auf vestimentäre Vorbilder zurück – selbst bei den frühen Soldatenuniformen handelt es sich um abgewandelte Modekleidung. Es ist also die Welt außerhalb des zu schaffenden Uniformierungskontextes, die das Referenzmodell liefert, auf das man sich bezieht. Diese können sich, wie es die Beispiele der unterschiedlichen nationalen Schuluniformen zeigen, auf sehr verschiedene Kontexte und Instanzen beziehen: Die japanischen Schuluniformen definieren staatliche Normen, Kontext und Gehorsam (McVeigh: 2000), die englischen nehmen sich die bürgerliche Welt zum Vorbild – damit die Klassenbildung – die französischen die religiöse Welt. Entsprechend fällt das Kleidungsdesign unterschiedlich aus. Immer aber oszillieren Uniformen zwischen der von ihnen geschaffenen eigenen vestimentären Kultur und der äußeren Welt der Mode (Craik: 2003, 139; Craik: 2005, 80).

Geschlechterdifferenz in Uniformierungsdiskursen

Was geschieht, wenn Frauen in diese Welt einbrechen, die als exklusiv männlich gelten kann? Ver-



2



ändert sich durch diese Differenz der gesamte institutionelle Apparat? Noch im sehr uniformfreundigen 19. Jh. bestand hier keine Gefahr. Der große Bereich der staatlichen Beamtenschaft wie Post, Bahn, Polizei und andere Zivildienste auf deutschen Territorien war zwar weitgehend uniformiert, aber von keiner Präsenz von Frauen gestört und dadurch in ihrer männlichen Einheitlichkeit gefährdet. Ähnlich wie beim Militär wurden hier sowohl die primäre Gruppenbindung als auch die Kohärenz primär über diese Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht gesichert. Auch über diesen Strang entstand eine weitere enge, ja symbiotische Verbindung von Macht, Staat und Männlichkeit (vgl. Nach Rang und Stand 2002, insbes. Beamtenuniform und Staatsmacht 65-134). Eine neue, ungewohnte Situation trat erst mit Beginn des 20. Jh. ein, als die männlich bestimmten Staatsapparate allmählich weiblich „unterwandert“ wurden. (Abb. 1)

Eine englische Studie hat dies am Beispiel der Geschichte von Frauen innerhalb der englischen Polizei untersucht: Das erste Problem, das sich hier stellte, war das der Kleidung: Wie konnten Frauen zu der damaligen Zeit in die für sie noch undenkbaren Hosen gekleidet werden, ohne ihrer Weiblichkeit verlustig zu gehen oder dem gesamten Ansehen des Polizeidienstes Schaden zu zufügen. Welche Lösungen hatte man gefun-



„I want you to look upon me as another police officer and not as a sexual object“

den? Ich fasse es kurz zusammen: Nicht nur lieferten diese ersten Polizistinnen über lange Zeit eine treffliche Zielscheibe für den männlichen Spott in den internen berufsständischen Zeitschriften, sondern sie wurden in ihrer Körperlichkeit vollständig marginalisiert durch eine Kleidung, die auf ihre körperliche Beschaffenheit keinerlei Rücksicht nahm: durch Reduktion, Einengungen, Veränderungen (schwarze Strümpfe, Haarfrisur, schwere Röcke, männlich gestylte Hüte, flache Schnürschuhe usw.) wurden diese an den männlichen Leitkörper angepasst. So gab es z. B. keine Artikulation der Brust und die Frauen wurden trotz Rücken in eine für den männlichen Körper konzipierte Uniform gepresst. Das Ergebnis war sowohl komisch als wie traurig gleichermaßen: Die Polizeiuniformen machten aus dem weiblichen Körper sog. Pseudomales (Caroline Heilbrun) (siehe Abb. 2). Dominant blieb das männliche Modell, mit dem Resultat, dass die Frauen sich subjektiv unwohl fühlten und darum ständig um ihre amtliche Autorität ringen mussten. Eine „Verschönerung“ der weiblichen Uniformen wiederum stieß auf die üblichen Vorbehalte, Frauen würden zu sexy wirken, und damit ihr „Verführungspotential“ beruflich mobilisieren (Malcolm Young 2. ed. 1993, 266-285) (siehe Abb.1). Interessant ist auch in diesem Zusammenhang, dass die offensichtlich latent existierende frauenfeindliche Haltung erst dann wirklich zur Sprache kommt, wenn Frauen in dieses männlich besetzte Feld eindringen, was sich in kontinuierlich von neuem angefachten Diskussionen um das uniform-modische Aussehen weiblicher Polizistinnen niederschlägt, und zwar bis heute, wie es der Verfasser der Studie, selbst ein Polizeioffizier, feststellte. (Abb. 2)

In anderen Bereichen wie beim Militär im 1. Weltkrieg kam deutlich die Angst in den Äußerungen

3

4



männlicher Soldaten zur Sprache, dass die militärische Uniformierung die Frau vermännliche (Summerfield: 1997, 3-15). Dahinter verbirgt sich nicht nur die Angst vor der Auflösung gängiger Geschlechtermodelle, vor allem jedoch die professionelle Verunsicherung der Männer, deren Macht- und Kompetenzmonopol nicht mehr gesichert scheint. Vestimentäre Praktiken markieren besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts die symbolischen Grenzziehungen zwischen den Geschlechtern, was auch die öffentlichen Diskussionen in den darauf folgenden Zwanziger Jahren bestätigen. (Abb. 3 und 4)

Daher hat man in anderen Uniformierungsfeldern andere Lösungen gesucht: Bei den Luftlinien, die sich in ihren Anfängen stark am Militär orientierten, richtete man sich an zwei unterschiedlichen Uniformmodellen aus: für den Flugzeugkapitän galt die Marine als Vorbild, für die Frauen der Pflegeberuf der Krankenschwester, was dem frühen Image der Stewardess bei der Lufthansa entsprach, wie es Regine Henkel – ein Mitglied des Projektes – in einer jüngsten Veröffentlichung herausgestellt hat (Henkel: 2005, 59-78) (siehe Abb. 3 und Abb. 4).

In dieser Weise wurden die traditionelle Arbeitsteilung und Rollen der Geschlechter in jeder Wei-

se – äußerlich und inhaltlich – voll bestätigt. (Abb. 5)

Es lassen sich demnach zwei grundsätzliche Strategien erkennen, wie das Problem der weiblichen Repräsentation und ihrer symbolischen Praxisformen zu lösen ist. Erstens durch die rigide körperliche wie vestimentäre Anpassung an das männliche Modell wie im Fall

der englischen Polizistinnen, den Pseudomales oder zweitens durch eine strikte Zweiteilung, bei der man sich weiterhin durch den Rückgriff auf andere berufliche Vorbilder an der traditionellen vestimentären Geschlechterdichotomie orientiert (siehe Abb. 5).

Aktuelle Beispiele: Uniformierung in Unternehmen

Wie verhält es sich mit Uniformierungsmodellen in den Projektbeispielen?

Das erste Projektbeispiel befasst sich mit der verordneten Dienstkleidung in Unternehmen wie Mercedes-Benz. So geht es bei diesem Projektbeispiel konkret um den Einsatz dieser Corporate Fashion in einer Verkaufshalle der Daimler-Chrysler Produktion (Smart), in der feierlich-festlich die Übergabe des neu erworbenen Status-Wagens an den Kunden im ebenso eleganten Raumambiente übergeben wird¹. Die Uniform funktioniert hier auf der Ebene des kommunikativen Handelns, in dem sie den Kunden den entscheidenden Orientierungspunkt liefert. Sie verbindet die Kontaktaufnahme mit einer gezielten Choreographie des Raumes und Höflichkeitspraktiken. So wird eine emotionale Stimmung erzeugt, die Wahrnehmung, Handeln und die Motivation auch des Einkaufs oder der Erwartungshaltung der Kunden beeinflussen.

Bei ihren Forschungen zur Corporate Fashion ergab sich für Regina Henkel die Gelegenheit, die Kreation einer neuen Dienstkleidung bei Daimler-Chrysler in einem Kundenzentrum der Mercedes A-Klasse beobachten können mit Befragung aller Beteiligten, d. h. der betroffenen Führungsebenen, des mit dem Entwurf beauftragten Designers – einem Professor einer Hochschule für Gestaltung – samt der betroffenen MitarbeiterInnen, den HauptakteurInnen. So konnte der Prozess vom Entwurf bis zur realen Umsetzung verfolgt



¹ Es bleibt von Regina Henkel im einzelnen noch zu prüfen, wie sich geschlechtsspezifische Kommunikationsformen in den konkreten Handlungen niederschlagen.

5

und dabei die Eindrücke und die Wirkungen protokolliert werden.

Dabei ging es ihr auch konkret um folgende Fragen:

1. welchen organisatorischen Beitrag kann eine verordnete Dienstkleidung zum erfolgreichen Unternehmenskonzept der Corporate Identity leisten und

2. welche Sinngewandlungen und Deutungsmuster entstehen auf den verschiedenen Akteursebenen (bis hin zu Leitungsebenen), konkret: wie sehen, erleben und erfahren die Akteure die Dienstkleidung. Vom Grad der Akzeptanz hängt wesentlich die erfolgreiche Einführung einer solchen uniformen Bekleidung im Unternehmen ab. Nur die zweite Frage ist hier von Interesse.

In privatwirtschaftlichen Institutionen wird der symbolisch-rituelle Rahmen der Uniform verschoben und umgesetzt, bleibt insofern jedoch dem militärischen Vorbild verwandt, als die Uniform spezifische Aufgaben erfüllt wie Erkennbarkeit und Gruppenkohäsion. Denn Uniform ist Bestandteil eines großen Ritualapparates, der auf eine repräsentative Gemeinschaftsbildung zielt. Damit gerät sie unmittelbar zum Element der Mediatisierung, die in diesem Fall die Inszenierung der Marke bewerkstelligt. Sie dient sozusagen als Imageträgerin der Marke. Dennoch, die Tatsache, dass Frauen in dieses Feld eindringen, verändert die Dynamik der Uniformen. Selbst wenn daher die institutionalisierte Form grundsätzlich männlich orientiert bleibt, verwandeln die Frauenkörper die Uniform als ästhetisches Objekt. Damit verschieben sich das Körpermapping und das Feld der Konnotationen. Das, was Claudia Liebrand für den Film behauptet, nämlich dass Gender-Konfigurationen in Filmen nicht nur den Plot, sondern das gesamte Repräsentationssystem organisieren, lässt sich grundsätzlich für diese Repräsentationspraxis nachweisen (Liebrand: 2003, 7). Dies hat Konsequenzen auf die Vorstellung des Raums, der immer schon als geschlechtlich semantisiertes Raum imaginiert wird. Liebrand u. a. sprechen hier von Gendertopographien, d. h. einem raumzeitlichen und kulturpolitischen Mapping von Gender (Liebrand: 2003, 7; vgl. Nierhaus: 2002, 11-23). Wie Irene Nierhaus feststellt, sind Bilder, Räume und Architekturen soziale Systeme bzw. Darstellungssysteme, die auch Geschlecht reproduzieren und repräsentieren (ebd. 12). Einkaufsräume werden allgemein als weiblich konnotiert betrachtet, vermutlich gerade weil vestimentäre Repräsentationspraktiken hier eine besondere Dimension einnehmen. Vestimentäre Praktiken im allgemeinen steuern ihren eigenen Beitrag zur Raumordnung bei, in dem sie Räume kennzeichnen, sie dynamisieren und konfigurieren

im Hinblick auf die Geschlechterordnung (Mentges: 2005, 29). So wird in diesen Verkaufshallen durch die Uniformierung eine ganz spezifische Ambivalenz erzeugt: denn einerseits ist sie von der Strukturhierarchie her männlich fixiert, andererseits seduktiv-erotisch auf traditionelle Frauenbilder hin orientiert. Wie verhält es sich im konkreten Fall der Corporate Fashion bei Daimler-Chrysler?

Ich werde jedoch auf einige Auszüge der empirischen Forschungen zurückgreifen, die mir Regina Henkel, deren Dissertation sich im Prozess der Fertigstellung befindet, mitgeteilt hat.

Durch die ethnographische Forschung liegen nicht nur Interviews vor, sondern eine genaue Dokumentation der leibhaftigen Inszenierung des Outfits in der eleganten Halle des Kundenzentrums, wo den Kunden ihre teure, kostbare Ware Auto feierlich übergeben wird. Die Träger und Trägerinnen heben sich durch ihre Kleidung von dem anderen Personal ab, bilden also eine deutliche Ingroup, ohne die bei der klassischen Uniformierung übliche hierarchische Gliederung vorzunehmen. D. h. auch der Leiter trägt die gleiche Kleidung.

Wie ist das Ergebnis ausgefallen?

Es handelt sich rein äußerlich um ein der aktuellen Mode angepasstes Ensemble von Rock, Hosen, Blusen, Jacken in einer bestimmten Farbkombination, die je nach Lust kombiniert werden können. Regina Henkel: „Die Corporate Fashion unterscheidet zwischen zwei Kategorien: Die erste ist von der Trennung der Geschlechter geleitet und definiert Kleidung für Männern und Frauen. Männern stehen eine einreihige Sakkoform und eine Hosenform zur Verfügung. Frauen haben im Gegensatz zu den Männern die Wahl, ob sie eine lange Hose, einen kurzen oder einen langen Rock tragen möchten. Auch die Jacke steht in zwei unterschiedlichen Längen zur Verfügung. Als Oberteile können kragenlose T-Shirts oder langärmelige Blusen mit Kragen getragen werden. Auch die taschenbesetzte Weste ist Bestandteil des weiblichen Bekleidungskonzepts.

Die zweite Kategorie unterscheidet zwischen den Mitarbeitern des Kundencenters und den Mitarbeitern der Fahrzeugvorbereitung. Dieser dem Kundencenter vorgelagerte Bereich gehört weder ganz zur Produktion noch ganz zum Kundencenter. Er lässt sich beiden Sphären zuordnen. Die Mitarbeiter dieses letzten Produktionsabschnitts montieren die Nummernschilder, reinigen das Fahrzeug und führen letzte Checks durch. Sie sind auch zuständig für den nur wenige Meter beanspruchenden Transfer vom Werk ins Kundencenter. Während der Arbeitsbereich für die Besucher des Kundencenters unsichtbar bleibt, treten

doch die Mitarbeiter regelmäßig in Erscheinung. Das geschieht, wenn sie die Fahrzeuge in die Halle fahren und wieder zurück zu ihrem Arbeitsplatz gehen. Ihre Kleidung besteht aus einer Cargohose mit seitlich aufgesetzten Taschen sowie einem T-Shirt oder Sweatshirt ohne Kragen. Auch die Farben unterscheiden sich: Die Hosen sind grau, die T-Shirts dunkelrot. Hier wird keine Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Kleidung vorgenommen" (Henkel B: 2006).

Die Dienstkleidung der ersten Gruppe dient den Kunden zur zügigen Orientierung sowie zur Einstimmung in der großen eleganten verglasten Halle. Sie vermittelt eine professionelle Stimmung – man denke an die stimmungsvoll zelebrierte Übergabe des Autos – und setzt zugleich diese Gruppe von den anderen Angestellten ab, die allerdings nicht öffentlich in Erscheinung treten. Zu unterscheiden ist also bei dieser Gruppe die Außenwirkung auf die Kunden und die Binnenwirkung innerhalb des Unternehmens.

Wie wird hier die Uniformierung in Bezug zum Geschlecht konstruiert?

Es wird deutlich, dass im sichtbaren Feld an das traditionelle vestimentäre Körperbild der Geschlechter angeknüpft wird, der Körper der Frau wird markiert, wenn auch zugleich in dem neutralisierenden Grau zurückgenommen. Dennoch trägt er in die Choreographie des Raums eine erotische Pointierung hinein.

R. Henkel zufolge wird die Genderfrage in den Interviews selbst nicht explizit erkennbar oder angesprochen, sondern wird eher in Verhaltensweisen ausgedrückt, was in den Interviews von R. Henkel beschrieben oder beobachtet oder in konkreten Diskussionen um die Gestaltung der Kleidung angesprochen wird: wie z. B. die Frage, brauchen die Blusen die „weiblichen Abnäher“? Daraus könnte zweierlei – alternativ – geschlossen werden:

1. Die Genderfrage wird von den AkteurInnen nicht besonders gewichtet oder 2. sie wird verdrängt und kehrt um so virulenter auf einer anderen Ebene wieder.

Für die letzte Schlussfolgerung spricht, dass die Mitarbeiterinnen die gängigen vestimentären Weiblichkeitsmuster dann anfordern, wenn der Repräsentationsgrad steigt, d. h. konkret wenn Besuch erwartet wird, Feste bevorstehen oder andere formelle Gelegenheiten, bei denen besondere Gewichtungen in der Kleidung und aus der Sicht der unmittelbaren AkteurInnen gewünscht werden. Umgekehrt verfügen die männlichen Mitarbeiter nicht gleichermaßen über diese Möglichkeiten, ihr Kleidungsrepertoire zu variieren. Ihnen wurden z. B. die Krawatten auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin verweigert. Dieser ablehnenden

Maßnahme liegt laut Regina Henkel eine organisatorische Zielsetzung zugrunde: „Das Produkt A-Klasse richtet sich an eine junge Zielgruppe. Ein anderer Grund war der, dass mit einer rein männlichen Nutzung der Krawatte die Homogenität innerhalb der Gruppe verloren gehen könnte. Frauen zeigten sich wiederum nicht einstimmig bereit, ebenfalls Krawatten zu tragen. Auch dies führte dazu, dass die Krawatte nicht ins Bekleidungskonzept integriert wurde" (Henkel B).

Der zweite nicht sichtbare Bereich, die Techniker – der reine Arbeitsbereich – verzichtet gänzlich auf eine äußere Differenzierung und ordnet alles dem Aspekt der Arbeitsfunktionalität unter. Auch hier lässt sich fragen, auf welche Kosten geht die Nicht-Differenzierung? Verhält es sich hier ähnlich wie bei den englischen Polizistinnen, geht es um eine bewusste Verdrängung des weiblichen Körpers und folgt daraus auch eine professionelle Marginalisierung?

Dafür muss man sich die Grundregeln der Uniformierung in Erinnerung rufen: Um effizient zu funktionieren, bedarf es der Herstellung einer „Gleichartigkeit oder Gleichförmigkeit, um in der Sprachlichkeit der Uniformität zu bleiben, die sich, um es nochmals hier zu wiederholen, auf visuell-vestimentärer Ebene am deutlichsten manifestiert. Der Begriff der Neutralisierung, um diesen Vorgang zu beschreiben, verbietet sich schon deswegen, weil es sich hier um Personen mit ihren individuellen Körpern, Wünschen, Verhalten handelt. Prozesse der Uniformierung beziehen sich auf vorgegebene vestimentäre Körperbilder, die sie abwandeln können, durch die jedoch immer zugleich kulturelle Prägungen aufgenommen wurden. Hinter der Neutralität der Arbeitskleidung im Arbeitsbereich oder besser gesagt hinter der Arbeitsfunktionalität als Bezugfeld versteckt sich also wiederum ein stark markiertes geschlechtliches Feld der Technik, auf dem die Beharrungskräfte des männlichen Habitus (Bourdieu) besonders wirksam waren und geblieben sind.

Angelika Wetterer hat in ihrer Untersuchung über Marginalisierung und Integration bei Ärzten und Juristen darauf aufmerksam gemacht, wie bestimmte professionelle Praktiken – in ihrem Fall die Arbeitsteilung in Justiz und Ärzteschaft – eine geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung zur Folge haben. Wie A. Wetterer aus diesen Praxisfeldern berichtet, wird die hierarchische Arbeitsgliederung abgeschafft, in dem auf die herkömmliche Geschlechter differenzierende Arbeitsteilung zurückgegriffen wird. Dies vollzieht sich ihr zufolge um so leichter, als damit die alltagsweltlichen Erklärungsmuster für die natürliche Differenz zwischen den Geschlechtern nur wiederum bestätigt werden können (Wetterer: 1999).

Im Unterschied zu dem bei A. Wetterer zitierten Beispiel vollzieht sich im vorliegenden Fall die Geschlechterdifferenzierung auf einer anderen Ebene, nämlich auf der der Repräsentation, weil es hier um die Konstruktion von vestimentären Körper-Bildern geht, die ihre Zeichen aus der Geschlechter- und Modegeschichte des 19. Jahrhunderts schöpfen – zumindest was das erste Feld angeht – und die im Kontext der Organisation inszeniert werden. Rock und Hose stellen im europäischen Kleidungskontext historisch belegbare primäre vestimentäre Geschlechtsmarkierungen dar, die Geschlechterdifferenz symbolisch naturalisiert haben.

Allerdings führt diese Frage nach der vestimentären Körperpraxis in die altbekannte von Judith Butler angeregte Diskussion, inwieweit geschlechtliche Körperlichkeit erst das Ergebnis von Diskursen sei und nicht vorgegeben. Ich neige hier zu der von Hilge Landweer pointiert vorgetragenen Position, die sie im Hinblick auf diese moderne Körperdiskussion prägnant formuliert hat: „Arbiträr sind zwar die Kleiderordnungen und Verhaltensweisen, nicht aber die leiblichen Prozesse selbst, auf die mit szenischen Visualisierungen in präsentativen Symbolismen geantwortet wird“ (Landweer: 1994, 161 und 156).

Mit diesem Begriff der Symbolismen möchte sie die Erklärungen zur Geschlechterkonstruktion von dem Modell der Sprache lösen.

Jedoch – so möchte ich dennoch fragen – an welcher Stelle und zu welcher Zeit werden im Bereich der Uniformierung diese Symbolismen ausgedrückt und wie wird von ihnen Gebrauch gemacht und warum? Wie ist das Verhältnis von Körper und Kleidung: Ist die Kleidung tatsächlich nur Teil eines präsentativen Symbolismus? Wo genau laufen die Grenzen zwischen den sog. leiblichen Prozessen und ihren szenischen Visualisierungen. Anders als bei Landweer angenommen, nimmt die kulturanthropologische Position eine tiefer gehende Verbindung an. Anders formuliert: Gerade die Kleidung leistet einen gesonderten Beitrag zur „Naturalisierungsarbeit“ (Bourdieu) des Geschlechts.

Anders und konkret auf das Beispiel bezogen heißt dies: Verstärkt der Rückgriff auf symbolische Praktiken die Geschlechterdichotomie, tragen sie auf der Arbeitsebene zur Fortsetzung der Geschlechterasymmetrie bei?

Das nächste Projektbeispiel: Die Jugendkulturen der Sixties

Bevor ich versuche bereits hier ein Fazit zu ziehen, möchte ich zuerst das weitere Projektbeispiel erläutern und durch den Vergleich der beiden sehr

unterschiedlichen Themenkontexte versuchen, denkbare Schlussfolgerungen zu ziehen.

Das zweite Thema beschäftigt sich mit Uniformierungen in einem informellen Kontext der Jugendkultur und Konsum und schließt ein vergleichbares methodisches Vorgehen ein. Heike Jenß, deren Arbeit gerade abgeschlossen wurde, hat am Beispiel die aktuellen Szenepraktiken der sog. Sixtieszene (Mods) untersucht, mit dem Schwerpunkt auf den Konsumpraktiken. Diese szenetypischen Konsumpraktiken, die eine Retrowelt des Sixtie-Stils beschwören, um sich different zu machen vom Modediktat der Mainstream-Kultur, enden auch wieder in einer deutlichen Uniformierung. Aber welche „Uniformen“ entstehen hier (Jenß: 2006)?

Was dieses Beispiel für diese Fragestellung besonders herausfordernd macht, liegt darin, dass nicht nur die modische Inszenierung ins Auge springt, sondern ihre historische Herleitung aus und Orientierung an älteren Modestilen. Inszenierungen werden also vor allem über die geschichtlichen Referenzmodelle geleistet, was wiederum impliziert, die Geschichte der Mode und der Geschlechterkörper zu „wiederholen“. Die Szenemode der eigentlichen Sixties speiste sich noch aus einem klaren eindeutigen Geschlechterbild, was die Körperlichkeit und Kleidung anbetrifft, einschließlich des damit einhergehenden Verhaltenscodex. Wird mit dem Zitieren alter Vorbilder auch das traditionelle Geschlechtermodell reproduziert? Dieser Auffassung teilt z.B. Angela McRobbie, die darin die Gefahr einer Retraditionalisierung von Geschlechterrollen und -vorgaben sieht.

Allerdings, so gibt Heike Jenß dazu in ihrer Untersuchung zu bedenken, war die Mode der 1960er auch von einer vestimentären Aufweichung der Gender-Uniformen gekennzeichnet (Jenß: 2006, 297). Insofern, so Jenß weiter, lässt sich dieses historische Modell ohnehin nicht eins zu eins in die Gegenwart übersetzen (Jenß: 2006, 296).

Auch hier in diesem Fall geht es um temporär begrenzte Repräsentationspraktiken, die jeweils zu einer bestimmten Zeit – Treffen und Events der Szene – eingesetzt werden.

Allerdings sollte man auch wiederum dem Einwand von Roland Barthes Aufmerksamkeit schenken, der darauf hingewiesen hat, dass die Struktur der Mode sich bereits im Schnitt und im Material herausbilde, und nicht auf der Ebene der Repräsentation (zit. nach Mentges: 2005, 25). D. h. ganz konkret entsteht sie auf der ersten Ebene der Materialität. Die Diskussion im Kundencenter von Daimler-Chrysler ging daher um diese Naht am Hemd, für die einen – auch die Frauen – war sie zu weiblich, für die anderen zu männlich.

In den „Uniformen“ der heutigen Sixtieszene (Mods) werden in Form der Retromode wieder traditionelle geschlechtsspezifische Kleidungsformen der 60er Jahre angezogen und bestimmte Kleidungskörperrituale erneut zelebriert. Auch hier vermuten A. McRobbie und Elke Gaugele, dass eine solche Rückorientierung an traditionellen Genderrollen mit der Brüchigkeit der aktuellen Identitätsmuster zusammenhänge und traditionelle Rollen eine Sicherheit anbieten (McRobbie/Gaugele zit. nach Jenß: 2006, 296).

Jedoch, so argumentiert Heike Jenß zu Recht, kann daraus nicht auf die Identifikation mit der damaligen Praxis geschlossen werden. Diese „Genderspiele“ bleiben, wie es Heike Jenß betont, temporär situations- und raumgebunden (Jenß 300). Eine Rolle, so gibt auch Connell zu bedenken, sollte nicht mit Identität gleichgesetzt werden (Connell; 2000, 90). So zeigen sich in der Szenekultur auf der einen Seite herkömmliche Geschlechterrollen und Bilder – wie z. B. bei der Erstellung des Looks – auf der anderen Seite gibt es durchaus weibliche Organisationseliten, welche Szenekultur organisieren (Jenß: 2006, 295). Zugespitzt könnte man sagen, es ergeben sich so weitere Asymmetrien innerhalb von bereits asymmetrischen Geschlechterkonfigurationen.

Fazit:

Dennoch bleiben selbst temporär begrenzte Repräsentationstechniken nicht ohne Einfluss auf die Geschlechterkonzeptualisierung und -körperpraxen, selbst wenn es sich auf den ersten Blick um Außenbilder handelt.

Uniformierungen bergen daher in dieser Hinsicht eine durchaus ambivalente Dynamik: Moderne Uniformen in spezifischen Kontexten zeichnen sich durch die Integration aktueller modischer Trends aus. Sie sehen daher auf den ersten Blick nicht im traditionellen Sinne uniform aus. In Wirklichkeit jedoch, dies hat Regina Henkel an den erotisierten modernen Stewardessen herausgearbeitet – was aber durchaus auf manche Uniformierungs-Beispiele übertragbar erscheint – wird die Frau in diesem Prozess wiederum zum Repräsentationsobjekt im Veblenschen Sinne, als lebende Manifestation der conspicuous consumption (Henkel A: 76) (siehe Abb. 3).

Moderne Uniformierungen sind vor allem kontextgebunden und hängen ab, an welchen Orten, zu welchem Zweck sie auftreten und vor allem von welcher Handlungsinanz sie konzipiert werden. Jedoch stoßen auch sie an die der Uniformierung inhärente Ambivalenz und Dynamik des Medialen. Wenn nach einer jüngsten informellen Information eine Reihe von Bundeswehrsoldaten auf dem Anspruch besteht, ebenfalls wie die Frauen in der

Uniform Röcke zu tragen – eine für die Bundeswehr bisher nicht einlösbare Forderung – so zeigt, dies in welchem Maße die Uniformierung als vestimentäre Praxis auch Distanzierung, Kostümierung und Rollenspiele erlaubt. Sie unterstützen zunehmend jenen allgemeinen Prozess, der im gesamten modernen vestimentären Spiel auch zunehmend erkennbar wird: nämlich den der Maskerade, Mimikry und Travestie. Dies könnte zunehmend zu dem Paradox führen, dass, weil die Uniformierung die Geschlechter-Fixierung als so performativ-theatralisch durchschaubar macht, sie möglicherweise auch der Auflösung traditioneller vestimentärer Geschlechterbilder zunehmend Vorschub leistet.

Bibliographie:

- Connell, Robert, W.: Der gemachte Mann. Konstruktionen und Krise von Männlichkeiten. 2.A. Übersetzt von Christian Stahl, hrsg. und mit einem Geleitwort versehen von Ursula Müller. Opladen 2000.
- Craik, Jennifer: The face of fashion. Cultural Studies in Fashion. London and New York 1994.
- Dies.: The Politics of Uniforms, In: Fashion Theory, 7 (2) 2003, 127-147.
- Dies. Uniforms exposed. Oxford /New York 2005 S. 80
- Diderot, D.: Encyclopédie ou Dictionnaire Raisonné des Sciences, Tome 36. 1781.
- Dinges, Martin: Soldaten-Körper in der Frühen Neuzeit. In: Dülmen, R. van (Hg.): Körper-Geschichten Frankfurt am Main 1996. 71-98.
- Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt/M/New York 2005, 7-37.
- Frevert, Ute (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Industrielle Welt, 58). Stuttgart 1997.
- Frevert, Ute: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: Thomas Kühne (Hg.) Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt/New York 1996, 69-87.
- Grazia, Victoria de / Furlough, Ellen (eds.): The Sex of Things: Gender and Consumption in Historical Perspective. Berkeley, Los Angeles 1996.
- Hauser, Andrea: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes, 82. Tübingen 1994.
- Henkel, Regina (A): Der Mythos Stewardess. Eine Kulturgeschichte der Stewardessen- Uniformen. In: Gabriele Menges/Birgit Richard (Hg.) Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien. Frankfurt/New York 2005, 59-79.
- Henkel, Regina (B): Corporate Fashion. Corporate Fashion. Ein Bekleidungskonzept im Spannungsfeld von Uniformität und Individualität. Dissertation in Arbeit. Dortmund 2006.
- Krause, Gisela: Altpreußische Uniformfertigung als Vorstufe der Bekleidungsindustrie. Hamburg 1965.
- König, Gudrun: Stacheldraht: Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der Dingbedeutsamkeit. In: Europäische

- Ethnologie. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15 Jg., H. 4, 2004, 50-72.
- Küchler, Susanne/Daniel Miller (ed.): *Clothing as Material Culture*. Oxford/New York 2005
- Kühne, Thomas (Hg.): *Männergeschichte-Geschlechtergeschichte*. Frankfurt am Main, New York 1996.
- Jenß, Heike: *Sixties dress only. Modegeschichte der 1960er Jahre und ihre Aneignung in einer Retro-Szene*. Unveröffentlichte Dissertation MS Dortmund 2006.
- Joseph, Nathan: *Uniforms and Non-Uniforms*. Westport 1986.
- Joseph, Nathan/N. Alex: "The Uniform. Sociological Perspective". In: *American Journal of Sociology* 77/1972. 719-730.
- Landweir, Hildegard: *Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender Debatte*. In: Theresa Wobbe / Gesa Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt/M 1994, 147-176, hier 161, 156.
- McVeigh, Brian J.: *Wearing Ideology. State, Schooling and Self-Presentation in Japan*. Oxford, New York 2000.
- Mentges, Gabriele, Mohrmann, Ruth, Foerster, Cornelia (Hg.) *Geschlecht und Materielle Kultur*. Münster 2000.
- Mentges, Gabriele A: *Die Angst vor der Uniformität*. In: Gabriele Mentges/Birgit Richard (Hg.) *Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien*. Frankfurt/New York 2005, 17-42.
- Gabriele, Mentges B (Hg.). *Kulturanthropologie des Textilen*. Berlin, Dortmund 2005
- Nach Rang und Stand. *Deutsche Ziviluniformen im 19. Jahrhundert*. Begleitband und Katalog zur Ausstellung im Deutschen Textilmuseum Krefeld 24.3.-23.6.2002, Hg. Stadt Krefeld, Deutsches Textilmuseum, Krefeld 2002. insbes. 65-134.
- Summerfield, Penny: "Gender and war in the Twentieth Century." In: *The International History Review* 19, Febr./1997. 3 – 15
- Wetterer, Angelika: *Die Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen*. Manuskript des Vortrags an der FernUniversität –Gesamthochschule Hagen 1999, 1-32.
- Young, Malcom: *Dress and Modes of Adress, Structural Form for Policewomen*, in: Ruth Barnes/Joanne B. Eicher (ed.) *Dress and Gender. Making and Meaning*. Oxford/ Washington, Berg Publishers, 2. ed. 1993, 266-285.

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Aus: Young, Malcolm. In: Barnes, Ruth/ Eicher, Joanne, B (Hg.). *Dress and Gender. Making and meaning*. Oxford, New York 1997, S.269, BU: The "unspeakable" uniform "designedsurely by men who had a spite against us"....Wyles: 1952 (Police Review)
- Abb. 2: Ders. In: Barnes/ Eicher. 1997, S.272
- Abb. 3: Aus: Omelia, Johanna/Waldock, Michael. *Come fly with us! A Global History of the Airline Hostess*. Portland. 2003, S.39
- Abb. 4: Foto: Horst Heep/ Lufthansa, BU: *Die Stewardessen Uniformen im Wandel der Zeit*
- Abb. 5: Foto: Horst Heep/ Lufthansa, BU: *Lufthansa Crew*

Kontakt und Information

Prof. Dr. Gabriele Mentges
Universität Dortmund
Emil-Figge-Str. 50
44227 Dortmund
(0231) 755-2906
gabriele.mentges@uni-dortmund.de

Michiko Mae

(Trans-)Kulturelle Identitäten: Kultur, Nation und Gender im japanischen Modernisierungsprozess

Einleitung: das Forschungsprojekt

In unserem geplanten Forschungsprojekt wollen wir neue Erkenntnisse der Kulturforschung mit der Genderforschung verbinden. Die leitende Intention und das Hauptziel ist es, die Verknüpfung von Kultur und Gender modellhaft im japanischen Nationbildungs- und Modernisierungsprozess zu untersuchen. Vor allem soll herausgearbeitet werden, in welcher Weise die japanische kulturell-nationale und die genderbezogene Identitätsbildung im Modernisierungsprozess gerade durch die Verknüpfung von Kultur und Gender funktio-

nierte bzw. wie sich diese Verknüpfung als wichtiges Instrument der kulturellen Selbstdefinition und Abgrenzung zum (westlichen wie auch asiatischen) Ausland in der japanischen Moderne herausbildete. Thematisch bewegen wir uns also in den Problemfeldern kultureller und geschlechtlicher Identitäts- und Differenzbildung, kultureller Homogenisierungsstrategien, der Vernachlässigung innerer Differenzen und der Ausschließung von ‚Anderen‘.

Seit den 1990er Jahren sind als Reaktion auf die fortschreitende Globalisierung verstärkt Entwicklungen hin zu Regionalisierung und Selbst-Ethni-

sierung zu beobachten. Gleichzeitig werden neue Kultur-Modelle formuliert, die sich ausdrücklich gegen ein Kulturverständnis richten, das auf der Behauptung von Homogenität beruht, und dagegen die Hybridität und Dynamik von Kultur in den Vordergrund stellen.¹ Die Behauptung der Homogenität moderner Kultur hängt damit zusammen, dass aufgrund zunehmender Ausdifferenzierung und Pluralisierung in den Modernisierungsprozessen die Notwendigkeit gesehen wurde, die Nation als handlungsfähige Einheit zu schaffen (Gellner 1991). Zu diesem Zweck wurde ein Verständnis von Kultur propagiert, das im Sinne eines "einheitsstiftenden Grundprinzips" die Gemeinsamkeit der Sprache, der Geschichte, der Tradition, des Bildungssystems, der Werte etc. gewährleisten sollte (Eagleton 2001). Die wesentlichen Merkmale der Homogenitätsbehauptung sind daher die Vernachlässigung und Negierung innerer Differenzen sowie die Ausschließung ‚Anderer‘. Neben der Kategorie der Kultur wird in Modernisierungs- und Nationbildungsprozessen aber auch die Kategorie des Geschlechts als einheitsbildendes Konstrukt eingesetzt; beide sind für die nationale Identitätsbildung konstitutiv. Dieses Phänomen ist sowohl in Europa als auch in Japan zu beobachten. Aus diesem Grund ist in unserem Projekt gerade die Verknüpfung von Kultur und Geschlecht im japanischen Modernisierungs- und Nationbildungsprozess das zentrale Thema.

Wenn im Modernisierungsprozess die Kategorien Nation, Kultur und Gender(ordnung) aufeinander bezogen sind und sich wechselseitig bedingen, dann ging es v. a. darum, eine kollektive Identität aufzubauen. Dieser Prozess soll am Beispiel repräsentativer Diskurse untersucht werden, die deutlich machen, wie das von Nation bestimmte Kulturkonzept und die Genderordnung sich wechselseitig bedingend definiert und begründet wurden. Dieser Prozess ist keineswegs als spezifisch japanisch zu betrachten, sondern soll als vermutlich allgemeiner Prozess exemplarisch am Beispiel Japans analysiert werden.

Die Untersuchung gerade des japanischen Modernisierungsprozesses hat nämlich bestimmte Vorteile: Erstens kann man hier die europäischen Modernisierungstheorien in einem nicht-europäischen Land überprüfen; zweitens kann man den Modernisierungsprozess zeitlich abgegrenzt wie in einem Laboratorium beobachten, da sich Japan vor seiner Modernisierung etwa 250 Jahre lang in einer selbst gewählten Isolation befand. Man kann deshalb die Veränderungen durch den Modernisierungsprozess relativ deutlich erkennen. Darüber hinaus ist von einer Beschäftigung mit dem Untersuchungsgegenstand Japan als einem nicht-westlichen modernen Land, das zwischen dem Westen und Asien steht, ein besonderer Bei-

trag und eine Ergänzung zu westlichen Theorien zu erwarten, die eine neue Sicht auf den Zusammenhang von Moderne, Nation, Kultur und Gender geben könnten. Dabei kann v. a. herausgearbeitet werden, dass kulturelle und nationale Einheiten, die auf der Homogenitätsbehauptung beruhen, ideologische und damit kritikwürdige Konstruktionen sind. Da Frauen mit dem Modernisierungsprozess sehr ambivalente Erfahrungen in ihrer Identitätsbildung gemacht haben - einerseits Vereinnahmung als kulturelle border guards (Yuval-Davis 1997) und andererseits Ausschluss als ‚innere Fremde‘ (Mae 2005) - können durch japanbezogene Geschlechterforschung zu Identität und Differenz wichtige Erkenntnisse gewonnen werden, die für die bisherigen (westlichen) Theorieansätze neue und erweiternde Aspekte erschließen.

Wir untersuchen für unser Projekt einflussreiche Diskurse bzw. Texte zur japanischen Moderne und Kultur, zum japanischen Nationbildungsprozess einschließlich der Phase des Ultrationalismus (1930-1945), wichtige Texte der japanischen Frauenbewegung und Texte zu aktuellen Genderdiskursen. Gleichzeitig bildet auch die Analyse von so genannten Gegendiskursen einen wichtigen Schwerpunkt, die von der ‚anderen Seite‘ aus - sei es von der (unterdrückten) ‚Peripherie‘ oder von kritischen Gegenbewegungen innerhalb der japanischen Gesellschaft - auf die dominanten Diskurse reagieren.

Mit diesem Ansatz verbinden wir zwei Methoden für die Dekonstruktion und Überwindung des nationbezogenen Kulturkonzepts und des entsprechenden Konzepts der Genderordnung. Die eine Methode ist, dass man den historischen Prozess der Bildung des Nexus, d. h. des nationbedingten Kulturkonzepts und der von dieser Kultur bestimmten Genderordnung analysiert und sie dadurch zu dekonstruieren versucht. Die zweite Methode ist, die Entwicklung neuer Kulturkonzepte, besonders das der Transkulturalität - auf die ich weiter unten genauer eingehe - und neuer Genderkonzepte aufzuzeigen. Man muss diese nicht als Zukunftsvisionen nur andeuten, da die Realität bereits Ansätze dafür geschaffen hat: Es gibt bereits viele Beispiele für Transkulturalität - die Transkulturalität ist keine Zukunftsentwicklung, sondern sie ist die eigentliche Verfasstheit der Kultur - und es gibt neue Modelle für Genderkonzepte wie das japanische gender-free-Konzept. Diese beiden Methoden bzw. Wege bilden in unserem Projekt zwei aufeinander folgende Phasen, eine eher kulturhistorisch den Hintergrund und die Ausgangssituation bzw. Entwicklung untersuchende Projektphase und dann eine zukunftsorientierte kultur- und genderwissenschaftliche Projektphase. Ausgangs- und Bezugspunkt

1 Z. B. Clifford 1992 (Traveling Cultures), Hannerz 1996 (Kreolisierung), Appadurai 1998 (Ethnoscapes), Bhabha 1994 (cultures in-between; cultural hybridization), Welsch 2000; 2005 (Transkulturalität)

für beide Untersuchungsrichtungen ist die Analyse der gegenwärtigen Situation.

Genderordnung und kulturelle Identität im Nationbildungsprozess

Zu den schon erwähnten Vorteilen von Japan als Untersuchungsgegenstand gehört auch, dass es in Japan zu Beginn des Modernisierungsprozesses eine relativ lange Übergangsphase von etwa 20 Jahren zwischen den 60er und den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts gab, in der die Genderverhältnisse noch nicht eindeutig festgelegt waren und deshalb nachgewiesen werden kann, wie sie allmählich in Diskursen gebildet und danach institutionalisiert wurden. Vor dem Beginn der Modernisierung gab es in der japanischen Gesellschaft vier Stände: Krieger, Bauern, Handwerker und Kaufleute. Die Identitätsbildung der Menschen orientierte sich nach dem schwer zu überwindenden sozialen Stand, z. T. auch nach dem damit verbundenen Beruf, nach der jeweiligen Region, nach der Stellung in der Hierarchie und u. a. auch nach dem Geschlecht. Nach Beginn des Modernisierungsprozesses wurden die Stände abgeschafft und ein zentralistischer nationaler Staat gegründet. Erst dann wurden die zwei Großgruppen Männer und Frauen für die Identitätsbildung ausschlaggebend; diese Genderordnung, wie sie sich Ende des 19. Jahrhunderts herausbildete, wurde durch die Gesetzgebung und durch das nach Geschlecht differenzierte Erziehungssystem und die Erziehungsinhalte implementiert und institutionalisiert (Getreuer-Kargl 1997).

Zu Beginn der japanischen Modernisierung haben viele repräsentative Aufklärer und Modernisierer, die Europaerfahrung hatten, sehr intensiv über die Stellung der Frauen diskutiert und sich teilweise für die Emanzipation der japanischen Frauen eingesetzt; Fukuzawa Yukichi (1835-1901) z. B. hat sich sein Leben lang mit dem Thema befasst und zahlreiche Schriften darüber verfasst (Fukuzawa 1885; 1886; 1899). Solche von Modernisierern verfassten Schriften, so unterschiedlich sie auch waren, werden heute in der Weise analysiert, dass sie im großen und ganzen eine ähnliche Struktur haben: Sie wollten die japanischen Frauen nach dem westlichen Frauenbild ‚reformieren‘ (kaizō) als gute Ehepartnerin und vor allem als gute Mutter und Erzieherin der modernen Staatsbürger; für diese modernen weiblichen Genderrollen sollten die Frauen umerzogen werden. Der erste Kulturminister Mori Arinori, einer der repräsentativsten Modernisierer, erklärte als seine Bildungsidee das "kokutai kyōiku shugi" (Erziehungssystem nach der Idee des Nationalwesens; kokutai bedeutet wörtlich Staats- bzw. Nationalkörper, aber in Wirklichkeit war damit das Kaiser-

system als Kern des Nationalwesens gemeint). Die kulturelle Aufgabe der Frauen wurde in der Mutterrolle und besonders in der Erziehung der künftigen Staatsbürger gesehen.

Um eine Trennlinie zwischen den Geschlechtern zu ziehen, die der Trennung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum im übertragenen Sinn entsprach, mussten die Frauen aus der öffentlichen Sphäre und die Männer im Gegenzug dazu aus der privaten Lebenssphäre ausgeschlossen werden. Weil dies in Japan in einem relativ kurzen Zeitraum geschah, kann man auch Brüche und Widersprüche in diesem Prozess deutlich beobachten und erkennen.²

Einerseits waren die Geschlechterwelten scharf getrennt, und die Trennung des nach Gender zugeordneten öffentlichen und privaten Raums wurde strikt durchgeführt; andererseits bedeutete dies nicht, dass der jeweilige Raum vor dem Zugriff des Staates geschützt gewesen wäre. Ganz im Gegenteil wurden beide Räume zwar unterschieden, aber gerade durch den Staat vereinigt. Durch die Analogie des Nationalstaats mit der Familie und durch die kontrollierende Funktion des Familienoberhauptes wurde die Unterscheidung zwischen dem Raum des Privaten und dem Raum der Öffentlichkeit unmöglich gemacht, und die Trennung zwischen beiden Räumen wurde verwischt (Mae 2002).

Der Bildungsminister Mori Arinori erkannte in der privaten "Liebeskraft" (airyoku)³ der Frauen einen öffentlichen Wert, den er für die Erziehung der zukünftigen Staatsbürger einsetzen konnte. Er war sogar der Meinung, dass man keine Grundschule mehr bräuchte, wenn man eines Tages die Frauenerziehung vervollkommen könnte. Die öffentliche Aufgabe der Mütter wollte er in der Weise bekräftigen, dass er Bilder in Klassenzimmer hängen lassen wollte, auf denen der Geist der Frauenerziehung verkörpert werden sollte - z. B. in Szenen, in denen eine Mutter ihre Kinder pflegt und erzieht, in denen ein Soldat sich von seiner Mutter vor dem Eintritt ins Militär verabschiedet und der Mutter sein Kriegstod mitgeteilt wird. In solchen Bildern werden die Aufgaben der Frauen als Mütter der Nation in einer seltenen Deutlichkeit und Konsequenz repräsentiert, und es wird zugleich gezeigt, dass ihre private Aufgabe eine öffentliche Aufgabe war, in der die Privatheit keinen Raum hatte.

In der Debatte der japanischen Aufklärer der frühen Modernisierungsphase über die Emanzipation der Frauen ging es um die neue Strukturierung der Genderordnung für die Bildung einer modernen Nation, in der den Frauen die zentrale Aufgabe als Stifterinnen einer neuen nationalen Identität und als deren Bewahrerinnen zukommen sollte. Ihre wichtige symbolische Bedeutung wie auch

² Frauen verloren in verschiedenen Bereichen durch die westlich orientierte Modernisierung ihre ihnen zuvor zuerkannten Gewohnheitsrechte. Z. B. mussten in der Präfektur Kōchi 1888 zwei Dörfer auf Anweisung der Präfekturregierung ihre Wahlordnung von 1880 revidieren, die auch Frauen das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt hatte (Getreuer-Kargl 1997:28, Nolte; Hastings 1991:155). Während in der Anfangsphase des Modernisierungsprozesses in Japan eine gleiche emanzipatorische Erziehung für Kinder beiderlei Geschlechts ermöglicht wurde, änderte sich dies ab Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts: Es gab eine für Jungen und Mädchen differenzierte Erziehung, die für Mädchen geringer qualifizierende Institutionen und Lehrinhalte vorsah. Durch das 1898 in Kraft getretene japanische BGB, das sich nach dem preußischen patriarchalen Bürgerlichen Gesetzbuch orientierte, wurden Frauen juristisch teilweise schlechter gestellt als zuvor, die noch ein je nach Region verschiedenes geregelteres gewohnheitsrechtliches Erbrecht hatten.

³ Dies ist ein typischer Fall für die Übernahme moderner westlicher Konzepte für die Bildung von eigenen nationalen Konzepten im Nationbildungsprozess. Solche westlich geprägten japanischen Modernisierer benutzen moderne westliche Konzepte, hier die moderne Mutter-Zentrierung und die ‚Mutter-Liebe‘, um daraus eine eigene japanische Genderidentität als japanische Mütterlichkeit konzipieren zu können.

ihre hohen moralischen Verpflichtungen gingen daraus hervor, dass sie die Nation und deren kulturelle Identität reproduzierten. Auf Japanisch heißt Vaterland wörtlich "Mutterland" (bokoku): Es wurde mit der Mutter identifiziert. Deshalb unterlagen Frauen strengen moralischen Kontrollen und durften nicht ‚beschmutzt‘ werden. Um die natürliche Mutter-Kind-Beziehung für die Bildung der nationalen Identität benutzen zu können, wurde sie auf das Verhältnis zwischen dem Meiji-Kaiser und dem Volk projiziert. Dies war möglich, weil dem japanischen Kaisersystem ein weibliches (mütterliches) Prinzip zugeschrieben wurde, wie die Philosophin Ôgoshi Aiko zeigt (Ôgoshi 1997). Im 18. Jahrhundert sah der repräsentative Gelehrte der "Nationalen Schule" (kokugaku), Motoori Norinaga (1730-1801), im Kaisersystem den Ursprung des kulturellen Weiblichkeitsprinzips; er begründete dies damit, dass die religiöse Autorität des Kaisers von der Sonnengöttin Amaterasu als Muttergöttin verliehen worden sei (Ôgoshi 1997:135ff.). Um eine solche mythologische Autorität dann im modernen Japan nutzbar machen zu können, wurde weniger das Religiöse daran betont, vielmehr wurde sie in eine Familienstaatsideologie (kazoku kokka) transformiert.⁴

Das durch das weibliche (mütterliche) Prinzip definierte Kaisersystem konnte damit zwei wirksame strategische Vorteile nutzen: Erstens konnte man mit der Familienstaatsideologie Harmonie und Homogenität betonen. Zweitens konnte man - bezogen auf das Genderproblem - mit dem "mütterlichen" Kaisersystem den Frauen das Gefühl geben, dass sie als Mütter große Anerkennung und Würdigung erfahren. Obwohl die erste japanische feministische Bewegung zunächst gegen das japanische Familiensystem (ie seido) gekämpft hat, wurden die Frauen allmählich in die Familienstaatsideologie mit hinein gezogen. So wurde z. B. die Historikerin Takamura Itsue (1894-1964) zu einer leidenschaftlichen Verfechterin des Kaisersystems, da der Kaiser den Kern der weiblichen "Familienliebe" (kazoku ai) verkörpere. Dieses Mutterprinzip reichte aber für Takamura nur bis zur Grenze des großen nationalen Familienstaats und nicht darüber hinaus, weil Familie nur die japanische Familie meinte.

Das gender free-Konzept

Der Grund, warum die Frauen diese Genderordnung und die damit verbundene kulturelle Identität letztlich akzeptierten und an der Nationalstaatsbildung mitgewirkt haben, liegt darin, dass sie nur durch die in diesem System festgelegten Rollen und Aufgaben als Mütter Anerkennung und gesellschaftliche und politische Partizipationsmöglichkeiten fanden.

Während die Frauenbewegung seit den 1970er Jahren die zentrale Identifikationsfigur der Frauen vor dem Zweiten Weltkrieg: die Mutter und ihre Rolle und Verantwortung im Zweiten Weltkrieg kritisch hinterfragte, waren die Frauen vor dem Zweiten Weltkrieg auf die nationale Mutterrolle und damit auf die Grenzsetzungen der japanischen Kultur festgelegt und konnten die Struktur des Kaisersystems noch nicht aufbrechen. Die Frauen mussten erst zu einer kritischen Distanzierung von der kulturell und national festgelegten Mutterrolle kommen, damit sie dann in den 1970er Jahren die nationalen Grenzen überschreiben konnten (Mae 2000: 33ff.).

Dieses grenzüberschreitende transnationale Denken und Handeln der Frauenbewegung ist das komplementäre Gegenstück zur Individualisierungsbewegung. Man kann die Frauenbewegung der 1970er Jahre als eine Subjektwerdungsbewegung verstehen, der es darum ging, als Individuum ein nicht in Rollen aufgeteiltes, sondern ein ganzheitliches Leben führen zu können. Beide, die Grenzüberschreitung und die Individualisierungsbewegung, gehen aus der Kritik der national und kulturell bestimmten Genderrollen hervor.

Der nächste Schritt geschah dann in den 1990er Jahren durch ein neues Genderkonzept, das aus der Praxis der japanischen Frauenbewegung und -politik entwickelt wurde: Das gender-free-Konzept. In diesem Konzept ist die Kategorie Gender sowohl von der Nation als auch von der durch die Nation bestimmten Kultur gelöst; jede/r soll sich unabhängig von der Genderzuordnung individuell frei entfalten können. Das dieses Konzept implementierende Partizipationsgesetz ist 1999 in Japan in Kraft getreten. Damit wurde allerdings das Problem der Genderdifferenz noch nicht gelöst; denn gleich darauf begann in Japan ein heftiges Bashing gegen das gender-free-Konzept und gegen die dieses Gesetz vorantreibenden Feministinnen. Dieser Angriff hat eines deutlich gemacht: dass nämlich unsere Grundannahme des Nexus zwischen Nation, Kultur und Genderordnung auch heute noch gültig ist. So erhalten wir - allerdings von der falschen Seite - eine volle Bestätigung der Richtigkeit unserer Hypothese. Die rechtsorientierten nationalistischen Kritiker des gender-free-Konzepts nennen dieses Konzept und die dafür kämpfenden Feministinnen "Zerstörer der japanischen Kultur" (bunka hakaisha). Man könnte ihre Behauptung, dass das gender-free-Konzept die Zerstörung der japanischen Kultur bedeutet, nicht verstehen, wenn unsere Hypothese nicht richtig wäre. Die konservativen Nationalisten glauben, die alte Genderordnung verteidigen zu müssen, da sie die Basis für die japanische Kultur und Nation sei. Dass das gender-free-Konzept und die feministische Genderpolitik auf diese

⁴ In der vom japanischen Kultusministerium im Jahr 1937 herausgegebenen Schrift „Das Grundprinzip des Nationalwesens“ (*Kokutai no hongî*) wird der japanische Staat als Familienstaat erklärt, in dem die kaiserliche Familie die Hauptfamilie und das Zentrum des nationalen Volkslebens sei. Ebenso wird der Kaiser als Vater des Volks und das Volk als seine Kinder erklärt.

Weise ihre Wirkung zeigen und zu einer die Gesellschaft transformierenden Kraft geworden sind, ist ein Beweis für ihre transkulturelle Macht. Es soll nun etwas ausführlicher aus der Präambel des erwähnten Partizipationsgesetzes von 1999 zitiert werden, um einen Eindruck von der Bedeutung dieses Gesetzes zu vermitteln:

"In unserem Land steht in der Verfassung die Achtung vor der Person und die Gleichheit vor dem Gesetz, und es wurden für die Realisierung der Gleichberechtigung von Männern und Frauen verschiedene Maßnahmen, auch im Zusammenhang mit internationalen Maßnahmen, tatkräftig unternommen. Aber es sind noch verstärkte Bemühungen nötig.

Um dem rapiden sozialökonomischen Wandel wie z. B. der Überalterung der Gesellschaft mit immer weniger Kindern, den innerjapanischen wirtschaftlichen Bedingungen etc. angemessen zu begegnen, wird die Realisierung einer Männer und Frauen gleich beteiligten Gesellschaft immer dringender, in der Männer und Frauen gegenseitig ihre Menschenrechte respektieren, die Verantwortung teilen und ungeachtet des geschlechtlichen Unterschieds ihre Individualität und Fähigkeiten voll entwickeln können.

Angesichts dieser Situation ist es wichtig, die Realisierung der Partizipationsgesellschaft als die wichtigste Aufgabe, die sich unserer Gesellschaft im 21. Jahrhunderts stellt, einzuordnen und in allen gesellschaftlichen Bereichen Maßnahmen zur Förderung der Partizipationsgesellschaft voranzutreiben."

Was mit der "Partizipationsgesellschaft" gemeint ist, wird im Gesetz so beschrieben:

Es ist eine "Gesellschaft, in der garantiert werden soll, dass Männer und Frauen als gleichberechtigte Mitglieder sich aus ihrem eigenen Willen an den Aktivitäten aller gesellschaftlichen Bereiche beteiligen und dass Männer und Frauen gleichermaßen politische, ökonomische und kulturelle Chancen nutzen können und dafür gemeinsam Verantwortung tragen sollen." (Art. 2)

Der Begriff *gender free* ist ein japanisch-englischer Neologismus, ein in Japan kreierter englischer Ausdruck. Er meint eine Denkweise, nach der Männer und Frauen unabhängig von den gesellschaftlich und kulturell konstruierten Geschlechterdifferenzen und -rollen vielfältige Lebensweisen realisieren können sollten. Er ist 1995 in einer von der Tokyoter Frauenstiftung herausgegebenen Broschüre für LehrerInnen für eine breite Verwendung benutzt worden. Der Begriff ist bisher weder in offiziellen Gesetzestexten wie dem Partizipationsgesetz verwendet worden, noch wurde er in wissenschaftlichen Arbeiten eingehend behandelt; er wird aber z. B. von vielen regionalen Partizipationsbüros oder -zentren, aber

auch in der vorschulischen und schulischen Erziehung verwendet (Tachi 1999).

Was von diesen engagierten Frauen als entscheidender Schritt in Richtung auf die Entwicklung einer Zivilgesellschaft vorangetrieben wurde, bedeutet, wie bereits angedeutet, für andere den direkten Weg in den Untergang Japans! Kehrt man die Argumentationsweise dieser konservativen Kritiker um, dann heißt das:

Nur durch die Aufrechterhaltung der bestehenden Geschlechterordnung kann man die japanische Gesellschaft und Kultur vor dem Untergang bewahren. Oder anders gesagt: Die vorgegebene Geschlechterordnung ist die tragende Grundlage für das Bestehen der japanischen Nation und Kultur.

In der Kontroverse über das *gender-free*-Konzept faltet sich das Problem der Genderdifferenz in zwei polare Richtungen auseinander: Im positiven Sinn weist das *gender-free*-Konzept in die Richtung einer Gesellschaft, die auf Individualisierung und Transkulturalität gründet; im negativen Sinn weist es auf eine Gesellschaft, die auf Nationalstaatlichkeit und Kulturalität gründet.

Von Gender und Kultur zu Transkulturalität und *gender free*

Die historische Genderforschung hat gezeigt, dass die Konzeptualisierungen von Nation und Geschlechterdifferenz eine strukturelle Übereinstimmung aufweisen. Diese Übereinstimmung liegt v. a. darin, dass beide Konzepte, Nation und Geschlechterordnung, im Modernisierungsprozess zu integrativen Leitbegriffen gemacht wurden, die in der ausdifferenzierten modernen Gesellschaft eine zugehörigkeits- und identitätsstiftende Funktion erfüllen sollten. Frauen waren sowohl in Bezug auf die Integrations- wie auch die Differenzposition in den Prozess der Bildung des Nationalstaats einbezogen.

Aber nicht nur Nation und Gender, sondern auch Genderverhältnis und Kultur stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander: Die Kultur definiert die Genderidentität und das Genderverhältnis prägt eine Kultur. Jede einzelne Kultur gibt der Genderdifferenz bestimmte Bedeutungen, Rollen- und Eigenschaftszuschreibungen, d. h. so wie man von einer nationalisierten Konstruktion der Geschlechteridentität spricht, so kann man auch von einer kulturalisierten Konstruktion der Geschlechteridentität sprechen. Dabei war - wie wir gesehen haben - die symbolische Funktion von Frauen als Repräsentantinnen und Trägerinnen der nationalen und kulturellen Identität verknüpft mit ihrer Rolle als Mutter und mit der geschlechtlichen Arbeitsteilung.

Die Freisetzung von solchen kulturell und gesellschaftlich vorgegebenen Rollen und Normen, um in freier Wahl von Lebensformen, Partnerschaften und Wertorientierungen als Individuum leben zu können - dies ist der Kern des gender-free-Konzepts. In der schon erwähnten Broschüre der Tokyoter Frauenstiftung wird z. B. erklärt, man wolle an Stelle des Begriffs Gleichstellung (*danjo byodo*), der v. a. die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen thematisiert, den Begriff *gender free* benutzen, um damit deutlich zu machen, dass es nicht mehr nur um ein soziales strukturelles Problem geht, sondern auch um das Bewusstsein der Menschen, das hinter dem Gleichberechtigungsproblem steckt. Die Geschlechterdifferenz sei v. a. ein Problem des Bewusstseins und der Kultur.

Wenn die kollektive Identitätsbildung eine notwendige Funktion von Kultur im modernen Verständnis ist, dann muss heute, im Zeitalter der Globalisierung, das Verhältnis von Identitäts- und Differenzbeziehungen neu gedacht werden. Dabei geht es vor allem um die Überwindung eindimensionaler hierarchischer Differenzbeziehungen auf der Grundlage binärer Kodierungen wie z. B. Identität vs. Alterität, Männer vs. Frauen etc.. An ihre Stelle muss das neue Paradigma der Transkulturalität (Welsch 2005) treten - auf der Grundlage eines Kulturkonzepts, das mehr auf das Differentiale und Heterogene und weniger auf Identitäts- und Differenzsetzungen gründet. Bezogen auf Gender würde das bedeuten, die eindimensionale Differenzbeziehung der binären Männlichkeits-/Weiblichkeitskodierung durch *degendering* zu überwinden und an ihre Stelle die Betonung der Individualitäten und des mit ihnen verbundenen Differenten und Heterogenen zu setzen. Dann ist nicht mehr die Kultur in ihrer Bezogenheit auf den modernen Nationalstaat und seine Definitionsmacht der zentrale Bezugspunkt für Genderverhältnisse, sondern die Transkulturalität, auf die die *gender-free*-Dynamik bezogen ist.

Wenn auf der einen Seite Genderdifferenz und Genderordnung durch eine jeweils spezifische Kultur bestimmt sind, dann weist auf der anderen Seite das *gender-free*-Konzept in die Richtung der Transkulturalität. Zu dieser gehört es, kulturelle Konstruktionen als solche zu erkennen und zu überwinden; das schafft für das Individuum neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten, da eine reflexiv, offen und dezentriert gewordene Kultur die Individuen befreit und eine neue Solidarität ermöglichen kann.

Voraussetzung dafür ist, dass die hegemonialen nationbezogenen kulturellen Diskurse und Grenzsetzungen überwunden werden. Das Differentiale und Heterogene darf nicht auf das Identische und Gleichartige zurückgeführt und auch nicht als das Andere ausgegrenzt werden. Dieses Leitprinzip

der Transkulturalität liegt auch dem *gender-free*-Konzept zugrunde. Die Kritiker des *gender-free*-Konzepts, die fürchten, durch dieses Konzept werde die nationbezogene "Eigenkultur", die sich von den "Fremdkulturen" abgrenzt und dadurch Identität und Orientierung schafft, bedroht, haben das Veränderungspotential, das in diesem Konzept steckt, und die Richtung, in die es weist, durchaus erkannt.

Literaturverzeichnis

- Appadurai, Arjun (1998): Globale ethnische Räume. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Suhrkamp: Frankfurt a.M., S. 11-40.
- Bhabha, Homi (1994): *The Location of Culture*. London; New York: Sage.
- Clifford, James (1992): *Traveling Cultures*. In: Grossberg, Lawrence et. al.: *Cultural Studies*. London; New York: Routledge, 96-116.
- Eagleton, Terry (2001): *Was ist Kultur?* München: Beck.
- Fukuzawa, Yukichi (1959): *Fukuzawa Yukichi zenshû*. [Fukuzawa Yukichi. Gesammelte Werke]. Tôkyô: Iwanami Shoten.
- Furuhashi, Genrokurô (2002): *Danjo kyôdô sankaku shakai kionhō seitējō no kei to omona ronten*. [Die Hauptargumente im Entstehungsprozess des Partizipationsgesetzes]. In: Ôsawa 2002, S. 93-145.
- Gellner, Ernest (1991): *Nationalismus und Moderne*. Berlin: Rotbuch
- Getreuer-Kargl, Ingrid (1997): *Geschlechterverhältnis und Modernisierung*. In: Lenz, Ilse und Michiko Mae (Hg.): *Getrennte Welten, gemeinsame Moderne? Geschlechterverhältnisse in Japan*. Opladen: Leske + Budrich, S. 19-58.
- Hannerz, Ulf (1996): *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London; New York: Routledge.
- Hobsbawm, Eric; Terence Ranger (Eds.) (1983): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hosoya, Makoto (2005): *Danjo byôdôka ni taisuru kinnen no handô wa naze okirunoka?* [Warum gibt es die heutige backlash-Bewegung gegen die Gleichstellung?] In: *Seikai*, April 2005, S. 96-105.
- Kanai, Yoshiko; Hosoya, Makoto (2003): *Danjo kyôdô sankaku seisaku e no bakku rasshu*. [Backlash gegen die Partizipationspolitik]. In: *People's Plan*. Nr. 24, S. 66-77. (Diskussionsbeitrag)
- Kuga, Katsunan (1968): *Kuga Katsunan zenshû*. [Kuga Katsunan. Gesammelte Werke]. Tokyo: Misuzu Shobô, Bd. 1.
- Lenz, Ilse, Michiko Mae (Hg.) (1997): *Getrennte Welten, gemeinsame Moderne? Geschlechterverhältnisse in Japan*. Opladen: Leske + Budrich.
- Mae, Michiko (2000): *Wege zu einer neuen Subjektivität: Die neue japanische Frauenbewegung als Suche nach einer anderen Moderne*. In: Lenz, Ilse, Michiko Mae, Karin Klose (Hg.): *Frauenbewegungen weltweit: Aufbrüche,*

- Kontinuitäten, Veränderungen. Opladen: Leske + Budrich, S. 21-50.
- Mae, Michiko (2002): Öffentlichkeit und Privatheit im japanischen Modernisierungsprozess. In: Japanstudien. Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung, 14, München: Iudicium, S. 237-266.
- Mae, Michiko (2005): "Äußere Fremde" - "innere Fremde": Zur kulturellen Identität der in Japan lebenden KoreanerInnen im Gender-Ethnien-Verhältnis. In: Graduiertenkolleg Identität und Differenz (Eds.): Ethnizität und Geschlecht - (Post-)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien. Köln: Böhlau.
- Nishikawa, Nagao (2001): Kokkyō no koekata. [Überwindung der nationalen Grenzen]. Tokyo: Heibonsha.
- Nolte, Sharon H. und Sally Ann Hastings (1991): The Meiji-State's Policy Toward Women, 1890-1910. In: Bernstein, Gail Lee (Hg.): Recreating Japanese Women, 1600-1945. Berkeley: University of California Press, S. 151-174.
- Ôgoshi, Aiko (1997): Kindai nihon no jendâ. [Gender im modernen Japan]. Tokyo: San'ichi Shobô.
- Ôsawa, Mari (Hg.) (2002): 21 seiki no josei seisaku to danjo kyôdô sankaku shakai kihonhô. [Frauenpolitik des 21. Jahrhunderts und das Partizipationsgesetz]. Tokyo: Gyôsei.
- Tachi, Kaoru (1999): Jendâ frî kyôiku no konseputo. [Konzept der gender-free-Erziehung]. In: Fujita, Hidenori et. al. (Hg.): Jendâ to kyôiku. [Gender und Erziehung]. Tokyo: Seori Shobô, S. 109-141.
- Welsch, Wolfgang (2000): Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Wierlacher, Alois et. al. (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies, Bd. 26. München: Iudicium.
- Welsch, Wolfgang (2004): Auf dem Weg zu transkulturellen Gesellschaften. In: Alloio-Näcke et. al.: Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz. Frankfurt; New York: Campus, S. 314-341.
- Yuval-Davis, Nira (1997): Gender & Nation. London; Thousand Oaks; New Delhi: Sage Publications.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Michiko Mae
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Universitätsstr. 1
40225 Düsseldorf
(0211) 81-14329
mae@uni-duesseldorf.de

Doris Lucke

„Und grüßen Sie Gerhard Schröder“ – Matchpoint: Merkel¹

Als im Herbst der bevorstehenden Kanzlerschaft von Angela Merkel mit Andrea Nahles mitten in die Verhandlungen um eine Große Koalition eine weitere weibliche Personalie platzte, hörte der Spaß mit der Gleichberechtigung auf. Bei der Ersten wurde gefragt: "Kann die das?", bei der Zweiten: "Darf die das?". Damit nicht genug! Wenn Frauen sich um einen hohen Posten bewerben und es nicht einmal für nötig halten, vorher anzufragen, ob sie sich - frei nach Karl Valentin - überhaupt trauen wollen dürfen sollen zu kandidieren, dann ist auch das mit der Demokratie noch einmal zu überdenken - vor allem, wenn die Kandidatinnen am Ende gewinnen. Richtlinienkompetenz, Frau Merkel, ich bitte Sie, hat man jemals davon gehört? Eine Kampfabstimmung, liebe Frau Nahles, das wissen Sie doch, ist politisch unkorrekt - ein unerhörter Vorgang! Wenn leibhaftige Frauen auf den Plan treten - das haben wir nun gelernt - ist Schluss mit der Geschlechterdemokratie!

Selbst als klar war: "Die Dame ist am Zug" (ZEIT vom 13.10.2005), blieb die Frage im Raum stehen: Kann "Angie" überhaupt ziehen? Beherrscht sie die Spielregeln oder durchschaut sie am Ende gar, was hier gespielt wird - vor allem hinter den Kulissen?

Ist ihr als ehemaliger Bürgerin der DDR nicht nur das "russische Roulette" ein Begriff? Versteht sie als Naturwissenschaftlerin auch so viel Französisch und Toscana-Italienisch, dass sie weiß, was "rien ne va plus", nämlich "bis hierher und nicht weiter", heißt? Kapiert sie "Basta"? Als liebe sich das Problem: "Frauen und Macht" dadurch aus der Welt schaffen, befand BILD auf dem Höhepunkt der Führungskrise der SPD: "Frau Nahles braucht einen Mann", am Tag nach der Wahl Merkels zur Kanzlerin interessierte vor allem: "Wo war ihr Mann?"

Was war passiert?

Die eine, Parteivorsitzende und Kanzlerherausforderin, die andere, Kanzlerkritikerin und nun auch noch Parteivorsitzendendemontiererin, zwei, jede auf ihre Weise unterschätzte "unadjusted girls" - die eine um die 50, die andere 35 - die nach (mehr) politischer Macht strebten und an ihrem Willen zur Macht selbst dann noch festhielten, als vermeintlich noch mächtigere Männer ihnen sagten, dass sie das erstens nicht können oder zweitens nicht dürfen und sich drittens aus der Politik besser überhaupt heraus halten soll-

¹ Eine geringfügig veränderte Fassung des Artikels ist erschienen in: Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte 3/2006.

ten. Schließlich machen die "Spuren der Macht", von Herlinde Kölbl in einer Fotoausstellung festgehalten, auch das "schöne Geschlecht" nicht unbedingt schöner und nur Joschka Fischer - zeitweilig - schlanker! Von der ersten hieß es Schröder und Joschka unisono: "Sie kann es nicht" und "sie wird es nicht", die zweite war nun "Münze-Mörderin".

Mann-o-Mann! So etwas hat es - zumindest hier bei uns - nie gegeben! Willy Brandt stolperte noch über eine schöne junge Griechin, die er in paternalistischer Manier nicht hatte durchsetzen können. Heute beginnen Frauen, sich aus eigener Kraft durchzusetzen, und lösen politische Erdbeben aus, wenn sie, wie Merkel, einer erstaunten Öffentlichkeit vormachen, wie Wettrennen unter Männern zu gewinnen sind, indem eine einzige Frau ganz einfach stehen bleibt, oder, wie Nahles, für ein anderes Amt erneut antreten und, schon am Boden geglaubt, im zweiten Anlauf prompt erfolgreich sind. Erstere wurde inzwischen von Chirac in männlicher Galanterie handgeküsst - gerade so, als müsse die in einem Akt der Gender Gentrification Geadelte in ihrem unstandesgemäßen Geschlecht erst für die Bundesliga reif und als Frau politisch salonfähig gemacht werden. Die Andere wurde von Münzfeiring in fast schon großväterlicher Güte einer Generalabsolution gleich wangengestreichelt - da war er gerade aus dem "zweitschönsten Amt nach dem Papst" geschieden (worden). Beides können die jetzige Kanzlerin bzw. Stellvertretende Parteivorsitzende wegstecken. Vermutlich tun sie gut daran, wenn sie über überflüssige Ritterschläge und zuteil gewordene Tröstungen mit weiblichem Selbstbewusstsein getrost hinwegsehen und die ihnen zuge dachte Rolle politischer Parvenues nonchalant ignorieren.

Was ist der Fall?

Seit dem 22. November 2005 ist Angela Merkel nun nach sieben Männern die achte Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, die dritte nach der Einheit. Im Politbarometer vom 13. Januar 2006 ist sie - gemessen nach Sympathie und Leistung - die unangefochtene Nummer 1 vor neun männlichen Politikern, die sie erstmals auf die Plätze verwiesen hat. Noch bevor ihre ersten 100 Tage im Kanzleramt um waren, konnte sie es sich leisten, in ihrer Neujahrsansprache den Ball gegen eine blamierte Elfmeterphalanx zurück zu schmettern und mit Blick auf die Fußballweltmeisterschaft vermelden, es gebe keinen Grund anzunehmen, dass Männer nicht dasselbe leisten könnten wie Frauen. Die deutsche Damenmannschaft hat den Titel bekanntlich gewonnen. Bei ihren Antrittsbesuchen in Europa und den USA macht "Madame

Germany" bella figura, man zollt ihr Applaus und fast überall in der Welt findet sie Anerkennung. "Bienvenue" und "chapeau", Frau Kanzlerin! Auch die Urteile im Spiegel von Massenumfragen im Inland sind überwiegend positiv. Für eine Mehrheit der Deutschen macht Merkel ihre Sache gut. Ihre Macht macht sie offenbar nicht nur für, sondern auch über die Medien attraktiv. Kohls fades Mädchen als apricotfarbenes Glamour Girl! Wer hätte das noch vor Monaten gedacht?

Was steckt dahinter?

Mit der Feminisierung der Macht verhält es sich wie mit der Feminisierung von Berufen. Dringen Frauen vermehrt in bestimmte Positionen vor, gewinnen sie auf manchen Feldern gar zahlenmäßig die Übermacht, sind in empirisch erwiesener Regelmäßigkeit Abwertung und gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit die Folge. Die hör- und sichtbare Frau auf der Kommandobrücke, die Wortführerin und Frontfrau an den Schalthebeln der Macht kommt beim Publikum wie eine Bild- oder Tonstörung an. Jede(r) merkt sofort: Irgendetwas stimmt hier nicht! Die Frau an der Spitze verletzt eingetübte Hör- und Sehgewohnheiten und löst dadurch fast schon archaische Irritationen aus, die ebenso verräterisch wie kaum veränderbar sind. Solche Wahrnehmungsstörungen führen bei "Sabine Christiansen" zu Freudschen Fehlleistungen und im zweiten TV-Duell - besonders deutlich am Abend des 18. September 2005 - zu einem dem Tierreich nicht unähnlichen Revierverhalten mit Siegerebarden auch noch in der Niederlage, als der "Wahlgewinner" längst ausgezählt war. Die verkannte Frau als die archetypisch Machtlose und "Friedfertige" (Margarete Mitscherlich) ist nicht die falsche Person zur falschen Zeit an der falschen Stelle. Sie hat schlicht und ergreifend das falsche Geschlecht! Die gelernte Physikerin mit der nüchternen Analyse und dem pragmatischen Arbeitsstil und der gefühlte "Kanzler der Herzen": Sie, mimisch erstarrt, die kalte Mechanikerin der Macht, er, der zehn Jahre Ältere, auch noch in seinen "suboptimalen" Fernsehauftritten der menschlich irgendwie sympathische Everybodys Darling - auch das ist eine "Gender-Paradoxie" (Judith Lorber)!

Was ist los?

Werden Frauen der Macht habhaft oder ist sie ihnen zum Greifen nahe, verflüchtigt sie sich. Sie zerrinnt ihnen gleichsam zwischen den Fingern. Haben Männer die Macht und werden sie tatsächlich zur Machtausübung gezwungen, flüchten sie sie. Dürfen sie, die Machthaber "en titre", das Machtmachen dem von ihnen vorgeblich regier-

ten Volk nicht mehr nur vorspielen und ihre Machtfülle in der Bewunderung der Anderen spiegeln - "Doris, wie war ich?" - scheinen sie sich regelrecht vor ihr zu fürchten und bekommen Angst vor der eigenen Courage, die sie sich in der beschützenden Werkstatt des Männerbundes zuvor noch erfolgreich wechselseitig eingeredet hatten. Wird aus den "ernsten Spielen unter Männern" (Pierre Bourdieu in: "Die männliche Herrschaft") politischer Ernst, dann reißen sie, wie Lafontaine, Gysi, Müntefering und letztlich auch Schröder, aus. Sie türmen in andere Ämter und verstecken sich hinter neuen Fassaden. Die wirkliche Macht - zeitweise frei flottierend und in der Republik herum vagabundierend - ist plötzlich herren- und heimatlos und muss sich die traditionell männliche Inkarnation wie eine Obdachlose erst mühsam suchen.

Was sagt die soziologische Analyse?

Die Herrenlosigkeit der Macht, die vorübergehend offenbar so recht keiner mehr haben wollte, könnte ein erstes Indiz für eine machtlos gewordene Politik sein, der die Macht - besonders augenfällig bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit - von den Politikern weitgehend unbemerkt längst abhanden gekommen und hinter dem Rücken der Beteiligten z. B. in die Wirtschaft abgewandert ist. Dort liegt der Frauenanteil auf der höchsten Führungsebene unverändert bei 1%, in den Verbänden bei 2%. In der Politik ist ihr Anteil an den Führungspositionen nach neueren Elitestudien quotierungsbedingt von 6% (1981) auf näherungsweise 40% (1995) gestiegen.

Nach Gertrud Höhler besteht der eigentliche Wahlsieg Angela Merkels darin, dass das Geschlecht keine Rolle mehr spielte und keiner mehr fragte, "ob ihr Wahlkampf weiblich genug, ihr Erscheinungsbild feminin, ihre Ausstrahlung sexy sei". Gerade deswegen, weil sie bewusst nicht als Frau angetreten sei, wäre Merkel - so Höhler weiter - aber zu weit gesprungen, und genau deswegen habe sie auch ihr - wie wir uns erinnern, freilich nicht von ihr selbst, sondern von Stoiber gesetztes - Wahlziel von 45% verfehlt. Wäre sie weniger weit gesprungen, hätte sie Höhler zufolge "ihren eigenen Triumph zu einem Sieg für alle Frauen" machen können. Hätte Merkel also in einer Art "best practice sisterhood" werfen sollen wie ein Mädchen, wie dies Iris M. Young in einem viel zitierten Aufsatz aus dem Jahre 1977 schreibt, also gehemmt und verhalten, die eigenen Möglichkeiten ängstlich und engräumig kontrollierend? Und was hätten die Frauen von so viel selbstdiszipliniert ausgebreiteter weiblicher Zurückhaltung gehabt? M. E. muss man sich fragen, ob Angela Merkel - möglicherweise von ihr selbst

so nicht gewollt - gewählt wurde, nur, weil sie eine Frau ist, oder, weil sie nur eine Frau ist. Gendersoziologisch informiert ist zumindest letzterer Verdacht nicht ganz auszuschließen.

Wenn Angela Merkel und Condoleeza Rice, zu "Angie" und "Condie" verniedlicht, den Blick hoch oben vom Kanzleramt gemeinsam über Berlin schweifen lassen, von Anne Will oder Petra Gerster interviewt werden und zur Komplettierung des Damenbildes aus dem Arsenal weiblicher Gender Marker nur noch "Maggies" Handtasche, Madeleines Broschen oder die Hüte von Heide Simonis fehlen, könnte zumindest prima facie der Eindruck entstehen, der Zug sei von "BILD, BamS und Glotze" aus dem Zentrum der Macht in Richtung "Gedöns" bereits abgefahren und der "Männerdiskurs" auch im politischen Geschäft durch "Weibertratsch" - das Wortspiel stammt von Cheryl Benard und Edith Schläffer - ersetzt worden. Das ehemalige "Headquarter" nur noch eine "Ladies Lounge"? Das "Girls Camp" und ein Ministerium als "Drei-Mädel-Haus" hatten wir schon. Dass eine verduzte Frau Merkel am Tag ihrer Wahl, nicht wissend wohin, plötzlich zwei Blumensträuße auf einmal in den Händen hielt - der zweite war von Gerhard Schröder - hätte sie stutzig machen müssen, wie eine betrogene Ehefrau, die ohne jeden Anlass von ihrem Mann zum Essen eingeladen wird, und auch die Tatsache, dass drei Ministerinnen, aber kein einziger Minister über den Regierungswechsel hinaus im Amt blieben, könnte in dieser Richtung zu denken geben.

Was wollen wir?

Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten: Wir Frauen geben uns damit zufrieden, die Machtspiele der Männer mit dem "Scharfblick der Ausgeschlossenen" (Pierre Bourdieu) zu durchschauen und lassen ihnen, den "Mann-Kindern", mit der amüsierten Nachsicht der Unbeteiligten die Illusion der Macht. Dann sind wir keine Spielerverderberinnen und bleiben als heimliche Mitwisserinnen auch weiterhin deren "schmeichelnde Spiegel" (Virginia Woolf). Oder wir sorgen über Zeit und Zahl dafür, dass Frauen an der Macht durch unangestrengte Sichtbarkeit und permanente Präsenz so selbstverständlich werden, dass sie auch und gerade, wenn sie es nach ganz oben geschafft haben, als Frauen in mächtigen Positionen immer normaler erscheinen und durch eben diese Gendereffekte neutralisierende Normalität die durch das weibliche Geschlecht bislang stets in Gang gesetzte Abwertungsspirale allmählich außer Kraft setzen. Dann würden Politikerinnen tatsächlich nicht mehr durch ihr Geschlecht auf- und als Frauen auch nicht mehr aus dem Rahmen

Kontakt und Information

Prof. Dr. Doris Lucke
Seminar für Soziologie
Universität Bonn
Lennéstr 27
53113 Bonn
(0228) 738425
lucke@uni-bonn.de

fallen. Sie würden als Personen wahrgenommen, die - im besten Fall gute - Politik machen.

Macht hat, wie wir seit Hannah Arendt: "Macht und Gewalt" (1969) wissen, wenn sie von den Richtigen in Händen gehalten wird, auch etwas Positives: "Mensch(, die) Merkel macht das." Wenn es so (weit) ist, dann kann man in der Tat das Komma und den generischen Artikel, wie die anfangs noch gebräuchlichen Anführungszeichen bei der "Kanzlerin", weglassen.

Gerade ist Michelle Bachelet als Präsidentin von Chile vereidigt worden. Sie ist nach Eva Perron die erste Staatspräsidentin in Lateinamerika, aber

eben nicht mehr gänzlich ohne Vorbilder des eigenen Geschlechts. Wie zu hören ist, wird sie in ihrem Land bereits mit Angela Merkel verglichen. Aufschlag zum Gender Match! Auf welcher Seite des Spielfeldes der am Netz abgeprallte und für einen, den womöglich spielentscheidenden Moment still stehende Tennisball - wie am Anfang von Woody Allens neuestem Film - am Ende aufschlagen wird, bleibt abzuwarten. Dass sich über den Hosenanzug einer Abgeordneten im Deutschen Bundestag heute keiner mehr aufregt, kann zumindest als ein gutes Vorzeichen gewertet werden.

Jennifer Dahmen

Ergebnisse eines EU-Forschungsprojekts zur Situation von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften

Vorbemerkungen

Im Jahr 2000 wurde im Etan-Report veröffentlicht, dass in allen Europäischen Mitgliedstaaten Frauen in Studienfächern mit ingenieurwissenschaftlichem oder technischem Bezug unterrepräsentiert sind. Die Gründe dafür sind vielfältig. Es ist jedoch nicht das den Frauen ehemals zugeschriebene Defizit im abstrakten Denken, was sie von Ingenieurwissenschaften fernhält. Aus diesem Grund wurden in den vergangenen Jahren unterschiedliche Programme und Kampagnen zur Erhöhung des Studentinnenanteils ins Leben gerufen. Konnten die Frauen jedoch erfolgreich als Studentinnen gewonnen werden, sehen sie sich teilweise mit einem Studienklima konfrontiert, dass eng verknüpft ist mit "dominanter Männlichkeit" (z.B. McLean et al. 1996; Connell 1999; Sagebiel/Dahmen 2005 a+b).

Ein höherer Anteil an Interdisziplinarität erhöht das Interesse der Frauen an Technik und Ingenieurwissenschaften (Beraud 2003, Sagebiel 2005) und die Ergebnisse des ehemaligen EU-Projekts CuWaT "Curriculum-Women-and-Technology" zeigen, dass signifikante Anteile von Gruppen- und Projektarbeit in den Curricula einen Beitrag zum Verbleib der Studentinnen leisten können (CuWaT 1998).

Ein weiterer Erklärungsansatz für die geringe Anzahl von Frauen wird in ihrem geringen Zutrauen in die eigenen intellektuellen Fähigkeiten gese-

hen, die durch die Minderheitensituation und Isolationsgefühle noch negativ verstärkt wird. Etzkowitz et al. haben herausgefunden, dass eine "kritische Masse" bedeutungslos ist, wenn die Frauen isoliert sind, sich unter einander nicht kennen oder wenn die Zugehörigkeit zu anderen Frauen zu stigmatisierend ist (2000).

Dies stellt einen Kontext dar, in dem das im 5. Rahmenprogramm der Europäischen Kommission geförderte Projekt WomEng¹ angesiedelt war. Das Akronym WomEng steht für den vollen Titel "Creating Cultures of Success for Women Engineers". Die Projektlaufzeit belief sich auf drei Jahre, von 2002-2005. Insgesamt waren sieben Länder (Frankreich, Österreich, Slowakei, Finnland, Griechenland, Großbritannien und Deutschland) in WomEng involviert. Inhaltlich war das Projekt in zwei Untersuchungsschwerpunkte unterteilt: zum einen die Situation der Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften an Universitäten in den beteiligten Projektländern und zum anderen, die der Ingenieurinnen im Berufsleben.

Untersuchungsmethoden

Quantitative und qualitative Untersuchungsmethoden dienten der Erhebung der Daten. Mit einem standardisierten Fragebogen wurden 100 Studierende der Ingenieurwissenschaften (50 Frauen und 50 Männer) in Studiengängen mit geringem, mittlerem und höherem Frauenanteil in

¹ WomEng wurde von Yvonne Pourrat (CDEFI, Paris, France) koordiniert. ProjektpartnerInnen waren Felizitas Sagebiel (Universität Wuppertal, Deutschland), Christine Wächter (IFF/IFZ Graz, Österreich), Maureen Cooper (Universität Stirling, Großbritannien), André Beraud und Jean Soubrier (INSA, Lyon, Frankreich), Anne-Sophie Genin (ENSAM, Paris, Frankreich), Päivi Siltanen (Witec, Finnland), Dora Kokla (EDEM, Athen, Griechenland) und Oto Hudec (Technische Universität Kosice, Slowakei).

unterschiedlichen Universitäten je beteiligtem Land befragt. Als Kontrollgruppe wurden ebenso viele Studierende aus nichttechnischen Studienfächern verschiedener Fachrichtungen befragt. Die institutionellen Bedingungen der Organisationskultur wurden vor allem mit diversen qualitativen Methoden erhoben. Einzelinterviews und geschlechtergetrennte Fokusgruppen geben die Sichtweise der Studierenden, ExpertInneninterviews mit Lehrenden die des Personals wieder. Homepageanalysen von Universitäten, Fachbereichen und Studiengängen sowie Beobachtungen vor Ort wurden als nichtreaktive Erhebungsmethoden zusätzlich verwendet (WomEng 2005).

Ergebnisse zur Situation der Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften

Image der Ingenieurwissenschaften

Das Image der Ingenieurwissenschaften ist eng verknüpft mit anhaltenden Stereotypen männlicher Strukturen, die sich über Jahre entwickelt und verfestigt haben. Einige dieser Vorurteile sind immer noch Realität und haben großen Einfluss auf die Studienwahlentscheidung von jungen Frauen - pro oder contra ingenieurwissenschaftliches Studium. Eine Bestätigung der anhaltenden Verknüpfung von Männlichkeit und Ingenieurwissenschaften wurde durch die Antworten der interviewten Studentinnen deutlich. Ihrer Meinung nach ist das Image der Ingenieurwissenschaften:

- "kein schönes!" und
- "ein männliches!" und
- "ein derbes!" und
- "ein kommunikationsarmes!"

um nur einige der Äußerungen zu nennen. Dieses Image kann zu einem Konflikt für die jungen Frauen führen, da ihr eigenes Verständnis von Femininität nicht mit diesem maskulinen Bild übereinstimmt. Ihre durch Geschlechterrollen geprägte Selbstwahrnehmung muss mit der ‚männlichen Technik‘ zusammengeführt werden (Wolffram 2000). Gleichzeitig müssen die zurzeit studierenden Frauen immer noch mit den gesellschaftlich manifestierten Vorurteilen über Frauen und Technik zu Recht kommen.

Chancen dieses Image aufzubrechen bieten enge Schul- und Universitätskooperationen wie z. B. SommerUnis oder Mädchen-Technik-Tage. Durch kompetente (weibliche) Rollenvorbilder können stereotype Rollenvorstellungen aufgebrochen werden und die jungen Frauen erfahren, dass Weiblichkeit und Technik sich nicht ausschließen. Dazu eine Maschinenbaustudentin: "Du kannst aussehen wie Peggy Bundy und trotzdem in der Lage sein ein Auto zu konstruieren, das ist kein Problem!" und eine Kommilitonin ergänzt: "Junge Frauen möchten feminin sein und sie denken,

dass passt nicht zur Technik. Ich denke, das ist ein Grund warum so wenig Frauen Ingenieurwissenschaften studieren." Zusätzlich bieten die o. g. Maßnahmen die Möglichkeit, dass Mädchen und junge Frauen mit Berührungängsten gegenüber technischen Fächern, diese durch praktische Übungen in entspannten Rahmen abbauen können. Der von den Interviewten oft erwähnte Informationsmangel über ingenieurwissenschaftliche Studieninhalte und Berufsperspektiven könnte durch diese Initiativen zusätzlich reduziert werden.

Erste Schritte und Hürden als Studentin

Willkommensveranstaltungen können wichtige Eisbrecher zu Beginn des Studiums sein, Studierende werden ermutigt Kontakt zu KommilitonInnen und StudiengangsmitarbeiterInnen zu knüpfen. Die Wichtigkeit dieser Angebote wurde durch die hohe Zustimmung in allen Projektländern belegt. Dass erste Kontakte zu anderen Studierenden geknüpft wurden, war die zutreffendste Antwortmöglichkeit. In Großbritannien und der Slowakei scheint das Lehrpersonal stärker in Willkommensveranstaltungen involviert zu sein, denn in diesen Ländern geben die Studierenden zu einem höheren Anteil an, dass die Willkommenveranstaltungen dazu beitragen erste Kontakte zu Lehrenden herzustellen. Dies mag abhängig davon sein, ob die Veranstaltungen von der DekanIn des Fachbereichs oder der Studierendenvertretung organisiert wurde.

Speziell das erste Studienjahr wurde oft als die "harte Zeit" bezeichnet, sowohl von Lehrenden als auch von Studierenden. Das Risiko für einen Studienabbruch ist in dieser Zeitspanne besonders hoch.

Die Hochschulen und Fachbereiche sollten speziell in dieser Zeit mehr Wert auf die Integration der StudienanfängerInnen legen und versuchen eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich - unabhängig von Geschlecht, ethnischer und sozialer Herkunft - neue Studierende willkommen fühlen. Der Übergang von der Schule zur Universität war für einige der interviewten Frauen nicht einfach. Probleme der Orientierung und der Selbstorganisation wurden häufiger genannt, so eine Studentin: "Ich hatte nicht erwartet, dass es so schwierig sein wird für mich selbstverantwortlich zu sein".

Hinzu kommt die Erfahrung, dass Lernen an der Schule nicht viel gemeinsam hat mit einem Studium an der Universität, was zu Unsicherheiten für die Neubeginnerinnen führen kann. Lernen zu lernen ist notwendig. Mentoringinitiativen bieten gute Möglichkeiten die Integrations- und Orientierungsprobleme zu reduzieren, sind jedoch in einigen Projektländern kaum bekannt und deren Erfolg wird somit skeptisch eingeschätzt.

Statistiken über StudienabbrecherInnen sind nicht erhältlich, die Daten werden nicht erfasst oder evaluiert (Wächter 2005). Ein Ziel von WomEng war es mehr darüber zu erfahren, warum junge Studierende sich dazu entscheiden ihr Studium abzubrechen. Insgesamt haben 32,9% der Studentinnen mal darüber nachgedacht, ihr ingenieurwissenschaftliches Studium abzubrechen. Hauptgründe hierfür sind "schlechte Prüfungsergebnisse" mit 80,7%, die Erfahrung dass "das Studienfach anders als erwartet war" (74,7%) und das "Nichtmögen der Fächer" mit 69,7%.

Curricula und Lehrmethoden - welchen Bedarf haben die Studentinnen?

Die stärkere Integration von interdisziplinären Inhalten und Fächern in technischen Studiengängen kann als ein wichtiger Faktor zur Erhöhung der Attraktivität von ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen (besonders für Frauen) angesehen werden (Beraud 2003). Studentinnen in Österreich würden mit 64,7% einen höheren interdisziplinären Anteil in ihrem Studium begrüßen, gefolgt von den Griechinnen mit 59,0%. Im Gegensatz zu den französischen Frauen, in deren Curricula offensichtlich schon ein höherer Anteil an nicht-technischen Fächern enthalten ist.

Welche nicht-technischen Fächer würden die Studentinnen gerne zu ihren Curricula hinzufügen? Sprachen waren mit über 50,0% das beliebteste Fach, gefolgt von den sog. Soft Skills. Besonders in Frankreich würden sich mehr als Dreiviertel der Studentinnen über eine stärkere Vermittlung von Schlüsselkompetenzen freuen, gefolgt von österreichischen (67,3%), deutschen (57,4%) und slowakischen (55,3%) ingenieurwissenschaftlichen Studentinnen.

Ein Großteil des Lehrpersonals schätzt die Möglichkeit einer höheren Interdisziplinarität als gering und problematisch ein, da der Umfang "unverzichtbarer" technischer Grundlagenfächer gekürzt werden müsste und dies wiederum mit einem Prestigeverlust dieser Fächer einhergeht.

Lehrmethoden die auf Dialog basieren, sind bei Studentinnen in allen Ländern beliebt, ebenso wie Projekt- und Gruppenarbeit. Unbeliebt sind Vorlesungen, die den Ruf haben langweilig zu sein und mangelnde praktische Verlinkung aufweisen. Die frühe Einführung von Gruppenarbeit kann dazu beitragen neue Studierende zu integrieren und eine Art Gemeinschaft aufzubauen. Interessant ist die allgemein hohe Zustimmung der Studierenden zu praxisbezogenen Lehr- und Lernangeboten. Die Möglichkeit bereits erlerntes theoretisches Wissen praktisch anzuwenden scheint für die Frauen ein wichtiger Faktor zu sein.

Aussiebe- oder k.o.-Prüfungen existieren vor allem in Deutschland (72,0%) und in der Slowakei

(40,0%). Diese Art der Prüfungen ist speziell im Grundstudium ein großes Thema für die Studentinnen und kann zu Unsicherheit und Zweifeln führen; das Bestehen jedoch führt zu einem erhöhten Selbstbewusstsein (D: 82,0%; SK 63,1%).

Beschreibung der Studienatmosphäre: gesunde Mischung oder Konkurrenz?

Um mehr darüber zu erfahren, wie ingenieurwissenschaftliche Studentinnen ihre Studienatmosphäre empfinden, wurden sie im Fragebogen gebeten ihre Zustimmung bzw. Ablehnung zu bestimmten Beschreibungen zu geben (Mehrfachantwortenmöglichkeit).

Die Hauptübereinstimmung bekam das Item "eine gesunde Mischung aus Privat- und Studienleben", so scheint die Vereinbarkeit von persönlichen/familiären und studienbedingten Aufgaben für die meisten Studierenden kein Problem darzustellen. Französische, britische, österreichische und slowakische Studentinnen beschreiben ihre Studienumgebung als eine in der "persönlicher Einsatz" wertgeschätzt wird. Deutsche und britische Frauen empfinden zudem, dass sie in einer "Atmosphäre mit einer gesunden Mischung aus Witzen und Geschichtenerzählen" studieren. Studentinnen aus Österreich erfahren stärker eine "individuell unterstützende Atmosphäre". In vielen Fachbereichen scheint es "wichtig, Freizeit mit anderen Studierenden zu verbringen", so geben auch viele Studentinnen an, ihre Freizeit mit KommilitonInnen zu verbringen (Zustimmung von 43,8% in Österreich bis 69,4% in Frankreich, in Deutschland stimmten nur 32,0% der Befragten zu).

Das vorherrschende konkurrenzgeprägte und dominant männliche Klima in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen, kann als ein Haupthinderungsgrund gegen die Aufnahme eines technischen Studiengangs angesehen werden. Die Hälfte der griechischen Studentinnen gab an, in einer von Wettbewerb geprägten Atmosphäre zu studieren, gefolgt von Studentinnen aus Großbritannien (38,0%) und der Slowakei (25%). In allen anderen Ländern scheint dies kein vorherrschendes Problem zu sein. Um mit diesem männlichen Konkurrenzverhalten zu Recht zu kommen, adaptieren manche Frauen dieses Verhalten "...und lernen im männlichen Sinne zu konkurrieren. Männer fühlen sich unwohl damit. Es ist ihr Spiel und in diesem Prestigesystem ist kein Platz für Frauen, die erfolgreich mit konkurrieren" (Etzkowitz 2000, S.55).

Einige Frauen gaben an, dass sie den Eindruck hätten in einer Umgebung zu studieren, die keine Fehler zulasse, so verwundert es nicht, dass sich die Studentinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kommilitonen weniger wohl fühlen, Fragen

in Vorlesungen und Seminaren zu stellen. Und insgesamt ein Fünftel der Frauen erlebten, dass Lehrende frauenfeindliche Kommentare in ingenieurwissenschaftlichen Veranstaltungen äußerten. Da nur 33,3% der griechischen Ingenieurstudentinnen ihre Studienatmosphäre als positiv im Hinblick auf eine "gesunde Mischung aus Witzen und Geschichtenerzählen" bewerten, kann im Umkehrschluss eine vorherrschende konservative Ingenieurkultur abgeleitet werden. Verdeutlicht wird dies durch 15,6% der Griechinnen, die angeblich durch Witze, Späße und Geschichtenerzählen ausgeschlossen zu werden. Als Ausdruck traditioneller Kultur sind die Späße über geschlechter-sensible Sprache in der Slowakei einzuschätzen.

Studienerfahrung in einer Männerdomäne

Die befragten Frauen sind sich sicher, dass Ingenieurwissenschaften das richtige Studienfach für sie ist und die meisten von ihnen sind im Großen und Ganzen auch zufrieden mit ihrem Studium.

Trotzdem sehen sich manche Frauen nach der Aufnahme eines Studiengangs in dem die Mehrheit der Studierenden und der Lehrenden männlich ist, Problemen gegenüber, über die sie niemals zuvor nachgedacht haben: "zum ersten Mal in ihrem Leben, erleben weiße Frauen plötzlich wie es ist, eine Minderheit zu sein, negativ beobachtet von der Mehrheit" (Etzkowitz 2000, S.60). Und auch Sonnert stellt fest, dass "Frauen auf eine Atmosphäre treffen können mit unterschiedlichen Graden der Vernachlässigung oder unumwundener Feindlichkeit von Seiten der MitarbeiterInnen und der KommilitonInnen" (2000, S.40).

Besonders die hohe Sichtbarkeit der Frauen führt nicht immer dazu, dass sich die Studentinnen in ihrer Umgebung wohlfühlen. Sie fühlen sich kritischer beobachtet als ihre männlichen Mitstudierenden, haben das Gefühl mehr leisten und sich immer wieder als Frau mit technischer Kompetenz beweisen zu müssen, um die gleichen Erfolge wie ihre Mitstudenten zu erlangen. Andererseits erwähnten die interviewten FachbereichsmitarbeiterInnen, dass Studentinnen, die im ingenieurwissenschaftlichen Studium verbleiben, oftmals bessere Studienergebnisse erzielen im Vergleich zu ihren Mitstudenten. Unterschiedliche Erklärungen kann es hierfür geben: die oben erwähnte Aufmerksamkeit aufgrund der Minderheitensituation könnte zu einem höheren Leistungsdruck für die Frauen führen oder ist es vielleicht einfach größeres Engagement der Studentinnen, dass zu besseren Ergebnissen führt? Eine dritte Erklärung könnte ein elitärer Faktor sein - die Frauen die sich für ein technisches oder ingenieurwissenschaftliches Studium entscheiden, weisen häufig exzellente Schulabschlüsse vor. Für sie ist es noch nicht 'normal' diese Fächer zu stu-

dieren und so nehmen sie an, dass beste Physik- oder Mathematikabschlüsse notwendig sind, während junge Männer dies nicht so stark hinterfragen.

Die qualitativen Ergebnisse zeigen, dass sich die Frauen ihrer Minderheitensituation durchaus bewusst sind und sich nicht immer daran stören. Einige der interviewten Studentinnen führen dies darauf zurück, dass sie sich schon während ihrer Kindheit und Jugend lieber mit Jungen umgeben haben, da diese "...immer offen und ehrlich sind. Mädchen sind zickig!" (franz. Studentin). Manchmal ziehen die jungen Frauen einen Vorteil aus ihrer geringen Anzahl und spielen bewusst mit Geschlechterstereotypen: "...wenn ich etwas vermassle sage ich, entschuldigt ich bin ein Mädchen und dann lachen alle." (franz. Studentin) und wieder andere genießen ihren "Prinzessinnenstatus". Eine Maschinenbaustudentin reflektiert die erhöhte Aufmerksamkeit kritischer: "Vielleicht trauen manche Professoren Frauen weniger zu und investieren deshalb mehr Zeit um ihnen etwas zu erklären? Vielleicht ist es nicht nur positiv bevorzugt behandelt zu werden?" Knapp die Hälfte der befragten britischen und finnischen Studentinnen denken, dass sie mehr Zeit und Aufwand in Studienarbeit investieren als die Männer. Vielleicht kann dieses Item aber auch positiv interpretiert werden, dass die Frauen ernsthafter studieren und sie deshalb mehr Zeit aufbringen? Und wiederum knapp 50,0% der deutschen und slowakischen Frauen empfinden, dass sie im Vergleich mit ihren männlichen Kommilitonen engagierter studieren.

Slowakische Studentinnen scheinen einerseits ein hohes Selbstvertrauen in ihre Fähigkeiten zu haben, so gaben sie die höchste Zustimmung zu den folgenden Aussagen: 44,9% denken, dass sie ingenieurwissenschaftliche Probleme besser lösen können und 38,7% sind der Meinung ingenieurwissenschaftliche Konzepte besser zu verstehen als ihre Kommilitonen. Andererseits gibt ein Fünftel der slowakischen Frauen an, dass Ingenieurwissenschaften besser zu Männern als zu Frauen passt.

Gewünschte Veränderungen von den Studentinnen

Mehr weibliche KommilitonInnen würden insgesamt von 33,4% der Befragten begrüßt. Mit über 50,0% zeigen die österreichischen Studentinnen die größte Zustimmung zu diesem Item, und sie sind es auch, die sich mit 60,6% mehr weibliches Lehrpersonal in ihrem Studiengang wünschen. Insgesamt tun dies auch 41,6% der befragten Studentinnen.

Diese hohe Erwünschtheit von weiblichem Lehrpersonal könnte ein Hinweis auf fehlende Vorbil-

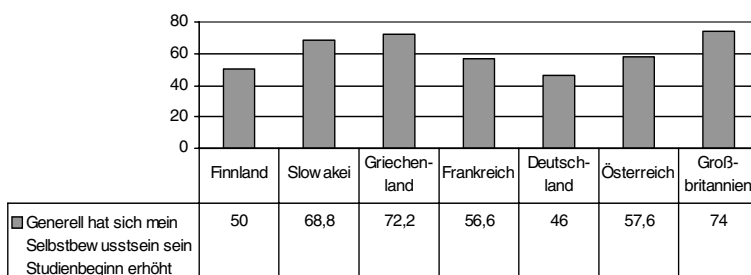
der für die jungen Frauen sein. Offensichtlich existiert ein Bedarf an einem höheren Frauenanteil innerhalb der Studiengänge, auch wenn die Studentinnen sich nicht über ihre jetzige Situation beschwert haben.

Mehr Kooperation und mehr persönliches Engagement im Studiengang würden außerdem von den Studentinnen in allen Ländern begrüßt. 60,0% der griechischen Befragten sehen einen Mangel an Effizienz in ihrem Fachbereich. Slowakische Studentinnen wünschen sich zu einem Drittel eine gleichberechtigtere Interaktionsstruktur zwischen männlichen und weiblichen Studierenden, dieses Ergebnis bestätigt Aussagen in Interviews demnach sich Studentinnen in der Slowakei manchmal mit diskriminierenden Aussagen konfrontiert sehen.

Ein hohes Maß an Selbstvertrauen als Grundvoraussetzung?

Die meisten interviewten Fachbereichsangehörigen sahen ein hohes Maß an Selbstbewusstsein als wichtigen Faktor an, um als Frau in einem männlich dominierten Studiengang erfolgreich zu sein. Eine österreichische Lehrende argumentiert, dass die jungen Frauen großes Vertrauen in ihre Kompetenzen und zusätzlich familiäre Unterstützung aufweisen sollten, denn "manchmal müssen sie sich selbst wehren". Eine deutsche Bauingenieurin formuliert es noch radikaler: "Eine gute Basis an Selbstvertrauen ist eine Grundvoraussetzung für die Frauen schon zu Studienbeginn, ansonsten hat es keinen Sinn ein ingenieurwissenschaftliches Studium aufzugreifen!". Die quantitativen Ergebnisse zeigen gegenteiliges. So empfinden die Studentinnen in allen Ländern, dass ihr Selbstvertrauen seit Beginn des Studiums gestiegen ist, dies bedeutet, dass zurückblickend die Hälfte bis zu Dreiviertel der Studentinnen ihr Selbstvertrauen geringer einschätzt im Vergleich zu heute (s. Bild 1).

Bild 1: Selbsteinschätzung der Steigerung des Selbstbewusstseins - Zustimmung der Studentinnen in %



Auch eine sechsjährige Studie an der Universität Washington verzeichnete einen Anstieg des Selbstvertrauens bis zum Ende des Junior Year,

was einhergeht mit "Gefühlen der Akzeptanz im Fachbereich" (Brainard/Carlin, S.32)

Monoedukation als Ausweg? Eine kritische Diskussion...

Einer der Hauptgründe monoedukative Studiengänge zu implementieren ist, das Selbstbewusstsein der jungen Frauen bezüglich ihrer technischen Fähigkeiten aufzubauen und weiterzuentwickeln, welches die BefürworterInnen der Koedukation als Grundvoraussetzung ansehen. In Deutschland existieren zum heutigen Zeitpunkt einige technische Modellstudiengänge nur für Frauen speziell an Fachhochschulen. Die Studienatmosphäre unter Frauen soll ein vorurteilsfreies Studieren ohne männliche Konkurrenzstrukturen ermöglichen. Durch dieses Angebot sollen auch junge Frauen für ein ingenieurwissenschaftliches Studium gewonnen werden, die sich unter anderen Umständen nicht dazu entschlossen hätten. Interviewte Mitarbeiterinnen des monoedukativen Studiengangs in Stralsund sind der Meinung, das gerade "monoedukatives Lehren und Lernen das Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen der Studentinnen erhöht". Gleichzeitig haben diese Studiengänge das Potenzial als Veränderungsagenten für die (in diesem Beispiel) traditionell verankerte Maschinenbaukultur zu wirken. Organisationelle Strukturen, die jahrelang manifestiert worden sind, wurden mehr und mehr überdacht und teilweise aufgegeben zugunsten eines innovativeren Studiengangs. Diese Veränderungen unterstützen zudem eine diverse Fachkultur. Für die meisten Interviewten, unabhängig ob diese dem Lehrkörper oder den Studierenden angehörten, hat monoedukatives Studieren immer noch den negativen ‚Beigeschmack‘, dass Frauen in technischen Fächern spezielle Unterstützung benötigen um genauso erfolgreich zu sein wie Männer.

Zudem würde es eine "künstliche Welt", einen Schonraum darstellen, der nichts mit dem späteren Berufsleben gemein hätte. Zusätzlich wird diese Art der Lehre als Rückschlag der Koedukation angesehen. Die vehemente Ablehnung der Studentinnen in Interviews und Fokusgruppen lässt rückschließen, dass die jungen Frauen keinen sichtbaren Sonderstatus wünschen und befürchten abgestempelt zu werden. Das kann übereinstimmen mit Beobachtungen, die Etkowitz und sein Team in bezug auf fachbereichsinterne Angebote nur für Frauen machten "viele Fachbereiche hatten keine speziellen Angebote für Frauen, wenn sie aber welche hatten, war die Angst vor Stigmatisierung bei Beitritt hoch" (Etkowitz 2000, S. 179).

Auch die Fragebogenergebnisse zum Thema monoedukatives Studium bzw. Lehre weisen hauptsächlich ablehnende Haltungen auf. Auch ist ein hoher Anteil "ich weiß nicht" Antworten zu verzeichnen, an denen deutlich wird, dass die Studierenden die Möglichkeiten und Chancen der Monoedukation nicht einschätzen bzw. beurteilen konnten. Informationsarbeit ist notwendig, um die Monoedukation von Vorurteilen und negativen Einstellungen zu befreien.

Schluss

Die Analysen des Projekts zeigen eine Bandbreite von Einflussfaktoren auf die Anwerbung, den Verbleib und den Erfolg von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften (Thaler/Wächter 2005), hier konnten nur einige Aspekte erwähnt werden. Klar ist, dass es nicht ausreicht, Programme oder Initiativen zur Anwerbung der jungen Frauen zu initiieren, wenn nicht zeitgleich eine Veränderung der männlichen tradierten Fachkultur einhergeht. Auch Gleichbehandlung in einer ungleichen Studienumgebung führt nicht zu Gleichberechtigung und Chancengleichheit. Nur die Kombination und Verknüpfung der Einzelmaßnahmen kann zu einer Studienkultur führen, die nicht nur für Frauen unterstützend ist (Dahmen 2005; Dahmen/Sagebiel 2005). Ein gutes Beispiel hierfür ist die erfolgreiche Umstrukturierung des Informatikstudiengangs an der Carnegie Mellon Universität; nicht nur das Geschlechterverhältnis ist nun angeglichen, auch eine neue "Klientel" von Studierenden konnte gewonnen werden durch die Abkehr der Informatik vom Hackerimage (Blum 2002).

Die Tatsache, dass einige Frauen abstreiten in einer geschlechterdiskriminierenden Umgebung zu studieren, heißt nicht, dass dies die Realität ist. Es kann auch als eine Strategie dienen, um mit ihrem "Exotinnenstatus" klarzukommen, in der selben Weise, wie sie mit Geschlechterstereotypen spielen. Die Studentinnen betonen, dass sie gleichberechtigt behandelt werden möchten, Gendertraining für Lehrende und Studierende kann dazu beitragen.

Dieser Beitrag schließt mit einem kurzen Ausblick auf das kommende Berufsleben der Studentinnen. Für die meisten der Befragten ist es wahrscheinlich, dass sie in einem ingenieurwissenschaftlichen Feld arbeiten werden - aber was denken die Frauen, wird sie erwarten? Die Hälfte der Frauen denkt, dass ein Mann zu sein die Möglichkeiten einen ingenieurwissenschaftlichen Job zu finden, steigert. Einmal ins Berufsleben eingestiegen erwarten die Frauen ein stressiges Arbeitsleben, mit hoher Arbeitsbelastung und langen Arbeitsstunden (außer in der Slowakei). Und ca. 40,0% von ihnen stimmen zu, dass die Vereinbarkeit von Fami-

lie und Berufsleben in den Ingenieurwissenschaften schwieriger ist als in anderen Disziplinen.

Ob dies der Wirklichkeit entspricht, versucht das im November 2005 gestartete Nachfolgeprojekt von WomEng herauszufinden (nähere Infos unter www.prometea.info). Ingenieurinnen in der industriellen Forschung stehen im Mittelpunkt dieses Projekts.

Literatur

- Beraud A. (2003) 'A European Research on Women and Engineering Education (2001-2002). Potentials of Interdisciplinary Courses in Engineering, Information Technology, Natural and Socio-Economic Sciences in a Changing Society', *European Journal of Engineering Education*, vol 28, no 4, S. 435-453.
- Blum, L. (2002): Die Veränderung der Studienkultur an der Carnegie Mellon Universität. In: Tagungsband Impulse Nutzen vom 1.2.-2.2.2002 in München, S. 97-102.
- Brainard, S.; Carlin, L. (2000): A six-year longitudinal study of undergraduate women in engineering and science. In: Lederemann, M./Bartsch, I. (Hg.): *The Gender and Science Reader*. Routledge, Oxford.
- Connell, R.W. (1999): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Leske & Budrich, Opladen.
- CuWaT (1998): *Changing the Curriculum - Changing the Balance?* Oslo.
- Dahmen, J. (2005): Who or what creates a successful study environment? - How female engineering students in Europe assess their study situation. In: *Proceedings of Final International Workshop of the WomEng Project*, Graz, 5-9 October, S. 63-71.
- Dahmen, J./Sagebiel, F. (2005): Learning from European Project WomEng. Engineering Degree Courses and Gender Mainstreaming. In: *Proceedings of Fedora Summer University*, Cyprus, 13-18 July 2005.
- ETAN Report (2000): Promoting excellence through mainstreaming gender equality. A Report from the ETAN Expert Working Group on Women and Science, Luxembourg.
- Etkowitz, H. et al. (2000): *Athena Unbound. The Advancement of Women in Science and Technology*. University Press, Cambridge.
- McLean, C. et al. (1996) 'Masculinity and the Culture of Engineering' in University of Technology Sydney (ed), *Third Australasian Women in Engineering Forum*, Sydney, S. 32-41.
- Sagebiel, F.; Dahmen, J. (2005a): Männlichkeiten in der europäischen Ingenieurkultur. Barrieren oder Aufforderung zur Anpassung für Frauen. In: *Soziale Technik*, vol 1, no 15, S. 19-21.
- Sagebiel, F.; Dahmen, J. (2005b): Masculinities in organisational cultures in engineering education in Europe. Results of European project WomEng. In: *European Journal of Engineering Education*. Special Issue: Gender Studies in Engineering Education 2006 Vol. 31, No.1, March 2006, S. 5-14.

Kontakt und Information

Jennifer Dahmen
Bergische Universität
Wuppertal
Fachbereich Bildungswissen-
schaften
Gaußstr. 20
42097 Wuppertal
(0202) 4393165
jdahmen@uni-wuppertal.de
Projektwebsite:
www.womeng.net

Sagebiel, F. (2005): Attracting women for Engineering. Interdisciplinary of engineering degree courses in mono-educational versus co-educational settings in Germany. In: Proceedings of the Third European Conference on Gender Equality in Higher Education University of Genova, 13-16 April 2003 (im Druck).

Sonnert, G. (2000) 'Women in Science and Engineering' in S. C. Cannan (Hg): Choices for Success - Annals of the New York Academy of Sciences, vol 869, New York.

Thaler, A.; Wächter, C. (Hg.): (2005) 'Creating Cultures of Success for Women Engineers', Conference Proceedings of Final International Workshop of the WomEng Project, Graz, 5-9 October.

Wächter, C. (2005) 'Success and Non-Persistence in Engineering Education', Proceedings of Final International Workshop of the WomEng Project, Graz, 5-9 October, S. 51-62.

Wolffram, A. (2000): Belastungen im Ingenieurstudium unter der Geschlechterperspektive' in: Kosuch, R. et al (Hg.): Technik im Visier. Perspektiven für Frauen in technischen Studiengängen und Berufen. Kleine Verlag, Bielefeld, S. 52-64.

WomEng project (2005): Methodological Tools for Research in Gender and Technology, <http://www.womeng.net/publications/mguidebook.pdf> (Zugriff 15.3.2006)

Felicitas Sagebiel

Ingenieurinnen in Europa. Karrieren und Barrieren

Der Aufsatz basiert auf dem Forschungsprojekt WomEng "Creating Cultures of Success for Women Engineers" (website: www.womeng.net), das von der EU-Kommission im 5. Rahmenprogramm (2002-2005) finanziert wurde und an dem Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland Großbritannien, Österreich und die Slowakei¹ beteiligt waren. Untersucht wurden die Hochschul- ausbildung² und die berufliche Situation von Ingenieurinnen in den beteiligten Ländern.

Der Beitrag analysiert Ergebnisse zur beruflichen Situation von Ingenieurinnen in der Industrie, vor allem die Auswirkungen der Organisationskultur³ von Unternehmen auf Karrieren und Barrieren unter Genderaspekt. Wie Frauen mit ihrer Minderheitensituation in einer Männerdomäne zurecht kommen, inwieweit sie die Arbeitswelt mit eigenen Vorstellungen prägen und Karriere machen, aber auch inwiefern sie aufgrund ihres begrenzten Zugangs zur Macht behindert werden, ist Gegenstand.

Nach einigen Hinweisen zum Forschungsstand werden im Folgenden Hypothesen zum Einfluss der Unternehmenskultur auf Geschlecht, Karriere und Familie von Ingenieurinnen formuliert sowie die Untersuchungsmethoden vorgestellt. Die Darstellung der Ergebnisse wird zusammenfassend reflektiert und vor dem Hintergrund relevanter Forschung und Theorie interpretiert.

1 Forschungsstand

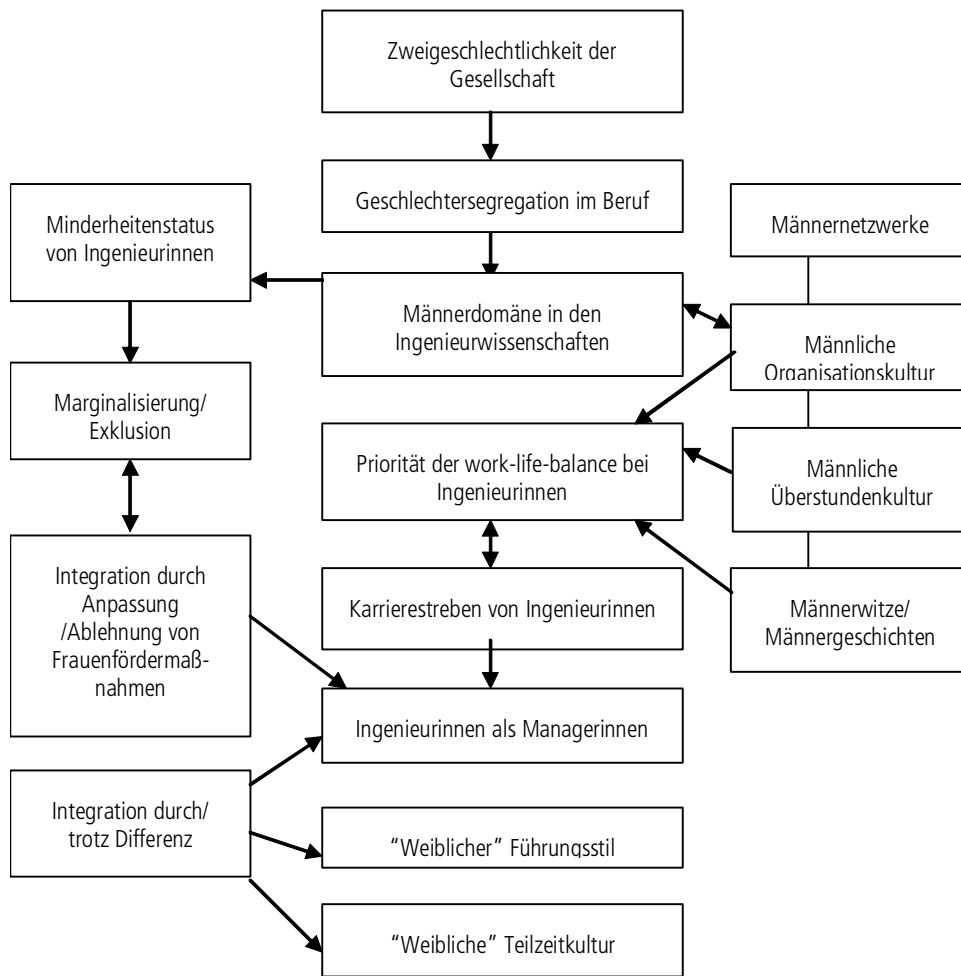
Die europäische Situation von Frauen in der Wissenschaft wurde im ETAN Bericht (ETAN 2000) und von Frauen in der industriellen Forschung in zwei Berichten, dem WIR Report (Europäische Kommission 2003) und dem ENWISE Report (Europäische Kommission 2004) global beschrieben und analysiert. Über die Situation von Ingenieurinnen gab es keine europäisch vergleichende Untersuchung. Diese Lücke hat das WomEng Projekt geschlossen.

Ingenieurinnen im Beruf sind weniger häufig Gegenstand empirischer Forschung gewesen im Vergleich zur Ausbildungssituation von Frauen in den Ingenieurwissenschaften. Aus internationaler Forschung sind Karrierehindernisse und Unterstützungsmaßnahmen für Ingenieurinnen bekannt (Armour 2003; de Bruin 1997; Holmes and Ecsedi 2003; Martinson and Smandych 2003).

In Deutschland wurden vor allem qualitative Einzelstudien zu Ingenieurinnen im Beruf durchgeführt. Die erste große Untersuchung wurde von Doris Janshen und Hedwig Rudolph (Janshen/Rudolph 1987) auf der Basis von über 100 qualitativen Interviews durchgeführt. Daraus, dass die Ingenieurinnen überproportional häufig ursprünglich Mädchenschulen besucht hatten, wurde geschlossen, dass diese Schulen offenbar die Frauen eher motivieren und stärken konnten einen Männerberuf zu erlernen. Das Hauptargument für die Monoedukation ist, dass diese Umgebung das Selbstvertrauen in die eigene Kompe-

¹ PartnerInnen waren neben Felicitas Sagebiel (Bergische Universität Wuppertal), Christine Waechter (IFF/IFZ Graz, Österreich), Maureen Cooper (University of Stirling, Großbritannien), André Beraud and Jean Soubrier (INSA, Lyon, Frankreich), Anne-Sophie Genin (ENSAM, Paris, Frankreich), Päivi Siltanen (Witec, Finnland), Dora Kokla (EDEM, Athens, Griechenland), Oto Hudec (Technische Universität Kosice, Slowakei). Koordiniert wurde WomEng durch Yvonne Pourrat (CDEFI, Paris, Frankreich). Das deutsche Team unter der Leitung von Dr. Felicitas Sagebiel bestand aus Jennifer Dahmen als Sozialwissenschaftlerin und der Ingenieurin Dr. Gabriele Hoeborn, die als Subcontractor beteiligt war. Mitarbeit haben auch die StudentInnen der Sozialwissenschaften Tim Ebel, Shirin Reinhard und Monika Schmidtke.

Schema 1: Hypothesen zu Ingenieurinnen im Beruf



2 Die Ergebnisse über die ingenieurwissenschaftliche Ausbildung werden in diesem Heft von Jennifer Dahmen dargestellt, deren Hauptaspekte auch schon an anderen Stellen veröffentlicht wurden (Sagebiel 2005 d, g, Sagebiel/ Dahmen 2005; Sagebiel/ Dahmen 2006)

3 Felizitas Sagebiel war innerhalb des Projekts für die Koordination von work package 4 "institutionelle Kulturen und Strukturen in Ausbildung und Beruf" zuständig.

tenz zu fördern scheint. Wie zentral Selbstvertrauen für beruflichen Erfolg ist, zeigt auch die Untersuchung von Informatikerinnen durch Erb (Erb 1996). Diese entwerten ihre eigene Kompetenz im Vergleich zu der der männlichen Kollegen. Christiane Erlemann, die Ingenieurinnen interviewt hat, die aus dem Beruf ausgestiegen sind, hat die traditionell männlich dominierte Arbeitskultur mit Diskriminierungserfahrungen als Hauptgründe für den Ausstieg verantwortlich gemacht (Erlemann 2002).

Barbara Bagilhole hat eine Beschreibung der dominanten männlichen Kultur im englischen Bauingenieurwesen auf der Basis empirischer Forschung (Bagilhole 2005) gegeben, die wenig Hoffnung auf eine kurzfristige positive Änderung gibt. Eine Untersuchung des Ingenieurwesens in Hochschulen im Rahmen des ATHENA Projekts von Etkowitz u. a. hat ergeben, dass auch eine größere Anzahl von Frauen keine Veränderung der dominanten männlichen Kultur bringt, wenn diese Frauen nicht genügend in eigenen Netzwerken verankert sind, weil sie dann ein archaisches männliches Stereotyp im Beruf leben und keine

moderne professionelle Identität verkörpern (Etkowitz et al 2000: 245).

2 Hypothesen

Die gesellschaftlich konstruierte Zweigeschlechtlichkeit mit ihrer Auswirkung auf geschlechtliche Sozialisation und Geschlechterstereotypen behindert entscheidend die Aufhebung der Geschlechtersegregation. Die Verknüpfung der Ingenieurwissenschaften mit Männlichkeit bedeutet einerseits für viele Frauen, die sich für den Beruf entscheiden, eine potentielle Aufwertung ihrer gesellschaftlichen Position, auf der anderen Seite einen Konflikt mit ihrer erlernten Vorstellung von Weiblichkeit.

Schon der bloße Minderheitenstatus kann ein Gefühl der Marginalisierung hervorrufen. Abweichende Vorstellungen von einer guten Arbeitsatmosphäre und direkte Arbeits- und Karrierebarrieren (z. B. familienunfreundliche Arbeitszeiten, mangelnder Zugang zu Informationen und Netzwerken) können zu Unzufriedenheit führen

und zum Anlass werden, den Arbeitsplatz oder Beruf aufzugeben.

Die hypothetischen Zusammenhänge werden in Schema 1 zusammenfassend anschaulich gemacht (Sagebiel 2005 f.) (vgl. Schema 1).

Die enge Verknüpfung von traditioneller hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999) mit dem, was das Ingenieurwesen ausmacht, gilt als Haupthindernis für die Einführung frauenfreundlicher Arbeitsstrukturen. Ausdruck findet diese Männlichkeit in der sog. "Machokultur", die definiert ist durch lange Arbeitsstunden, starken Wettbewerb verbunden mit Mangel an gegenseitiger Unterstützung und Teamarbeit verknüpft mit einer sog. "Witze-Kultur".

Die Frage ist, in welchem Ausmaß formelle und informelle Karrierebarrieren mit der Arbeitskultur verbunden sind und welche Rolle die Männernetzwerke spielen. Gleichstellungsprogramme in Unternehmen wie "Gender Mainstreaming" und "Diversity" können die maskuline Arbeitskultur schwächen. Aber durch das Betonen des Anderssein von Ingenieurinnen können sie von diesen als stigmatisierend empfunden und abgelehnt werden.

3 Methodischer Ansatz

Der methodische Ansatz in WomEng umfasste quantitative und qualitative Methoden (Genin/Pinault 2006, Pourrat 2005). Das Besondere in diesem EU-Projekt war, dass die angewandten Einzelmethoden gemeinsam mit den PartnerInnen konstruiert wurden und gleichzeitig die Fragen für alle Arbeitspakete in die jeweiligen Instrumente integriert wurden. Eine solche interkulturelle enge Kooperation führte auch immer wieder zu Problemen, von denen nur einige genannt werden sollen: Sprachliche Verständigung, unterschiedliche Disziplinen der MitarbeiterInnen und damit unterschiedliche Fachkulturen, national unterschiedliche Arbeitsstile, unterschiedliche nationale Ausprägungen der "political correctness" und der sozialen Erwünschtheit, Geschlechterforschung in gemischt geschlechtlichen Partnerteams mit teilweise nur geringen Kenntnissen feministischer Theorie und Forschung (Sagebiel 2005b).

In zwei ausgewählten Unternehmen wurden in jedem Partnerland Ingenieurinnen mit und ohne Managementposition, Personalverantwortliche und Betriebsräte über Karriereverläufe von Ingenieurinnen befragt unter besonderer Berücksichtigung unterstützender und hemmender Faktoren, insbesondere solcher, die in den Organisationskulturen festgemacht werden können.

Neben Einzelinterviews wurden Fokusgruppen mit Ingenieurinnen in Managementpositionen durchgeführt.

4 Ergebnisse⁴

Das Image des Ingenieurwesens und die Organisationskultur sind immer noch männlich geprägt. Das zeigt sich bereits beim Blick auf die Homepages der ausgewählten 12 Unternehmen (mit Ausnahme der Slowakei).

Nur die finnischen und deutschen Unternehmenswebsites enthalten Bilder und spezielle Informationen für Frauen. Sie bieten außerdem Programme, Konzepte, Initiativen und Informationen für Studierende und ArbeitnehmerInnen. Frauen in gehobenen Positionen werden nur auf der finnischen Internetseite des "good practice" Beispiels dargestellt.

Keine angemessene Geschlechterbalance auf Fotos und Bildern ist aus den beiden griechischen und einer österreichischen Internetseite ersichtlich. Sie präsentieren auch keine speziellen Initiativen für Frauen und ihre Internetseiten scheinen sich insgesamt mehr an Männer als an Frauen zu richten.

Alle untersuchten Unternehmen aus Deutschland, Finnland und Großbritannien haben ein spezielles Diversity Programm, das französische "good practice" Unternehmen hat auch noch ein Gender Mainstreaming Konzept. Spezielle Informationen über Karrierebedingungen für Frauen, Hinweise auf Job-Sharing, flexible Arbeitszeitmodelle und Möglichkeiten der Kinderbetreuung bieten nur die Webseiten der deutschen Unternehmen und des finnischen "good practice" Beispiels.

Alle Unternehmen der Partnerländer außer den beiden griechischen und einem österreichischen Unternehmen haben Kontakte zu Universitäten. Deutsche, britische und finnische Internetseiten informieren über Kooperationen mit Schulen, die deutschen Unternehmen bieten besondere Aktivitäten für Studentinnen und Schülerinnen.

4.1 Copingstrategien in einer Männerdomäne

Ingenieurinnen im Beruf sind sich ihrer Situation als Minderheit in einer männlichen Domäne durchaus bewusst und die meisten Befragten betonen, dass sie keine Probleme damit haben. Fast alle sind mit ihrem Job sehr zufrieden. Entgegen der hohen Zufriedenheit der aktuell im Beruf stehenden Ingenieurinnen nennen viele von denjenigen, die ihren Job verlassen haben, die Minderheitenposition und die Männlichkeitskultur im ingenieurwissenschaftlichen Beruf als wichtige Gründe ihrer Entscheidung. "Ich musste kämpfen, um das Unternehmen zu überzeugen, dass ich als

⁴ Die folgenden Ergebnisse wurden in ähnlicher Fassung in Sagebiel (2005f) veröffentlicht. Eine stark zusammenfassende Darstellung findet sich bei Sagebiel (2005a) und Sagebiel (2005e).

Frau es schaffen könnte!" sagt eine interviewte französische Ingenieurin, die ihren Beruf verlassen/gewechselt hat.

Die österreichischen und slowakischen Ingenieurinnen, die an der Befragung teilnahmen, empfinden ihr Gefühl zu einer Minorität zu gehören als unangenehm. "Es ist eine Männerwelt und Frauen haben das zu akzeptieren", so eine österreichische Ingenieurin. Ingenieurinnen müssen ständig ihre Kompetenz beweisen, müssen viel arbeiten und genau wissen was sie wollen, um ernst genommen zu werden. Einige der Ingenieurinnen in einem slowakischen Unternehmen machen die traditionell unterschiedlichen Positionen in der Familie und der Gesellschaft für die andere Behandlung von Frauen und Männern verantwortlich. Macht eine Frau etwas falsch, ist die Reaktion "Na ja, sie ist nur eine Frau, was konnten wir von ihr sonst erwarten", verursacht ein Mann ein Problem, ist die Reaktion "das hätte jedem passieren können".

Ogbleich die meisten der befragten Managerinnen ein großes Selbstbewusstsein zeigten, meinen sie dennoch, dass Männer in vergleichbaren Positionen normalerweise erheblich größere Selbstsicherheit demonstrieren. Eine befragte österreichische Ingenieurin betont: "Männer haben eine gigantische Selbstsicherheit. Sie reden selbst, wenn sie nichts wissen. Frauen machen den Mund nur auf, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben."

Auf dumme und sexistische Witze reagieren die befragten österreichischen Ingenieurinnen, wie sie in einer Fokusgruppe versichern, am besten in einer Art, mit der sie sich die Männer nicht zu Feinden machen. Frauen benötigen Sensitivität und Vorsicht, die Männer offenbar nicht zu benötigen scheinen, wenn sie mit Frauen reden. Eine jüngere deutsche Ingenieurin aus dem Management der "good practice" Firma, die befragt wurde, schlägt mit gleichen Waffen zurück und übertrumpft die Männer noch, wie sie meint.

4.2 Geschlechtliche Konnotation der Arbeitskultur

Arbeitsinhalt, Arbeitsatmosphäre und die Balance zwischen Arbeit und Leben sind für alle befragten Ingenieurinnen besonders wichtig, während der Karriere demgegenüber eine geringere Priorität eingeräumt wird.

Ein zentrales Merkmal der Arbeitskultur ist die Arbeitszeitkultur, die männlich dominiert ist. Arbeitszeiten und Überstunden sind in Europa kulturell sehr unterschiedlich formell und informell geregelt. In Deutschland, Frankreich, Slowakei, Österreich und Großbritannien ist es ziemlich normal, Überstunden zu leisten und eine "Immerver-

fügbare" zu zeigen. Ein Teil der Überstundenkultur ist allerdings Show, die, wie befragte österreichische Ingenieurinnen berichten, von "den meisten Vorgesetzten nicht überprüft werden kann, weil sie die Arbeit der Angestellten nicht richtig einschätzen können."

Teilzeitarbeit ist in Deutschland, Österreich, Frankreich und Finnland ganz normal und akzeptiert, und wird in allen Unternehmen angeboten, besonders für Frauen mit Kindern, während sie z.B. in Großbritannien und der Slowakei nur selten angeboten wird. Ingenieurinnen mit Kindern nehmen Teilzeitarbeit wahr, wenn sie die Möglichkeit dazu haben und vermeiden Überstunden. Fehlende Möglichkeiten der flexiblen Arbeitszeitgestaltung können auch zum Ausscheiden der Frauen aus dem Unternehmen bzw. ihrem Job führen. In Frankreich unterscheiden sich die Bedingungen der work-life-balance drastisch zwischen dem "good practice" Unternehmen und dem zweiten Unternehmen. Während das erste im Rahmen von Diversity nach Lösungen zur Unterstützung von Müttern sucht, sieht das andere Unternehmen Schwangerschaft und Mutterschaft als lästiges Problem an.

Die Dequalifizierung Teilzeit Arbeitender als Sekretärin ist eine Gefahr, von der z. B. eine französische Ingenieurin berichtete, die ausgestiegen ist. "Zu Beginn, ja, versuchten einige mich als Sekretärin zu missbrauchen, ...solange mich Leute nicht kannten, fanden sie aber aufgrund meiner technischen Sprache schnell heraus, dass ich keine Sekretärin war, weil die sich nicht so technisch hätte ausdrücken können."

Die Reduzierung von Arbeitszeit kann sich auch negativ auf die Karriere auswirken, da diese eng mit Anwesenheit, Sichtbarkeit, Bekanntheit, dem Austausch von Informationen und dem notwendigen Netzwerken verbunden ist. Die Angst vor der Notwendigkeit von Überstunden hält auf der anderen Seite viele der in den Fokusgruppendifkussionen befragten deutschen Ingenieurinnen davon ab nach Managementpositionen und damit Karriere überhaupt zu streben.

"Gute Praxis"-Unternehmen haben gezeigt, dass es möglich ist, formelle Organisationskulturen frauenfreundlich zu gestalten - mit Homepages, Diversity Konzepten und Gender Mainstreaming Programmen und zahlreichen Einzelmaßnahmen. Viele der befragten Ingenieurinnen im Beruf sind aber skeptisch gegenüber speziellen Fördermaßnahmen für Frauen. Diese Haltung geht einher mit der Verneinung von Problemen von Ingenieurinnen als Minderheit in der männlich geprägten Arbeitskultur.

4.3 Führung und Karriere

Ogleich die meisten Ingenieurinnen sie nicht kennen, gibt es sie, die Ingenieurinnen in Managementpositionen, die aufgestiegen sind, Karriere gemacht haben und das sogar noch mit Kindern und Familie vereinbaren. Aber sie sind als Modelle für andere Ingenieurinnen nicht sichtbar, unter anderem, weil wegen ihrer geringen Zahl nur selten Ingenieurinnen zusammen arbeiten.

Mit ihrem Führungsstil passen sich die meisten Managerinnen nicht an männlich normierte Konzepte an und legen z. B. auf Teamarbeit, Arbeitsatmosphäre und Vermeidung von Überstunden, in Abgrenzung von der dominanten Männlichkeitskultur des Managements, großen Wert. Mit seiner Personen- und Teamorientierung entspricht er modernen Führungskonzepten. Ob der andere Führungsstil am Geschlecht oder wie in Frankreich und Großbritannien an der Persönlichkeit festgemacht wird, kann offen bleiben. Aber ihn als "weiblich" zu konnotieren, könnte in eine Falle führen, die sich immer auftut, wenn mit Dichotomien argumentiert wird, die außerdem im Zusammenhang mit Technik und Geschlecht traditionell mit der Abwertung des weiblichen Pols verbunden sind.

Die Kriterien der Karriereförderung scheinen überwiegend transparent zu sein. Nur die Definition der sog. "high potentials" bleibt im Dunkeln. Als Karriere hindernde Faktoren sehen die meisten der befragten Ingenieurinnen in Deutschland, Österreich, Griechenland und Frankreich die Priorität von work-life-balance an und den begrenzten Zugang von Ingenieurinnen zu Männernetzwerken. Zugeschriebene Geschlechterdifferenzen im Beruf werden als zusätzlich karrierehinderlich gesehen.

Eine auf Geschlechterdifferenz aufbauende Argumentation für die Unvereinbarkeit von Karriere mit dem was Frauen wichtig sei, liefert eine deutsche Ingenieurin: "Karriere ist nicht wünschenswert für Frauen, weil das weibliche Lebenskonzept den menschlichen Beziehungen einen hohen Stellenwert einräumt und nicht mit Managementpositionen zusammenpasst. Deshalb können Frauen sich nicht mit Führungspositionen identifizieren. Es brauchte große Anstrengungen einen weiblichen Arbeitszusammenhang zu schaffen".

Karrieren erfordern Opfer, die die Frauen nicht bereit sind zu bringen, ist die Ansicht einer interviewten französischen Managerin: "Warum es so wenige Topmanagerinnen gibt? Nun wollen sie das wirklich wissen? Es erfordert so viele Opfer auf der persönlichen und familiären Ebene, weil das Topmanagement dazu zwingt ihr Leben als Arbeit zu verbringen. Ich glaube Frauen sind nicht bereit dazu diesen Preis zu bezahlen". Diese Ein-

schätzung wird von deutschen und österreichischen Ingenieurinnen aus den Fokusgruppen bestätigt: "Karriere kostet einen bestimmten Preis". "Eine Karriere kannst du nur haben, wenn du dich selbst vollkommen aufgibst. Es sind diejenigen, die sich darauf vorbereitet haben, kein privates Leben zu haben, keine Hobbys, nichts als nur die Firma vom frühen Morgen bis zum Abend! Das sind diejenigen, die wirklich eine Karriere machen. Wenn jemand sich gleichzeitig dem Familienleben widmet, wird das Arbeitsengagement nicht mehr unbegrenzt sein". Für die Frauen ist es wichtiger einen angenehmen, interessanten Job zu haben und die Balance zwischen Beruf und Privatleben nicht zu verlieren, als Karriere zu machen. Und scheint der Grund für den geringen Anteil deutscher berufstätiger Frauen im Management zu sein, so auch in einem Artikel der FAZ wieder bestätigt (Richter 5.9.2005, S. B7).

Über konkrete Erfahrungen mit einer veränderten Karriereförderung nach dem ersten Kind berichteten deutsche Ingenieurinnen. Vor der Schwangerschaft waren die meisten Frauen Anwärterinnen für die nächste Karrierestufe, die Förderung durch Vorgesetzte hörte jedoch abrupt mit Bekanntgabe dieser auf und wurde nach dem Mutterschaftsurlaub auch nicht wieder aufgenommen. Unternehmensinterne Kinderbetreuung müsste nach Ansicht der Befragten verbessert werden, um die Belastung besonders von jungen Ingenieurinnen zu nehmen, die einen Karrierebruch oder Probleme als Eltern befürchten (z.B. deutsche und griechische Ingenieurinnen in Fokusgruppen).

4.4 Zur Bedeutung von Männer- und Frauennetzwerken

Eine nach wie vor nicht einnehmbar erscheinende Männerbastion, die aber von zentraler Bedeutung für die Karriere ist, sind die Männernetzwerke, in denen wichtige Informationen und Entscheidungen ausgetauscht werden. Männernetzwerke funktionieren informell, können z. B. mit einem gemeinsamen Kaffee- und Biertrinken beginnen, wobei quasi nebenbei berufliche Belange besprochen werden. Nach der Arbeit können diese Gespräche fortgesetzt und z. B. bei gemeinsamen Stammtischen vertieft werden. In Finnland haben gemeinsame Saunabesuche eine ähnliche Funktion.

Der Zugang zu diesen Männernetzwerken gelingt den Ingenieurinnen nur partiell. Anders sieht das eine befragte französische Ingenieurin, die meint, dass allein die persönliche Kompetenz den Zugang zu Netzwerken bestimmt und die damit die Bedeutung des Geschlechts negiert.

Existierende Frauennetzwerke, die unternehmensintern bestehen können, wie z. B. in einem

deutschen Unternehmen, hätten eine andere eher private Funktion, z. B. würden sie zur Information über Theaterkarten genutzt, meint eine deutsche Ingenieurin in Managementfunktion. Zur Karriereförderung könnten diese schon deshalb wenig nützlich sein, weil relevante Informationen fehlen und kaum Frauen auf höheren Hierarchieebenen vorhanden sind. "Man braucht jemanden zum Ziehen und jemanden, der gezogen wird", so eine befragte deutsche Managerin.

Frauennetzwerke in Form von Berufsverbänden von Ingenieurinnen gibt es in den meisten Partnerländern von WomEng und sie werden auch teilweise von staatlichen Institutionen unterstützt, aber sie nützen wenig für den Aufstieg von Frauen in einer bestimmten Firma.

Die Einschätzung von befragten Managerinnen kann man als Zusammenfassung der Karrierebarrieren für Ingenieurinnen nehmen. Sie meinen, dass Geschlechterstereotype, traditionelle Vorstellungen über die gesellschaftliche Arbeitsteilung und traditionelle Rollenvorstellungen historisch-gesellschaftliche und überlange Arbeitsstunden, gut funktionierende Männernetze und begrenzter Zugang der Frauen zu ihnen unternehmensinterne Barrieren für die Karriere von Frauen sind.

5 Theoretische Reflexionen zu Gender, Beruf und Karriere von Ingenieurinnen

Gender Studies, Gender in Hochschulen, kritische Männerstudien, feministische Technikstudien, Organisationsforschung unter Genderaspekt und Studien über Gender Karriere und Profession sind geeignet, jeweilige Teilaspekte der Ergebnisse von Wom-Eng zu interpretieren (Sagebiel 2005a, e).

Gender Studies oder Genderforschung bieten v. a. die Konzepte "geschlechtliche Sozialisation" und Geschlechterstereotype (Eckes 2004) und "soziale Konstruktion von Geschlecht und Ingenieurwissenschaften" in einer zweigeschlechtlichen Gesellschaft mit geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung. Ingenieurinnen, die männliches Verhalten übernehmen und spezielle Programme für Frauen ablehnen, tabuisieren Geschlechterunterschiede und distanzieren sich von der Praxis des "doing gender". Die Bevorzugung von "work-life-balance" durch Ingenieurinnen anstatt einer Aufstiegskarriere oder auch eine Konnotation des anderen Managementstils als weiblich verstärkt Geschlechterdifferenzen und damit potenzielle Diskriminierung.

Gender in Hochschulen (vgl. Husu 2005; Metz-Göckel 1999; Morley 1999) bietet Analysen der akademischen Berufswelt von Ingenieurinnen mit speziellem Blick auf die Mechanismen des un-

sichtbar Machens von Frauen und subtile Diskriminierungen. Bagilhole and Goode (2001) haben das nicht als solches erkannte implizite patriarchale Unterstützungssystem für den geringeren Aufstieg von Frauen verantwortlich gemacht und dabei die Belohnung individueller Verdienste als Mythos herausgestellt.

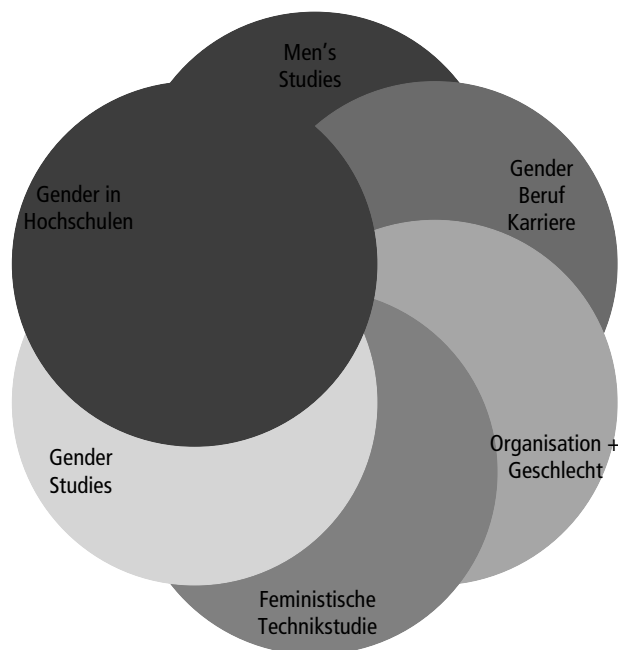
Kritische Männerforschung (Connell 1999; Höyng and Puchert 1998; Sagebiel 2005c) bietet Konzepte zum Verstehen der Perpetuierung traditionaler "hegemonialer Männlichkeit" (Connell 1999). Soziale Konstruktion von Männlichkeit und Ingenieurwesen funktioniert über männliche Verbrüderung durch Geschichtenerzählen, Späße, Freizeitsport und ähnliche informelle Strategien, die explizit oder implizit dem Ausschluss von Frauen dienen (Faulkner 2000, McLean 1996, Sagebiel 2003, 2005c, Sagebiel/Dahmen 2005, 2006). Auch Männernetzwerke scheinen für die Ingenieurinnen u. a. diese ausschließende Funktion zu haben. Feministische Technikforschung geht davon aus, dass weibliche Identitätskonstruktion mit der Konstruktion von Technik konfligiert (Wajcman 1996, S.145). Nach Faulkner (2000) sind die Ingenieurwissenschaften in drei Hinsichten geschlechtlich bestimmt: durch die geschlechtliche Arbeitsteilung, die sich in Arbeitsstilen von Männern und Frauen ausdrückt, durch die symbolischen, bildlichen und kulturellen Verknüpfungen von Männlichkeit und Technik, und dadurch, dass IngenieurInnen als Personen geschlechtlich konnotierte professionelle Identitäten entwickeln und Erfahrungen machen.

Konzepte der Organisationsforschung unter Genderaspekt eignen sich für die Analyse von Karriere, Führung, Kommunikation und Entscheidungen sowie "Corporate Identity" und Netzwerken im Ingenieurinnenberuf, wobei dem Konzept "gendered organisations" (Acker 1990; Wilz 2004: 446) besondere Bedeutung zukommt.

Untersuchungen zur Geschlechtersegregation (z.B. Allmendinger und Podsiadlowski 2001; Wetterer 1999) sind mit der Sozialstruktur des Ausschlusses verbunden. Der niedrigere Status von Frauen in Unternehmen und anderen professionellen Organisationen ist verknüpft mit ihrem Minderheitenstatus und ihrem beschränkten Zugang zu Männernetzwerken. Selbst wenn eine größere Anzahl von Frauen in einem Feld beschäftigt ist, würde sich die Anzahl der aufgestiegenen Frauen nicht erhöhen (Allmendinger and Podsiadlowski 2001), weil sie in Routine- und Sackgasenjobs überrepräsentiert sind (Wilz 2004).

Das Schema 2 zeigt einen Überblick über die theoretischen Zusammenhänge (Sagebiel 2005e) (vgl. Schema 2).

Schema 2: Forschungsbereiche und theoretische Ansätze für die Analyse von Geschlecht, Beruf und Karriere von Ingenieurinnen



6 Ingenieurinnen zwischen Ungleichbehandlung und Überlegenheit der eigenen Arbeitskultur

Wird die geringe Anzahl von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften zum Teil mit der immer noch vorhandenen weiblichen Sozialisation und Einflüssen der Peergroup erklärt, so ist ein Teil des geringen Anteils von Ingenieurinnen, die Karriere machen, in ihrem partiellen Rückzug auf die weibliche Domäne der Kindererziehung unter Verzicht auf Geld und Macht zu erklären.

Die in WomEng befragten Ingenieurinnen und auch die Managerinnen unter ihnen scheinen die sozialen Konstruktionen von Geschlecht und Ingenieurwesen teilweise zu durchbrechen dadurch, dass sie in eine Männerdomäne eingebrochen sind und indem sie ihren Arbeitsstil, ihre Führung als die überlegene schildern. Sie verweisen damit jenseits der Diskussion von Führung/Macht und Geschlecht auf die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und damit auf gesellschaftsstrukturelle Erklärungen ihrer Positionen in der Arbeitswelt. Doch dieser Kampf von Frauen um den Vorrang der besseren eigenen Sicht wird von Bourdieu (1997) für aussichtslos gehalten. Die Gefahr der extensiven Diskussion von "work-life-balance" und Vereinbarkeitsfragen mit Verweis auf Familie liegt aber implizit in der Aufrechterhaltung des Status quo der geschlechtlichen Arbeitsteilung.

Das neue von der EU-Kommission geförderte Projekt PROMETEA (Start Oktober 2005) über Beruf

und Karriere von Ingenieurinnen in der Forschung, bei dem die Autorin zum Kern des Forschungsteams gehört, geht diesen Fragen weiter nach.

Literatur

- Acker, Joan (1990). "Hierarchies, Jobs, Bodies. A Theory of Gendered Organizations." *Gender & Society* 4 (2), 139-158.
- Allmendinger, Jutta & Podsiadlowski A. (2001). "Segregation in Organisationen und in Arbeitsgruppen." In: Heintz, B. (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Westdeutscher Verlag, Opladen, 276-307.
- Armour, Nan (2003). "Changing Lanes: Women in Science and Technology." In: *Proceedings of the 11th International GASAT II Conference*, 6-11 July 2003, Mauritius, 278-284.
- Bagilhole, Barbara (2005). "Reflections on Women, Civil Engineering and the UK Construction Industry." In: *Proceedings of Final International Workshop of the WomEng Project*, Graz, 5-9 October, 73-82.
- Bagilhole, Barbara & Goode J. (2001). "The Contradiction of the Myth of Individual Merit, and the Reality of a Patriarchal Support System in Academic Careers: A Feminist Investigation." *European Journal of Women's Studies*, 8 (2), 161-180.
- Bourdieu, Pierre (1997). "Die männliche Herrschaft." In: Dölling, Irene und Kraus, Beate (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der Praxis*. Frankfurt: Suhrkamp. 153-217.
- Connell, Robert W. (1999). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen: Leske & Budrich.

- De Bruin, Hanneke (1997). "Barriers In the Careers of Young Women Engineers and How To Overcome Them." Gender and Science and Technology Association GASAT 8, 13th November 1997 <http://www.wigsat.org/gasat/48.txt> (viewed 12 October 2004).
- Eckes, Thomas (2004). "Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen", in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 165-176.
- Erb, Ulrike (1996). Frauenperspektiven auf die Informatik. Informatikerinnen im Spannungsfeld zwischen Distanz und Nähe zur Technik, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Erlemann, Christiane (2002). Ich trauer meinem Ingenieur-dasein nicht mehr nach. Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln - eine qualitative empirische Studie, Bielefeld: Kleine Verlag.
- ETAN Report (2000). European Commission, Research Directorate-General: Science policies in the European Union: Promoting excellence through mainstreaming gender equality. A Report from the ETAN Expert Working Group on Women and Science, Luxembourg.
- Etzkowitz, Henry & Kemelgor, C.; Uzzi, B. (2000). Athena Unbound. The Advancement of Women in Science and Technology, Cambridge: University Press.
- European Commission (2004). Waste of talents: turning private struggles into a public issue. Women and Science in the ENWISE countries. A report to the European Commission from the ENWISE Expert Group on women scientists in the Central and Eastern European countries and in the Baltic States, Luxembourg, http://europa.eu.int/comm/research/science-society/women/enwise/pdf/enwise-report_3.pdf (viewed 12 October 2004)
- European Commission (2003). Women in Industrial Research - Analysis of statistical data and good practices of companies, Luxembourg.
- Faulkner, Wendy (2000). "The Power and the Pleasure: How does Gender 'stick' to Engineers?" Science, Technology, & Human Values 5 (1), 2000, 87-119.
- Genin, Anne-Sophie & Pinault, C. (i.E.). "The Benefits of Comparing Grapefruits and Tangerines: Toolbox for European Cross-Cultural Comparisons in Engineering Education Using this Toolbox to study Gendered Images of Engineering among Students." European Journal of Engineering Education. Special Issue: Gender Studies in Engineering Education.
- Höyng, Stephan & Lange, R. (2004). "Gender Mainstreaming - ein Ansatz zur Auflösung männerbündischer Arbeits- und Organisationskultur?" In: Meuser, M. and Neusüß, C. (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Konzepte - Handlungsfelder - Instrumente, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 103-119.
- Höyng, Stephan & Puchert, S. (1998). Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung: männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur, Bielefeld: Kleine Verlag.
- Holmes, Ann & Ecsedi, M. (2003). "Ways to attract and retain Women Faculty and graduate Students in Engineering." Proceedings of the 11th International GASAT II Conference, 6-11 July 2003, Mauritius, 114-122.
- Hudec, Oto & Orbanova, I., Sagebiel, F. and Urbancikova, N. (2004). "Women as Engineering Students in Slovakia." Slovak Sociological Review, 6(36), 561-576.
- Husu, Liisa (2005). "Women's Work-Related and Family-Related Discrimination and Support in Academia." Gender Realities: Local and Global Advances in Gender Research 9, 161-199.
- Janshen, Doris & Rudolph, H. et al (1987). Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Martinson, Karen & Smandych, S. (2003). "How successful are Women that work in the Engineering Profession?" Proceedings of the 11th International GASAT II Conference, 6-11 July 2003, Mauritius, 137-140.
- McLean, Christopher & Lewis, S., Copeland, J., O'Neill, B., Lintern, S. (1996). "Masculinity and the Culture of Engineering." in: University of Technology Sydney (Hrsg.): Third Australasian Women in Engineering Forum, Sydney, 32-41.
- Metz-Göckel, Sigrid (1999). "Hochschulreform als Personalentwicklung. Zur Produktivität von Wissenschaftlerinnen." In: Neusel, A. and Wetterer, A. (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 162-191.
- Morley, Louise (1999). Organising Feminisms. The Micropolitics of the Academy, New York: St. Martin's Press.
- Pourrat, Yvonne (2005). "Methodological Tools for Research in Gender and Technology. European Project 'Creating Cultures of Success for Women Engineers WOMENG', Contract nr:HPSE-CT-2002-00109. 2002-2005.
- Richter, Sigrun (2005). "Lieber Freude statt Stress. Bei der Karriereplanung stellen viele Frauen ihr Licht unter den Scheffel." FAZ, 5.9.2005, B7.
- Sagebiel, Felizitas (2005a i.E.). "Barrieren von Ingenieurinnen in Europa mit Hilfe von Geschlechtertheorien verstehen" in: FINUT KONGRESS Gezeitenwechsel, Bremen 5.-8.5.2005.
- Sagebiel, Felizitas (2005b). "Using a mixed international comparable methodological approach in a European project on gender and engineering." In: Hoffmeyer-Zlotnik, J.H./ Harkness, J. (Hrsg.): Methodological Aspects in Cross-National Research, ZUMA-Nachrichten spezial 10, 47-64.
- Sagebiel, Felizitas (2005c). "Creating gendered cultures of success for engineering education - European Project WomEng." In: Šimček/Yaman, Y. (Hrsg.): Engineering Education at the Crossroads of Civilization, Ankara 7-10 September Sefi 2005 Proceedings. Faculty of Engineering Middle East technical university, 595-500.
- Sagebiel, Felizitas (2005d). "Masculinities in engineering education and coping strategies of female students." In: Proceedings of the Fourth European Conference on Gender Equality in Higher Education, Oxford, 31.8. - 3.9.2005. (CD).
- Sagebiel, Felizitas (2005e). "Gendered organisational cultures in engineering. Theoretical reflections on WomEng results and future research perspectives." In: Proceedings

Kontakt und Information
 Dr. Felizitas Sagebiel
 Fachbereich Bildungswissenschaften
 Bergische Universität
 Wuppertal
 Gaußstraße 20
 42097 Wuppertal
sagebiel@uni-wuppertal.de

- of Final International Workshop of the WomEng Project, Graz, 5-9 Oktober 2005, 143-156.
- Sagebiel, Felizitas (2005f). "Organisationskultur und Geschlecht in den Ingenieurwissenschaften Europas." IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungszentrum 22, 30, 48-60.
- Sagebiel, Felizitas (2005g). "Masculinities" als Barrieren für angehende Ingenieurinnen in Europa?" In: Rebsamen, H. et al (Hrsg.): FINUT04. No Limits?! Dokumentation des 30. Kongresses von "Frauen in Naturwissenschaft und Technik" 20-23 May 2004 in Winterthur, Bern, 188-190.
- Sagebiel, Felizitas (2003). "Masculinity cultures in engineering departments in institutions of higher education and perspectives for social change." In: J. Naugah, et.al.: Proceedings of the 11th International GASAT Conference Mauritius, 104-113.
- Sagebiel, Felizitas & Dahmen, J. (2006). "Masculinities in Organisational Cultures in Engineering Education in Europe. Results of European project WomEng." European Journal of Engineering Education. Vol.31, No. 1, March 2006, 5-14.
- Sagebiel, Felizitas & Dahmen, J. (2005). "Männlichkeiten in der Europäischen Ingenieurkultur. Barrieren oder Aufforderung zur Anpassung für Frauen." Soziale Technik 1(15), 19-21.
- Seifert, Ruth (1996). Militär - Kultur - Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten, Bremen: Edition Temmen.
- Wajcman, Judy (1991, 1996). Feminism confronts technology, Cambridge: Polity Press.
- Wetterer, Angelika (1999). "Ausschließende Einschließung - marginalisierende Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen." In: Neusel, A. and Wetterer, A. (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 223-253.
- Wilz, Sylvia M. (2004). "Organisation: Die Debatte um ‚Gendered Organizations‘." In: Becker, R. und Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 443-449.

Inken Tremel/Sebastian Möller

„Wenn es den Zivildienst nicht gäbe, würde es hier noch mal ganz anders aussehen...“

Erste Forschungsergebnisse zu den Beweggründen junger Männer zur Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiums

Die Zielsetzung des in diesem Artikel vorgestellten Projekts ist die Entwicklung von bildungspolitischen Maßnahmen zur Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen in sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Arbeitsfeldern. Um die Notwendigkeit solcher Maßnahmen zu verdeutlichen, erfolgt zunächst eine Darstellung der aktuellen Geschlechterverhältnisse in der Sonderpädagogik in ihrer Bedeutung für das Aufwachsen von Jungen unter den hoch komplexen Anforderungen der spätmodernen Gesellschaft.

Problemaufriss

Von Zeit zu Zeit rücken die Geschlechterverhältnisse in der Pädagogik in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit und verursachen eine gewisse Unruhe. Ab 1980 machte die feministi-

sche Lehrerinnenbewegung und -forschung im Rahmen ihrer kritischen Koedukationsanalyse auf hierarchische Geschlechterkonstellationen des Arbeitens und Lernens in Schulen aufmerksam (vgl. exemplarisch Brehmer 1982) und initiierte in der Folge vor allem Praxismodelle zur besonderen Förderung von Mädchen. 20 Jahre später fördert die PISA-Studie 2000 (vgl. Deutsches PISA-Konsortium 2001) Aufsehen erregende Ergebnisse bzgl. der Geschlechterkonstellationen zu Tage: die generell schlechteren Schulleistungen von Jungen gegenüber gleichaltrigen Mädchen (vgl. Schildmann 2004).

Studien wie PISA und IGLU prägen seitdem den öffentlichen Diskurs: "Männlichen Geschlechts zu sein ist [...] der Risikofaktor für schlechte Leistungen" (taz 4.1.2006: 18). DER SPIEGEL spricht so-

gar vom Schulsystem als einem "jungenfeindlichen Biotop" (9.10.2002).

Statistisch belegt der Erziehungswissenschaftler Ulf Preuss-Lausitz (vgl. 2005: 224f.), dass Jungen im Vergleich zu Mädchen

- öfter bei der Einschulung zurückgestellt werden;
- häufiger eine Klasse wiederholen;
- häufiger auf eine Sonderschule überwiesen werden¹
- seltener einen qualifizierten Schulabschluss haben
- und in ihrem Verhalten insgesamt öfter als auffällig beschrieben werden.

Ein Begründungszusammenhang für diese geschlechterspezifischen Unterschiede wird darin gesehen, dass viele Jungen heutzutage beinahe ausschließlich von Frauen erzogen und sozialisiert werden:

Historisch betrachtet stellt dieser Umstand zwar keine Neuerung dar, geändert hat sich jedoch der Stellenwert des Vaters in der Familie. Der Sozialpädagoge Lothar Böhnisch (2004) spricht von einer "massiven Entwertung" des Vaters im Erziehungsbereich im Zusammenhang mit Entwicklungen der industriekapitalistischen Modernisierung: "Nicht mehr der tradierte, autoritätsfixierte Mann wurde im Wirtschaftsleben verlangt, sondern der mobile, flexible dem Neuen aufgeschlossene. Die Väter konnten nicht mehr als Vorbild dienen" (a.a.O.: 138). Erschwerend kommt die zunehmende Auflösung von Familien hinzu, viele alleinerziehenden Elternteile sind vor allem Frauen. "Väter kommen oft nur in Sondersituationen mit den Kindern zusammen, es fehlt die Alltagsidentifikation mit den väterlichen Schwächen und Stärken gleichermaßen" (Böhnisch 2004: 139).

Da Männer nur einen Bruchteil der Beschäftigten in Kindergärten, Kindertagesstätten, Grund- und Förderschulen bilden, fehlen auch in außerfamiliären Kontexten - insbesondere in Bildungseinrichtungen - männliche Identifikationsfiguren. Aus diesem Grund kommen möglicherweise in den genannten Einrichtungen jungenspezifische Bedürfnisse zu kurz. So fordert auch Ulf Preuss-Lausitz (2005): "Jungen brauchen im Kindergarten und in der Grundschule [...] mehr und moderne Männer, mit denen sie sich auseinandersetzen können, die ihnen real - und nicht medial - verschiedene Wege erfolgreicher und stimmiger Männlichkeiten zeigen" (a. a. O.: 230).

Die neue Kultuspräsidentin Ute Erdsiek-Rave verdeutlicht, dass auch von Seiten der Politik die Feminisierung des Lehrerberufes kritisch betrachtet werde: "Das verstärkte wiederum das Jungenproblem in den Schulen, denn die Lehrerberufe verweiblichten fast völlig" (taz 21.1.2006: 7).

Quantitative Geschlechterverhältnisse in der (Sonder-)Pädagogik

Zunächst soll ein Blick auf die quantitativen Geschlechterverhältnisse der Lehrer- und Studierendenschaft die ungleichen Geschlechterkonstellationen in den verschiedenen pädagogischen Berufs- und Ausbildungsfeldern verdeutlichen (vgl. Schildmann 2005: 2):

- Frauen- bzw. Männeranteile an den Lehrkräften bundesdeutscher Schulen variieren enorm nach den jeweiligen Schulformen: Während im Jahr 2000 an Gymnasien und Hauptschulen mit 51,8% bzw. 46,9% Männeranteil die quantitativen Geschlechterverhältnisse unter den Lehrpersonen relativ ausgeglichen waren, ist insbesondere für die Grundschulen mit 17,0%, gefolgt von den Sonderschulen mit 27,2% eine deutliche Unterrepräsentanz von Männern zu konstatieren (vgl. Tremel 2003, Tabelle 1).
- In allen vier untersuchten Schulformen hat sich der Männeranteil nicht nur in früheren Jahrzehnten, sondern auch im letzten deutlich verringert: zwischen 1990 und 2000 an Gymnasien um 10,9, an Hauptschulen um 4,5, an Sonderschulen um 9,3 und an Grundschulen um 8,7 Prozentpunkte (vgl. Tremel 2003, Tabelle 1).
- Auch der Beschäftigungsumfang weist deutlich unterschiedliche Geschlechteranteile auf, die vor allem im Zusammenhang mit der geschlechterspezifischen einseitigen Übernahme familiärer Reproduktionsarbeit zu interpretieren sind: An den Teilzeitbeschäftigten der unterschiedlichen Schulformen hatten im Schuljahr 2000/01 männliche Lehrer an Gymnasien einen Anteil von 25,7%, an Hauptschulen 15,3%, an Sonderschulen 10,9% und an Grundschulen 4,4% (vgl. Tremel 2003, Tabelle 2).
- An den Schulen des Landes Nordrhein-Westfalen spiegeln sich die dargestellten Geschlechterverhältnisse weitgehend wider, spitzen sich jedoch zum Teil noch leicht zu: So waren an Grundschulen im Schuljahr 2000/01 nur 12,9% Männer beschäftigt (statt 17% im Bundesdurchschnitt), während der Männeranteil an Sonderschulen mit 17,8% dem Bundesdurchschnitt von 17,2% fast gleichkam (vgl. Tremel 2003, Tabelle 4).
- Schulleitungspositionen - für die uns keine Bundesdaten vorliegen - wurden im Jahr 2003 im Land NRW an Grundschulen zu 43,2% von Männern besetzt, an Sonderschulen zu 64,7%, an Realschulen zu 69,4%, an Gesamtschulen zu 74,3% und an Gymnasien zu 78,7% (vgl. Tremel 2003, Tabelle 8).

Innerhalb der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften gibt es einige erwähnenswerte geschlechterspezifische Differenzen sowie Ver-

¹ Die Schülerschaft an deutschen Förderschulen besteht insgesamt zu ca. zwei Dritteln aus Jungen, dieses Ungleichgewicht zeigt sich noch verstärkt bei den Förderschwerpunkten Emotionale und soziale Entwicklung (Jungenanteil 86%), Sprache (71%), während der Förderschwerpunkt Lernen mit 61% etwa den genannten Durchschnitt abbildet.

schiebungen, die sich an der Studierendenschaft der Sonderpädagogik als 1. Studienfach (sogar für die letzten 20 Jahre) statistisch ablesen lassen (vgl. Schildmann 2005: 2):

- Waren 1980/81 unter den Studierenden des "1. Studienfaches Sonderpädagogik" bundesweit insgesamt 33,9% Männer, so verringerte sich deren Anteil bis 1990/91 auf 25,3% und bis 2000/01 sogar auf 18,6% (vgl. Tremel 2003, Tabelle 9).
- Während aber in einzelnen sonderpädagogischen Bereichen, die dem differenzierten Sonderschulsystem der Bundesrepublik Deutschland entsprechen, in den genannten 20 Jahren - wie zum Beispiel in der Blindenpädagogik mit 23,2%; 22,5%; 24,4% - die Geschlechteranteile etwa gleich blieben, verlagerten sie sich in anderen Bereichen erheblich, so zum Beispiel in der Gehörlosen-/Schwerhörigenpädagogik (30,3%; 20,6%; 22,1%). Aber vor allem in den Bereichen, die in den Sonderschulen stark überproportional von Jungen frequentiert werden, gab es folgende Entwicklungen des Männeranteils im Lehrkörper: in der Verhaltensgestörtenpädagogik von 34,7% über 27,2% auf 22,3% (Erziehungsschwierigenpädagogik getrennt ausgewiesen: 42,0%; 33,6%; 35,5%), in der Lernbehindertenpädagogik von 36,3% über 28,0% auf 23,8%, in der Sprachbehindertenpädagogik von 21,4% über 10,6% auf 11,2% (vgl. Tremel 2003, Tabelle 9).
- Im Bundesland NRW liegt der Männeranteil an den Studierenden des "1. Studienfaches Sonderpädagogik" insgesamt um 10 Prozentpunkte höher als im Bundesdurchschnitt. Er betrug 28,5% im Jahr 2000/01 (bundesweit 18,6%, s. o.), wo er sich auch mindestens seit 1992/93 relativ stabil hält (vgl. Tremel 2003, Tabelle 11).

- Letztgenannte Datenlage des Bundeslandes NRW spiegelt sich auch in den universitätsinternen Daten der Universität Dortmund in etwa wider (vgl. Tremel 2003, Tabelle 12). Daraus ist auch zu entnehmen, dass die Studierendenschaften der beiden größten universitären Ausbildungsstätten der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften der Bundesrepublik Deutschland, Köln und Dortmund, die sich im Land NRW befinden, etwa vergleichbare Geschlechterverhältnisse aufweisen.

Die Daten verdeutlichen: Je jünger die Schülerschaft und je individualisierter die Förderung, desto niedriger der Anteil männlicher Pädagogen. Statistisch betrachtet spitzt sich diese Lage durch eine weiterhin sinkende Tendenz von männlichen Lehrkräften in diesem Bereich zu.

Die Feminisierung sozialer Berufe manifestiert sich dadurch, dass die geschlechterstereotype Segregation der Berufswahl bereits zu einem sehr

frühen Zeitpunkt stattfindet. So weisen Oliver Brandt und Waltraud Cornelißen (2004) in einem Aufsatz zur Berufsfindung in einer geschlechterkodierten Welt darauf hin, dass sich bereits in der Kindheit die Berufswünsche von Mädchen und Jungen deutlich voneinander unterscheiden, wobei pädagogische Berufe für Jungen in diesem Alter überhaupt keine Rolle spielen.

So bedarf es dringend bildungspolitischer Maßnahmen und Konzepte, die dazu beitragen, den Männeranteil in diesen Berufsfeldern zu erhöhen. Eine Maßnahme, die in diesem Zusammenhang häufig vertreten wird, ist die so genannte Männerquote. So fordert etwa der Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann: "Wir brauchen eine Männerquote, um das Geschlechterverhältnis so schnell wie möglich auszugleichen. Sonst verliert ein großer Teil der heranwachsenden Männer den sozialen Anschluss" (taz, 20.12.2005: 2).

Ob die Einführung einer Männerquote jedoch eine sinnvolle Maßnahme zur Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen darstellt, und damit zu einer Lösung der Jungenproblematik beitragen kann, wird auf der Grundlage einer aktuellen empirischen Untersuchung des Studienbereiches Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften zu diskutieren sein.

Forschungsfrage/Stichprobe

Die dargestellten quantitativen Geschlechterverhältnisse verweisen auf einen Missstand, denn unter den heutigen, hoch komplexen Anforderungen der spätmodernen Gesellschaft bedarf es eines Erziehungssystems, in welchem die Erwachsenen beider Geschlechter der nachwachsenden Generation und ihren (geschlechter-) spezifischen Entwicklungsaufgaben als konkrete Vorbilder und Identitätsmodelle zur Verfügung stehen. Frauen und Männer verantworten - gesamtgesellschaftlich gesehen - die Erziehung von Mädchen und Jungen gemeinsam. Dies gilt nicht nur für die geschlechterspezifische Arbeitsteilung in der Familie, welche bereits vor 30 Jahren im Bürgerlichen Gesetzbuch als gemeinschaftliche Arbeit definiert wurde, sondern auch für die institutionelle Erziehung auf allen Stufen und in allen Bereichen des Bildungswesens (vgl. Schildmann 2005).

Auf dieser Basis lautet die zentrale Forschungsfrage:

Wie kann - auf der Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchung männlicher Beweggründe für die Ausübung (akademischer) pädagogischer Berufe - auf den pädagogischen Feldern, die von Frauen überrepräsentiert sind, der Anteil männlicher Pädagogen effektiv erhöht werden?

Zu diesem Zweck wurden an der Universität Dortmund im Rahmen eines Forschungsprojekts² bio-

2 Innerhalb des interdisziplinären Forschungsschwerpunktes „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ an der Universität Dortmund beantragtes Projekt mit dem Titel: Geschlechterverhältnisse in (akademischen) pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen unter besonderer Berücksichtigung der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaft – Eine Empirische Untersuchung zur Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen; Projektleitung: Prof. Dr. Ulrike Schildmann, Lehrstuhl Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung; Laufzeit: Dez. 2004 bis Juni 2006; gefördert durch HWP-Mittel des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung NRW.

grafisch orientierte Interviews mit 40 männlichen Studierenden des Lehramts für Sonderpädagogik und des außerschulischen Diplomstudiengangs Rehabilitationspädagogik durchgeführt.

Die Stichprobe besteht jeweils etwa zur Hälfte aus Studierenden des Lehramts Sonderpädagogik sowie des Diplomstudiengangs Rehabilitationswissenschaften. Die Befragten befanden sich zwischen dem ersten und dreizehnten Semester (mit einem Schwerpunkt auf dem fünften und siebten Semester) und waren zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 21 und 32 Jahren alt. Die Interviewpartner haben sich aufgrund von Aushängen an verschiedenen Informationsbrettern innerhalb der Universität bzw. einem Internetaufruf auf der Homepage der Fachschaft Sonderpädagogik zur Teilnahme an der Studie bereit erklärt.

Um die studentische Perspektive zu erweitern, wurden in einem Teilprojekt 12 flankierende ExpertInneninterviews mit praktizierenden Pädagoginnen und Pädagogen durchgeführt (zu diesem Teilprojekt vgl. Schildmann 2006).

Methodische Vorgehensweise

Im Mittelpunkt der Hauptuntersuchung des Projektes steht nicht das Interesse, zu ergründen, weshalb (sonder-)pädagogische Beruf für junge Männer unattraktiv erscheinen. Vielmehr wird gefragt, welche Anstöße den Einzelnen zu diesem Studiengang bewegen und welche förderlichen Bedingungen sich möglicherweise für eine solche berufliche Orientierung bei jungen Männern identifizieren lassen. Genau diese Subjektperspektive ist von großer Bedeutung für die Beantwortung der Frage nach möglichen Beweggründen junger Männer, sich für ein sonderpädagogisches/rehabilitationswissenschaftliches Studium zu entscheiden. Ziel der Interviews ist es folglich, Explikationen zu folgender Problemstellung zu erhalten:

- Wie begründet der Einzelne seine berufliche Orientierung aus der Summe seiner biographischen Erfahrungen/Erlebnisse heraus?
- Welche Aushandlungs- und Integrationsprozesse haben im Kontext dieser Studienwahl stattgefunden?

Aus diesem Forschungsinteresse ergibt sich der qualitative Zugang unserer Studie in Form von problemzentrierten Interviews als Erhebungsinstrument in Anlehnung an Andreas Witzel (2000). Durch seine induktiv-deduktive Anlage bietet dieser Interviewtyp die Möglichkeit, einerseits erzählungsgenerierende und andererseits verständnisgenerierende Fragen zu verwenden. Bedingt durch diese Vorgehensweise wird die Struktur der Interviews weitestgehend durch die Narrationen der Interviewpartner vorgegeben. So

werden im Laufe des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema entwickelt, Korrekturen an vorangegangenen Aussagen gemacht, es kommt zu Redundanzen und auch zu Widersprüchlichkeiten. "Redundanzen sind insofern erwünscht, als sie oft interpretationserleichternde Neuformulierungen enthalten. Widersprüchlichkeiten drücken individuelle Ambivalenzen und Unentschiedenheiten aus, die thematisiert werden sollten" (Witzel 2000: 6).

Die Interviews sind grundsätzlich folgendermaßen aufgebaut: Zur Konstruktion einer symmetrischen Kommunikationssituation erfolgte die Vorstellung der Interviewer. Im Sinne einer Herstellung von Transparenz für die Befragten wurde dazu die Zielsetzung des Projekts kurz erläutert. Danach erhielten die Befragten durch eine offene Eingangsfrage³ die Gelegenheit, ihre Sichtweise des Zugangs zu dem gewählten Studiengang zu schildern. Die weitere Vorgehensweise des Interviews erfolgte in Form von leitfadenorientierten⁴ Nachfragen zu den angeregten Narrationen. Die Verwendung eines Leitfadens hat den Vorteil, als Kontrolle zur Behandlung aller Themen zu dienen und damit die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews zu erleichtern.

Zum Ende der Interviews wurde eine offene Abschlussfrage in Form einer Reformulierung der Eingangsfrage gestellt. Insofern hatten die Befragten die Möglichkeit, ihren Zugang zu dem beruflichen Feld unter Berücksichtigung der in den Interviews initiierten Reflexionsprozesse zu resümieren. Alle Interviews wurden durchgängig von beiden ProjektmitarbeiterInnen durchgeführt, was sich insbesondere in Bezug auf die komplexe Gesprächsstrategie des problemzentrierten Interviews begünstigend auswirkte.

Bei der Datenaufbereitung wurden die Transkripte⁵ der Interviews computergestützt mittels des Analyseprogramms ATLAS.ti bearbeitet. Mit Hilfe dieser Software wurden die Interviews zunächst theoriegeleitet mit Stichworten aus dem Leitfaden kodiert. Angeregt durch zentrale Themen wurden anschließend induktiv neue Kategorien entwickelt und bestehende Kategorien⁶ verändert. Das ständige Vergleichen von Textstellen ermöglicht, Ähnlichkeiten, Unterschiede und Verbindungen zu ermitteln. Ein wichtiges Hilfsmittel zur dabei anfallenden Verwaltung, Strukturierung und Neuordnung von Textmaterial stellt der Aufbau einer computergestützten Textdatenbank. Parallel wird eine quantifizierende Materialübersicht zur übersichtlichen Darstellung in Tabellenform erstellt. Darin enthaltene Häufigkeitsangaben geben einen ersten Überblick zur Verteilung im Material. Unter solchen Gesichtspunkten können verschiedene Auswertungskategorien miteinander in Bezug gesetzt werden. Diese Quantifizie-

3 Eingangsfrage: „Kannst Du uns schildern, wie du aus Deiner Sicht dazu gekommen bist, einen sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiengang aufzunehmen?“

4 Die Themenbereiche des Leitfadens wurden in Form einer Mind-Map organisiert und zuvor in einem vier Interviews umfassenden Pre-Test überprüft und thematisch entsprechend modifiziert bzw. erweitert.

5 40 Interviews, die zwischen 40 und 120 Minuten umfassen. Die Interviews wurden zum Zwecke der präzisen Erfassung des Kommunikationsprozesses alle aufgezeichnet und vollständig transkribiert. In transkribierter Form entsprechen sie im Schnitt 30 Seiten, so dass etwa 1200 Seiten an Interviewmaterial auszuwerten waren.

6 Die Kodierung der Textstellen erfolgte dialogisch, um eine möglichst große Reliabilität dieses Vorgangs zu sichern.

rungen sind noch kein Ergebnis, sondern dienen vielmehr der Vorbereitung der weiteren Analyse. Auf diese Weise gewonnene Vorannahmen wurden an jedem Einzelfall im Sinne der Bestätigung oder aber zur gezielten Suche nach Ausnahmen überprüft (vgl. Schmidt 2000: 455).

Exemplarisch soll die Vorgehensweise am Themenkomplex Zivildienst erläutert werden. Bereits in den Ausführungen nach der erzählungsgenerierenden offenen Eingangsfrage findet sich dieser Themenkomplex bei 27 der Befragten. In Bezug gesetzt zu anderen Kodierkategorien (z. B. mit "berufliche Orientierung vor dem Zivildienst", "Studium erste Wahl?") wurde die große Bedeutung dieser Lebensphase deutlich und lieferte erste Hinweise auf eine mögliche Typenbildung (hier: Aspekt "Einfluss Zivildienst" auf die berufliche Orientierung). Unter dieser Perspektive auf die Studienorientierung wurden anschließend Fallanalysen zu den einzelnen Befragten erstellt. In einem weiteren Schritt wurden aus dem Vergleich der Einzelfälle heraus Typen/Gruppen gebildet (s. u.), die den Stellenwert des Zivildienstes als Beweggrund für die Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiengangs veranschaulichen (vgl. Kühn/Witzel 2000).

Erste Ergebnisse

Eine erste Analyse der Aussagen gibt einen Einblick in die Vielfalt der Zugänge junger Männer zu einem sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studium:

1. Einflüsse durch Familie und Schule

- Die Mehrzahl der Interviewpartner hat vor allem durch ihre eigenen Mütter, die als Lehrerinnen, Erzieherinnen und Krankenschwestern beschäftigt sind, Einblick in soziale Berufsfelder gewonnen und so in vielen Fällen einen ersten Kontakt zu Menschen mit Behinderungen/Beinträchtigungen gehabt.
- Ein Drittel der Befragten hatte bereits durch behinderte oder pflegebedürftige Familienmitglieder den ersten Kontakt zu Menschen mit Unterstützungsbedarf. In diesem Kontext übernommene pflegende und versorgende Aufgaben haben nach Aussage der Befragten einen großen Einfluss auf die Berufswahlentscheidung.
- Ein Viertel der Befragten hat durch die Wahl eines erziehungswissenschaftlichen Leistungs- oder Grundkurses in der gymnasialen Oberstufe auf der einen Seite einen theoretischen Einblick in pädagogische, soziologische und psychologische Fragestellungen bekommen, auf der anderen Seite durch fachspezifische Prak-

tika Kontakte zu beeinträchtigten/behinderten Personen herstellen können.

- Die Lehrenden am Gymnasium - im Besonderen aus dem Bereich Pädagogik - werden neben Freunden und Familie als wichtige Beratungsinstanzen bezüglich der Studienorientierung genannt.

2. Einflüsse durch praktische Erfahrungen (insbesondere Zivildienst; vgl. Möller/Tremel 2005):

Die begünstigende Auswirkung praktischer Erfahrungen auf die Entscheidung für ein bestimmtes Studium liegt nahe: So hat mehr als die Hälfte der Befragten während der Schulzeit praktische pädagogische Erfahrungen in der Kinder- und Jugendarbeit gemacht. Hier kam es zu ersten Kontakten bzw. ersten Auseinandersetzungen mit Menschen mit besonderem Förderbedarf.

Überraschend ist vor allem aber die Deutlichkeit, mit der solche Erfahrungen - insbesondere der Zivildienst - als wesentliche Beweggründe für die Aufnahme eines sonderpädagogischen/rehabilitationswissenschaftlichen Studiums genannt werden.

Insgesamt haben 35 der 40 Befragten einen zivilen Ersatzdienst geleistet. Andere haben praktische Erfahrungen in Form eines Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ) oder ehrenamtlicher Tätigkeiten gesammelt, die in Länge und Intensität in etwa mit dem Zivildienst vergleichbar sind.

Dass zwei Drittel der Befragten diese Lebensphase als entscheidendes Kriterium für die Aufnahme eines solchen Studiums einschätzen⁷, unterstreicht den hohen Stellenwert dieser Erfahrung. Darüber hinaus hängt die Bedeutung des Zivildienstes für die Befragten vom subjektiven Sinn der ausgeführten Tätigkeit und dem Grad der übernommenen Verantwortung (in Abgrenzung zu Hausmeister- und Verwaltungstätigkeiten) ab.

Allgemeine Aspekte der Lebensphase Zivildienst für die Befragten

- In vielen Fällen stellt der Zivildienst den ersten Kontakt zum späteren beruflichen Klientel her und führt zu einer Sensibilisierung für den eigenen wie auch den gesellschaftlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen, Beeinträchtigungen und Krankheiten. Diese Erfahrung wird von den Befragten als beeindruckend und prägend beschrieben.
- Es besteht die Überzeugung, dass ein Kontakt zu diesem Tätigkeitsfeld niemals ohne den Zivildienst zustande gekommen wäre.
- Diese erste Phase der "Berufstätigkeit" nach dem Abitur wird retrospektiv als stimmig beschrieben. Verbunden mit einer angemessenen Vergütung und festen Alltagsstrukturen stellt

⁷ Diese Einschätzung erfolgt auf die offen formulierte Eingangsfrage der Interviews nach den Beweggründen für diese Studienrichtung.

sie eine wichtige praktische Komplementärerfahrung zur Schulzeit dar.

Generell haben fast alle Zivildienstleistenden unter den befragten Studenten ihre abgeleistete Zeit für sich als sehr erfolgreich erlebt und sehen sich gegenüber weiblichen Studierenden erstens durch praktische Erfahrungen und zweitens durch die persönliche Überprüfung ihrer Eignung für die gewählten Berufsfelder im Vorteil.

zur Bedeutung des Zivildienstes allgemein:

„Ich glaube, das ist bei mir wie bei den meisten von den Männern, die hier Sonderpädagogik studieren, der Zivildienst, ich glaube, fast alle haben irgendwo in dem Bereich so grob was gemacht, wenn es den Zivildienst nicht geben würde, dann würde es hier noch mal ganz anders aussehen“.

„Zum einen hat sich dadurch mein ganzes Leben in diese Richtung verändert, wie es jetzt ist, und ohne Zivildienst wär ich, glaube ich, niemals auf den Gedanken gekommen, so etwas zu studieren, zum anderen hat es mir, glaube ich, menschlich auch ganz viel gebracht“.

„Insofern finde ich es gut, dass wir Männlichen so was machen müssen, und gerade auch deswegen, weil ich da gespürt hab, das ist was für mich“.

„Der hat schon einen sehr hohen Stellenwert, weil, es war ja nach dem Abitur erstmal das erste Mal, dass man irgendwie eine Form von Berufstätigkeit ausgeübt hat, und, ja einfach was ganz anderes, das war einfach ein völliger Einschnitt. Man ist nicht mehr der blöde Schüler, der irgendwas konsumieren und wiedergeben muss, sondern man hat auch eine gewisse Selbstständigkeit, man ist verantwortlich, man hat eine Verantwortung zu übernehmen und ähnliche Dinge, das war einfach, es ist sehr wichtig, also ich denk sehr gerne zurück an den Zivildienst, hat mir Spaß gemacht“.

Langfristige Auswirkungen des Zivildienstes auf eine Studienwahl

Bei genauerer Betrachtung der individuellen Zugänge wird deutlich, dass sich der Einfluss des Zivildienstes zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf die berufliche Orientierung der Befragten ausgewirkt hat:

- Der weitaus größte Teil der Befragten hat bereits vor dem Zivildienst eine konkrete Perspektive in Bereichen außerhalb sonderpädagogischer

beruflicher Felder und verfolgt diese Perspektive auch nach dieser Zeit zunächst weiter. Diese beruflichen Richtungen werden jedoch aus verschiedenen Gründen verworfen und es findet eine Rückbesinnung auf die als erfolgreich erlebte Lebensphase des Zivildienstes statt (Rückbesinner).

„Weil ich irgendwas studieren wollte, hab ich irgendwas gemacht. Politik, weil ich politisch interessiert bin, und dann war das aber total daneben, hätte ich mich vielleicht vorher mal ein bisschen informieren sollen, was ich da mache. Und als ich dann gemerkt habe, dass es nichts wird, hab ich noch mal überlegt, was will ich überhaupt machen, das geht ja jetzt doch um den Rest des Lebens, hab mich auf den Zivildienst mal besonnen, dass das ne gute Zeit war, dass das echt Spaß gemacht hat.“

- Für den zweitgrößten Teil der Befragten lässt sich feststellen, dass überhaupt erst durch den Zivildienst eine berufliche Orientierung erfolgte. Diese jungen Männer haben unmittelbar nach ihrem Zivildienst ein sonderpädagogisches Studium aufgegriffen (Orientierungssuchende).

„Ja, also nach dem Abitur wusste ich schon mal überhaupt nicht, was ich machen wollte, gedacht, hab ich noch ein bisschen Zeit, und zum Ende des Zivildienstes hin wusste ich eigentlich auch noch nicht genau, was ich machen sollte, dann kamen allmählich immer mehr die Faktoren zusammen, also erstmal die Sache, dass ich im Rahmen des Zivildienstes das Gefühl hatte, das wär auch was für mich“.

- Einige Befragte haben den Zivildienst im Sinne einer "Praktikumsphase" dazu genutzt, gezielt ihre Eignung für eine bestimmte berufliche Perspektive zu überprüfen (Überprüfer).

„Ich hab an der Schule für Geistigbehinderte Zivildienst gemacht, und auch aus dem Grund, dass ich eben schauen wollte, ist das was für mich, kann ich das irgendwie, krieg ich das ein Leben lang hin oder so. Wenn man da ein Jahr reinschaut. War so meine Vorstellung, dass man dann irgendwie einen besseren Einblick hat.“

- Einige haben im Anschluss an ihren Zivildienst zunächst eine Ausbildung in einem spezifischen Bereich, beispielsweise als Krankenpfleger, absolviert. Ein Grund für die spätere Aufnahme des Studiums ist, sich akademisch weiter zu qualifizieren und so auch das Prestige des ausgeübten Berufes zu erhöhen (Weiterqualifizierer).

„Ich dachte mir aber auch schon vor meiner Ausbildung, dass das, glaub ich, nicht das Letzte sein sollte, ja und dann habe ich kurz vor Ende meiner Ausbildung etwas über diesen neuen Studiengang gehört. Und dann dachte ich mir, okay, das ist ne schöne Sache, das ist was Neues, das Berufsbild existiert noch gar nicht in der Praxis, und da habe ich mir eigentlich Chancen ausgerechnet, in meinem Bereich, in den ich schon gerutscht bin, mehr oder weniger weiter zu kommen.“

- Nur ein geringer Teil der Befragten hat individuelle Zugänge zu diesem Studium und lässt sich nicht in eine der genannten Gruppen einordnen.

Die im Zivildienst gesammelten Erfahrungen beeinflussten die befragten Studenten weit über die generelle berufliche Ausrichtung hinaus:

- Die im Zivildienst kennen gelernten Tätigkeiten und Förderrichtungen spiegeln sich in den innerhalb des Studiums gewählten Schwerpunkten wider: So entscheiden sich beispielsweise Zivildienstleistende, die mit geistig behinderten Menschen gearbeitet haben, für den Förderschwerpunkt geistige Entwicklung als erste Fachrichtung.
- Zivildienstleistende, die in einer Förderschule tätig waren, entscheiden sich fast ausnahmslos für einen Lehramtsstudiengang.
- Studierende mit beruflichen Erfahrungen über den Zivildienst hinaus wählen ihren Studienschwerpunkt in Anlehnung an die gelernte Tätigkeit: z. B. entscheiden sich Krankenpfleger für die berufliche und soziale Rehabilitation als erstes Handlungsfeld in ihrem Diplomstudium.

Diskussion der Ergebnisse - Chancen und Grenzen der Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen

Anhand der Ergebnisse zeigt sich der eher zufällige Zugang von Männern in ein sonderpädagogisches Studium. Dieser Befund deckt sich mit der Forschung des anglo-amerikanischen Raumes, die von einer "trapdoor"/dt. Falltür (vgl. Williams

1993) als Zugang von Männern in sog. Frauenberufe spricht. Unser Forschungsprojekt geht jedoch nicht von einem Umstand des in etwas "Hineingeratens" aus, sondern von den positiven Auswirkungen der Lebensphase Zivildienst.

Ein Blick auf die Studierenden, die sich den Gruppen Orientierungssuchende und Rückbesinner zuordnen lassen (mit 24 Teilnehmern unserer Studie mehr als die Hälfte), deutet mögliche Ansatzpunkte für bildungspolitische Maßnahmen an:

Der Zivildienst gilt als starker Beweggrund für die Aufnahme eines sonderpädagogischen Studiums. Dieses Ergebnis entspricht der Einschätzung der Kommission Impulse für die Zivilgesellschaft, dass "im Zivildienst schon seit über 40 Jahren junge Männer in Bereichen tätig [sind], die traditionell als typische Frauenberufe angesehen werden" (BMFSFJ 2004: 17). Dies kann als Chance für die jungen Männer selbst gesehen werden, wie dies auch Heinz Bartjes einschätzt: "Im Zivildienst werden die jungen Männer neu mit ihrer eigenen Geschlechtsidentität konfrontiert. Die Arbeit in den für die jungen Männer in der Regel ungewohnten Tätigkeiten der Pflege und Betreuung eröffnet neues 'Geschlechterpotential'" (Bartjes 1996: 179).

Dies ist ein Ansatzpunkt, um über praktische Erfahrungen Männer für vornehmlich weibliche Berufe zu interessieren und so zu einer Erhöhung des Männeranteils in diesen Berufen beizutragen. So ließe sich die Hypothese formulieren, mehr Männer könnten zu der Erkenntnis kommen, dass ihnen auch ein eher weiblich konnotiertes Berufsfeld zusagt, wenn diese Möglichkeit für sie sichtbar und praktisch erfahrbar wird. Dies unterstreicht auch Ulf Preuss-Lausitz:

"Jungen brauchen mehr reale Erfahrungen mit sozial verantwortlicher Männlichkeit. Fürsorge und soziale Verantwortung, Gefühle ohne Scham zeigen zu dürfen, darf keine Erziehungsziel nur für Mädchen sein" (2005: 230).

Dennoch darf dieses Ergebnis nicht zu optimistisch stimmen, da man davon ausgehen kann, dass die Befragten nicht den durchschnittlichen Mann an sich repräsentieren. Obwohl mehr als die Hälfte der etwa 130.000 Zivildienstleistende unterstützende, versorgende Tätigkeiten ausführen, entscheiden sich die meisten von ihnen anschließend nicht für einen sozialen Beruf. Insofern ist davon auszugehen, dass die Auswahl der Befragten in unserem Sample in Bezug auf soziales Engagement und die Fähigkeit zur Integration weiblich konnotierter Tätigkeiten in ihre eigene Konstruktion von Männlichkeit eine besondere Gruppe darstellt.

Hinsichtlich konkreter Maßnahmen zur Erhöhung des Anteils von Männern in der Sonderpädagogik muss der Blick auf frühere Sozialisationsinstan-

zen gerichtet werden, da sich eine bildungspolitische Einflussnahme auf den Zivildienst - als nicht unumstrittener Zwangsdienst - als schwierig erweist:

"Die vorenthaltenen Lernchancen provozieren Rückfragen an diejenigen Sozialisationsinstanzen, die die jungen Männer vor dem Zivildienst durchlaufen haben. Was bedeutet es für eine Gesellschaft und eine ihrer zentralen Institutionen - die Schule - wenn junge Männer erst mit durchschnittlich zwanzig Jahren intensivere Erfahrungen des persönlichen Gebrauchtwerdens, von sozialer Verantwortung machen? Und diese in einem staatlichen Zwangsdienst stattfinden?" (Bartjes 1996: 182).

Um also langfristig durch bildungspolitische Maßnahmen zu einer Veränderung der Geschlechterverhältnisse beizutragen, können die Befunde zum Zivildienst nur als ein mögliches Potenzial zur Konstruktion alternativer Männlichkeiten jenseits der hegemonialen Männlichkeit angesehen werden. Wirkungsvolle Maßnahmen müssten aber bereits lange vor dieser Lebensphase ansetzen, um einerseits Potenziale frei zu setzen und andererseits Geschlechterstereotype aufzubrechen.

Überlegungen zu bildungspolitischen Maßnahmen in der Schule

Das erste zentrale Ergebnis unseres Forschungsprojektes besteht darin, dass praktische Erfahrungen in sonderpädagogischen Handlungsfeldern den Hauptanstoß zu einer Studienorientierung in diesem Bereich geben, und dass ein großer Teil der Befragten der Überzeugung ist, dieses Berufsfeld ohne den zufälligen Kontakt im Zivildienst niemals kennen gelernt zu haben.

In diesem Zusammenhang kann auch die Männerquote diskutiert werden: Es stellt sich die Frage, welche Männer für diese Quote in Frage kommen, solange sich nur ein geringer Teil beruflich auf diese Bereiche hin orientiert.

Dementsprechend müssen sich wirksame bildungspolitische Maßnahmen zur Erhöhung des Anteils von Männern in sonderpädagogischen Berufen auf Bereiche beziehen, die möglichst vielen männlichen Jugendlichen möglichst frühzeitig zugänglich sind. Zusätzlich zu den bereits bestehenden Initiativen, die sich mit der beruflichen Orientierung von Jungen beschäftigen (z. B. Neue Wege für Jungs, diverse boys days, Soziale Jungs), bedarf es bildungspolitischer Maßnahmen, die im Besonderen im Rahmen von Schule gewährleistet werden können, denn "Schule kann hier einen zentralen Beitrag zu einem selbstsicheren, zugleich toleranten und lernbereiten Verständnis von eigener und fremder Geschlechteridentität leisten.

Dabei muss sie das Schulversagen als ein Kernelement eines Teils männlicher Biografien und deren Benachteiligung erkennen und überwinden" (Preuss-Lausitz 2005: 229).

Ansätze sind z. B.:

- Reflexion der sozialen Kategorie Geschlecht (doing gender, gender mainstreaming etc.) innerhalb des Unterrichts bzw. als Wahlangebot in Projektwochen;
- Thematisierung der Berufsvorstellungen im Unterricht; ausführliche Informationsangebote zum Berufsfeld (Sonder-)Pädagogik" (z.B. "men recruiting men");
- Ausweitung des Beratungsangebotes in der Mittel- und Oberstufe unter kritischer Reflexion des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes;
- Praktika/Kooperationen mit (sonder-)pädagogischen Einrichtungen;
- Dies academicus geschlechterdifferenziert gestaltet.

Von großer Bedeutung wird schließlich sein, wie (die) Schule in Zukunft mit der Heterogenität ihrer Schülerschaft umgehen wird. Integrative/inklusive Ansätze und Maßnahmen, die sich aus der Wertschätzung von Heterogenität ergeben, könnten - bei gezielter Planung - sowohl Geschlechterhierarchien als auch den Umgang mit Anderssein und dem Fremden verbessern. Auf diese Weise könnte auch ein Ausweg aus dem Dilemma des "jungenfeindlichen Biotops" Schule gefunden werden und das männliche Geschlecht müsste nicht länger als "Risikofaktor" für schulisches Lernen begriffen werden.

Literatur

- Bartjes, Heinz (1996): Der Zivildienst als Sozialisationsinstanz. Theoretische und empirische Annäherungen. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2004): Männliche Sozialisation - Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Brandt, Oliver/Cornelißen, Waltraud (2004): Berufsfindung in einer geschlechterkodierte Welt, in: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, Heft 2+3: S. 21-38.
- Brehmer, Ilse (1982/Hrsg.): Sexismus in der Schule. Der heimliche Lehrplan der Frauendiskriminierung. Weinheim und Basel: Beltz.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ/2004): Perspektiven für Freiwilligendienste und Zivildienst in Deutschland. Bericht der Kommission Impulse für die Zivilgesellschaft, Berlin.
- DER SPIEGEL vom 9.10.2002: Böse Buben, kranke Knaben (2): Zuchtstation für dumme Machos, URL: <http://www.spiegel.de/unispiegel/schule/0,1518,217209,00.html>.

- Deutsches PISA-Konsortium (2001/Hrsg.): PISA 2000. Basis-kompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- die tageszeitung (taz) vom 20.12.2005: 2: "Wir brauchen dringend eine Männerquote".
- die tageszeitung (taz) vom 4.1.2006: 18: Jungs, die neuen Benachteiligten.
- die tageszeitung (taz) vom 21.1.2006: 7: Die Dummen sind immer öfter die Buben.
- Kühn, Thomas/Witzel, Andreas (2000): Der Gebrauch einer Textdatenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews [115 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research (Online-Journal), 1(3). URL: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>.
- Möller, Sebastian/Tremel, Inken (2005): Männer in (sonder-)pädagogischen Berufen - Beweggründe junger Männer für ein sonderpädagogisches/rehabilitationswissenschaftliches Studium. Vortrag anlässlich der 42. Arbeitstagung der Dozentinnen und Dozenten der Sonderpädagogik in deutschsprachigen Ländern (Görlitz 29.09.-01.10.2005), Publikation (Klinkhardt) in Vorbereitung.
- Preuss-Lausitz, Ulf (2005): Anforderungen an eine jugendfreundliche Schule. Ein Vorschlag zur Überwindung ihrer Benachteiligung, in: Die deutsche Schule 97, Heft 2/2005, S. 222-235.
- Schildmann, Ulrike (2004): Jungen brauchen Männer. Untersuchung der Geschlechterverhältnisse in (sonder-)pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen, in: Stechow, von, Elisabeth/Hoffmann, Christiane (Hg.): Sonderpädagogik und PISA. kritisch-konstruktive Beiträge. Gießen/Bad Heilbrunn/Obb: Klinkhardt (Publikation in Vorbereitung).
- Schildmann, Ulrike (2005): Geschlechterverhältnisse in (sonder-)pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen. Eine empirische Untersuchung mit dem Ziel der Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen, in: VHN 74, Heft 3/2005, S. 252-253.
- Schildmann, Ulrike (2006): Männer und Frauen in (sonder-)pädagogischen Berufen - Schwerpunkt: Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei praktizierenden Pädagogen und Pädagoginnen. Vortrag anlässlich der 42. Arbeitstagung der Dozentinnen und Dozenten der Sonderpädagogik in deutschsprachigen Ländern (Görlitz 29.09.-01.10.2005), Publikation (Klinkhardt) in Vorbereitung.
- Schmidt, Christiane (2000): Analyse von Leitfadenterviews, in: Flick, Uwe/Kardorff, von, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung - ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt. S. 447-456.
- Tremel, Inken (2003): Untersuchung zur Geschlechterspezifik der Studierenden der Sonderpädagogik (Lehramt) und Rehabilitationswissenschaften (Diplom); erstellt im Rahmen eines Werkvertrag des Arbeitskreises Gleichstellung der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der Universität Dortmund. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Williams, Christine (ed./1993): Doing "Women's Work": Men in Nontraditional Occupations. Newbury Park: Sage publications.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 1(1). URL: <http://qualitative-research.net/fqs>.

Ulrike Schultz

Equal Opportunities in Comparative Perspective – als Beispiel zum Einsatz von Videokonferenzen für Gender Studies

Seit dem Wintersemester 2004/05 läuft an der FernUniversität ein Seminar "Equal Opportunities in Comparative Perspective mit Videokonferenzen. Das Seminar wird - angebunden an das Lehrgebiet für Berufs- und Wirtschaftspädagogik von Prof. Dr. Walter Georg - parallel für Studierende des Magisterstudiengangs im Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften und zusätzlich für Teilnehmerinnen des weiterbildenden Studiums VINGS-Qualifizierung Gleichstellung¹ durchgeführt. Im Magisterstudiengang wird das Seminar

auf den Wahlpflichtfachbereich angerechnet, für VINGS-Qualifizieren kann ein regulärer Schein erworben werden.

Mit diesem Seminar werden zum ersten Mal an der FernUniversität Videokonferenzen systematisch in der Lehre eingesetzt. Die Lehre der FernUniversität hat nach wie vor den schriftlichen Studienbrief als Leitmedium. VINGS-Qualifizieren ist auch nach wie vor das einzige rein internet-vermittelte Studienprogramm an der FernUniversität. Anders als andere Fernlehrinstitutionen, bei

denen Vorlesungen und seminarartige Veranstaltungen vollständig über Video und inzwischen auch per Videostreams zur Verfügung gestellt werden², hat sich die FernUniversität beim Einsatz dieser Techniken für die Vermittlung der Lehrinhalte bisher zurück gehalten. Videokonferenzen werden hauptsächlich für mündliche Prüfungen angeboten, inzwischen sind weit über 1000 derartiger Prüfungen abgehalten worden.³

Bei dem Projekt VINGS - Virtual International Gender Studies - hatten wir uns als Ziel gesetzt, die Möglichkeiten der "virtuellen", d. h. medial vermittelten Kommunikation intensiv zu erproben und unsere Erfahrungen zu dokumentieren. Für Chats, Newsgroups, BSCW⁴ und die Kommunikation in gemeinsamen virtuellen Arbeitsräumen in CURE ist dies gelungen.⁵ Es hatten auch Videokonferenzen stattgefunden, z. B. von Prof. Dr. Ilse Lenz mit Prof. Robert Connell in Sydney, aber während der Projektlaufzeit nur vereinzelt.

Die konkrete Möglichkeit, den Einsatz von Videokonferenzen umfassender auszuprobieren, ergab sich, als für ein solches Projekt Sondermittel aus dem Innovationsfonds der FernUniversität 2004 beantragt werden konnten. Gefördert wurde eine halbe Stelle für eine wissenschaftliche Mitarbeiterin für ein Jahr. Im Rahmen eines Seminars zum Thema "Equal Opportunities in Comparative Perspective", das Expertinnen aus verschiedenen europäischen Ländern einbezieht, konnten und können nicht nur Aspekte der Nutzung von Videokonferenzen in der Lehre sondern auch des im Rahmen des Bologna Prozesses wichtigen Lehrens im Europäischen Hochschulraum ausgelotet werden.

Wir verfolgten mit dem Seminar daher insgesamt folgende Lernziele:

- die Studierenden mit besonderen Formen virtueller Lehre und Kommunikation vertraut zu machen,
- ihnen Wissen über Equal Opportunities in verschiedenen Ländern der EU zu vermitteln,
- ihnen exemplarisch einen interkulturellen Vergleich zu ermöglichen,
- ihren englischen Wortschatz um das spezifische Gleichstellungsvokabular zu ergänzen,
- ihre Kompetenzen im Gebrauch der englischen Sprache in der Wissenschaft zu stärken,
- einen Beitrag zur Europäisierung/Internationalisierung der Lehre zu leisten.

Mehrere Genderforscherinnen hatten sich spontan zur Teilnahme bereit erklärt⁶, obwohl es keine Honorare für die Lehrenden gibt. Sie beteiligen sich aus Freundschaft und aus Interesse an dieser innovativen Lehrform.

Auch für vorbereitende und die Videokonferenzen begleitende Manuskripte standen zunächst keine

Mittel zur Verfügung. Als glücklicher Zufall erwies sich, dass im Rahmen eines EU-Projektes über Women's Studies⁷ Länderberichte zur Situation von Equal Opportunities in mehreren europäischen Staaten geschrieben worden waren, die uns zur Nutzung überlassen wurden. Eine deutsche Kollegin, Prof. Dr. Dagmar Schiek von der Universität Oldenburg, hatte für VINGS-Qualifizieren ein Manuskript zu "Equal Opportunities and Discrimination in EU-Law" erstellt, das ebenfalls in das Seminar einbezogen wurde. Für die Videokonferenz über "Equal Opportunities in Germany" konnten als vorbereitendes schriftliches Material Manuskripte aus dem von mir erstellten Reader "Frauen und Recht" des Ministeriums für Gesundheit, Familie, Frauen und Familie NRW verwendet werden.⁸

Im WS 2004/05 wurden folgende Videokonferenzen durchgeführt:

- Equal Opportunities in Great Britain mit Prof. Gabriele Griffin, Hull, UK
- Equal Opportunities in France mit Dr. Nicky LeFeuvre, France
- Equal Opportunities in Finland mit Prof. Harriet Silius, Åbo, Finland
- Equality and Discrimination in EU-Law mit Prof. Dr. Dagmar Schiek, Oldenburg
- Equal Opportunities in Spain mit Prof. Isabel Carrera Suárez, Oviedo, Spain
- Equal Opportunities in Germany mit Prof. Dr. Susanne Baer, Berlin

Moderiert habe ich die Videokonferenzen.

Dank einer Förderung durch das MWF aus dem Hochschulwissenschaftsprogramm - Fachprogramm Chancengleichheit - können weitere Videokonferenzen veranstaltet werden und nun auch Manuskripte angekauft werden.

Im Sommersemester 2005 ist das Seminar wiederholt worden und eine Videokonferenz über Norwegen mit vergleichenden Hinweisen über die Türkei hinzugefügt worden. Eine Videokonferenz zu Equal Opportunities im Baltikum wird in nächster Zeit durchgeführt. Videokonferenzen zu Equal Opportunities in außereuropäischen Ländern: USA, Kanada, Australien, Neuseeland, Israel, Japan, Südafrika, Argentinien werden zurzeit vorbereitet.

Die schriftlichen Materialien werden in einer Passwort-geschützten Kursumgebung auf der Plattform der FernUniversität im so genannten Lernraum Virtuelle Universität⁹ den Studierenden zur Verfügung gestellt. Die Kursumgebung ähnelt der von VINGS-Qualifizierung Gleichstellung (vgl. www.vings.de) und bietet ein einfaches Navigieren im Text und Zugang zu zusätzlichen Diensten (Kursplan, virtueller Arbeitsraum, Kontaktformulare, Informationen über die Autorinnen). Die

Lehrtexte sind angereichert durch ein Online-Wörterbuch und ein Glossar. Die Lehrtexte bilden die eigentliche Grundlage des Seminars. Sie informieren die Studierenden grundlegend über die spezifische Situation der Gleichstellung in den einzelnen Ländern. Die Studierenden sollen sie vor dem Ansehen der Videokonferenzen durcharbeiten. Die Videokonferenzen liefern ergänzende Hintergrundinformationen und Hinweise auf aktuelle Entwicklungen. Außerdem haben die Studierenden vor der Sendung Gelegenheit, an die Referentinnen per e-mail Fragen zu stellen, die während der Sendung beantwortet werden können. Die Sendungen werden zeitgleich mit der Aufnahme ins Netz gestreamt, so dass sie überall an PCs verfolgt werden können. Über einen Chat-Kanal können Studierende während der Sendung Fragen und Kommentare einbringen. Danach bleiben die Aufzeichnungen als Konserve weiter zugänglich über

<http://www.fernuni-hagen.de/ZFE/videostreaming/bwp/aufzeichnung.shtml>

oder über

<http://www.vings.de/kurse/wissensnetz/europa/>

Dies gewährleistet nicht nur die Möglichkeit, Sendungen im Nachhinein oder wiederholt zu sehen, sondern auch, sie später wieder in die Lehre einzubeziehen.

Die Betreuung der Studierenden erfolgt durch eMails - Rundmails an alle Eingeschriebenen und individuelle bei gesonderten Fragen und Wünschen.

Im Wintersemester 2004/05 fand zusätzlich "virtuelle" Kommunikation zum Seminar auf der kooperativen Lern- und Arbeitsplattform CURE, einer Entwicklung an der FernUniversität in Hagen¹⁰, statt. In einem gemeinsamen Raum hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, Dokumente bzw. Links abzulegen, eigene Seiten und Räume zu erstellen, in einer Newsgroup zu diskutieren, sich auf einer eigenen Homepage vorzustellen und sich in einem persistenten Chat auszutauschen. Integriert ist eine Awareness-Funktion, die zeigt, welche Teilnehmenden sich gleichzeitig online im Raum befinden. Da diese Form der Kooperation für Lehrende wie Lernende sehr arbeitsintensiv ist und von unseren Teilnehmenden nur begrenzt angenommen wurde, haben wir sie in der Folgezeit zunächst ausgesetzt.

Wir haben jeweils Punkt-zu-Punkt Videokonferenzen durchgeführt, bei denen zwei Studios an verschiedenen Standorten verbunden waren. Dies ist eine sehr kostengünstige Möglichkeit virtueller Lehre: Die notwendigen technischen Voraussetzungen sind an allen Universitäten gegeben, und es fallen außer den Telefonkosten¹¹ keine Mieten für zusätzliche Leitungen und Videokonferenz-

technik an. Bei einer Verbindung über LAN, z. B. über das Wissenschaftsnetz, entstehen nicht einmal Telefonkosten. Die Videokonferenzen liefen bisher im wesentlichen nach einem einheitlichen Muster ab: Die Moderatorin begrüßte die Teilnehmenden, stellte die Expertin vor und sprach eine Einführung zum Thema. Anschließend referierte die Expertin. Im Anschluss fasste die Moderatorin zusammen, kommentierte und trug die vorab eingegangenen Fragen vor. Es ergab sich dabei ein lebhafter Dialog zwischen Moderatorin und Expertin. Bei der Videokonferenz mit Dagmar Schiek in Oldenburg hatten wir in beiden Studios Studierende vor Ort. Ziel war, eine Diskussion zwischen den Standorten herbeizuführen. Es wurden auch Wortbeiträge geleistet, zu einer echten Diskussion ist es aber nicht gekommen. Da die Kameras immer nur Ausschnitte der Studios zeigen konnten, entstand kein Gefühl der Nähe zwischen den Studierenden in Hagen und Oldenburg. Mit guter Studioteknik¹² lassen sich dafür aber günstigere Voraussetzungen schaffen. Die Hagener Studierenden hatten allerdings auch Scheu, Englisch zu sprechen.

Zur Veranschaulichung der Vorträge wurden während der Aufnahme sowohl in Hagen wie an den anderen Standorten Folien aufgelegt. In Oldenburg wurde eine Powerpointpräsentation einbezogen und eingeblendet. Hierbei traten aufgrund unterschiedlicher Software in den Studios kleinere Synchronisierungsmängel auf.

Technisch gab es bei den ersten Videokonferenzen noch Probleme: eine Videokonferenz musste verschoben werden, weil keine Verbindung zustande kam; einmal klappte es mit dem Anwählen aus Hagen nicht, so dass vom anderen Standort die Verbindung hergestellt werden musste; einmal standen nur vier statt sechs Telefonleitungen zur Verfügung, wodurch die Bildqualität erheblich verschlechtert wurde. Ansonsten war die Bildqualität meistens erstaunlich gut. Es gab - anders als eigentlich befürchtet - nur minimales Bildruckeln. Wichtig ist, vorab die gesendeten Bildausschnitte zu überprüfen, damit nicht z. B. die Rednerin einen angeschnittenen Kopf oder zu viel Himmel über sich hat oder während des Redens aus dem Bild "kippt". Außerdem ist es natürlich günstig, wenn ein Studiotekniker anwesend bleibt, um bei plötzlich auftretenden Problemen einzugreifen.

Die Kommunikation zwischen Expertin und Moderatorin lief ohne Probleme, auch wenn bei Videokonferenz der Blickkontakt dadurch entsteht, dass die Teilnehmenden in die Kamera schauen und nicht auf das Bild des Gegenübers - also nur eine "Illusion von Blickkontakt" vorhanden ist. Eine zusätzliche Irritation entsteht im übrigen durch das Kontrollbild auf einem zweiten Monitor,

Abb. 1: Startseite des Kurses "Equal Opportunities in Comparative Perspective"

The screenshot shows the homepage of a course. At the top left is a logo consisting of three curved lines forming a circle. To its right is the title "Equal Opportunities In Comparative Perspective" in a serif font. Below the title is a navigation menu with items: schedule, course material, videos, course chair, tutor, contributors, my courses, glossary, and assignment. The main content area is titled "Welcome" and contains a letter from the tutor, Sandra Hansen. The letter welcomes students to a virtual seminar on equal opportunities in selected European countries (Great Britain, France, Finland, Spain, and Germany). It explains that the seminar will cover the development of equal opportunities, their institutionalisation, and employment opportunities for women. It also mentions that participants will discuss issues in video conferences and use the CURE system for cooperative learning. The letter is signed by Sandra Hansen, tutor for LG Berufs- und Wirtschaftspädagogik and VINGS-Qualifizieren. At the bottom of the page, there is a footer with the copyright notice "© 2004 FernUniversität in Hagen" and contact information.

Abb. 2: Lehrmaterial zum Modul 4 "Equality and Discrimination in EU-Law"

The screenshot shows a page of course material. At the top left is the same logo as in Abb. 1. To its right are the words "schedule • welcome • CURE" and a background image of a cityscape with a large building. Below this is a navigation bar with links for "Great Britain | France | Finland | EU-Law | Spain | Germany". On the left side, there is a "Contents" menu with items: Introduction, Sex Equality from EEC to EU, Equal Treatment, Multidimensional equality law, Conclusion, Bibliography, Annotations, and Appendix EU law in general. The main content area is titled "1 Introduction" and "1.1 Special characteristics of EU Equality Law". The text discusses the differences between EU equality law and other parts of the course, noting that the point of departure is no longer a specific national setting. It mentions international law obligations like CEDAW and CERD. At the bottom, there are links for more information on CEDAW and CERD. The footer contains the copyright notice "© 2005 FernUniversität in Hagen" and contact information.

das zeigt, welches Bild zum anderen Standort übertragen wird. Die Beobachtung des eigenen Handelns während der Kommunikation ist gewöhnungsbedürftig. Nach einer kurzen Eingewöhnung stellt sich aber schnell das Gefühl eines Beieinanderseins ein. Wir beobachteten, dass den nonverbalen Signalen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und die Sprechenden sich gegenseitig insgesamt mehr Zeit zwischen den Redebeiträgen ließen, als in der face-to-face Kommunikation üblich ist. Dies erleichterte jeweils den Sprachwechsel.

Die Lehre per Videokonferenz hat allen Beteiligten großen Spaß gemacht. Es war eine erleichternde und gleichzeitig beglückende Erfahrung der Lehrenden, dass die Kommunikation über große Entfernungen trotz der medialen Vermittlung nur wenig anders als in der face-to-face-Situation ist, und es war ein großes Vergnügen, mit Kolleginnen, die eine oder mehrere Flugstunden entfernt wohnen, unter Blickkontakt Gedanken auszutauschen. Dies bewerteten die Studierenden ähnlich. Sie waren fasziniert von der Seminarsituation. Ein Kommentar aus einer Feedbackrunde: "Es war eine tolle Erfahrung, Prof. Griffin live am Bildschirm zu erleben. Fast wie im richtigen Hörsaal. Auf jeden Fall eine große Bereicherung als Ergänzung zum reinen Printkurs."

Das Unterrichten war aber für die Vortragenden anstrengender als in der Präsenzlehre, weil während der Videokonferenz nicht nur die Wortbeiträge sondern zusätzlich mediale Aspekte wie die Wahl des Bildausschnitts und die Körperhaltung zu bedenken waren.

Inhaltlich waren die Videokonferenzen sehr ergiebig und der Vergleich zwischen den Systemen spannend.

Die Studierenden äußerten gelegentlich Probleme beim Installieren der kostenlosen Software zum Ansehen der Streamings. Technische Probleme gab es ansonsten nur, wenn sie veraltete PCs hatten, die das Streaming nur in verminderter Qualität wiedergaben.

Die geschilderte Verwendung von Videotechniken in der Lehre ist also eine sehr lohnende Bereicherung, vor allem eine kostengünstige und effektive Möglichkeit zur Europäisierung und Internationalisierung der Lehre. Die Seminare können aufgrund der ubiquitären Abrufbarkeit der Videos und der schriftlichen Materialien an allen beteiligten Standorten in die Lehre einbezogen und entsprechend zertifiziert werden. Die technischen Probleme sind eher marginal und bei der immer weiter ausreifenden Technik in Zukunft beherrschbar.

Eine Nachahmung kann gerade für die sehr stark international fundierte und vernetzte Frauen- und Geschlechterforschung uneingeschränkt empfohlen werden.

Weitere Informationen:

Projektbericht auf deutsch bei der Multimediawerkstatt 2005 am 15.03.2005,

Videostream:

http://www.fernuni-hagen.de/ZFE/multimedia_werkstatt/archiv/programm2005.shtml

Projektbericht auf englisch beim Seminar on Advanced Technology for Lifelong Open and Flexible Learning - Educational Research and Technology (ER&T) am 27.05.2005,

Videostream:

http://www.fernuni-hagen.de/ZFE/videostreaming/dvt/200505/aufzeichnung_en.shtml

Eine umfassende Projektdarstellung findet sich in Hansen, Sandra und Ulrike Schultz: Einbindung von Videokonferenzen in die Lehre - Erfahrungen aus dem virtuellen Seminar "Equal Opportunities in Comparative Perspective" an der FernUniversität in Hagen, in Zeitschrift für Hochschuldidaktik (ZFHD) 04 (Juni 2005),

http://www.zfhd.at/resources/downloads/ZFHD_04_05_Hansen_Schultz_Videokonferenzen_1000467.pdf

Anmerkungen

- 1 VINGS - Virtual International Gender Studies - war ein großes Kooperationsprojekt der virtuellen Lehre, das von 2001 bis März 2004 vom BMBF mit Mitteln des Programms "Neue Medien in der Bildung" gefördert wurde. VINGS hatte zwei Studienzweige: VINGS-Studieren, grundständige Gender Studies, die gemeinsam von den Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und der Fern Universität durchgeführt wurden, und VINGS-Qualifizieren, ein Weiterbildungsprogramm, das auch nach Ende der Projektförderung von der FernUniversität weiter angeboten wird. Informationen über das Projekt finden sich auf der Homepage www.vings.de. Vgl. auch Schultz, Ulrike: Interdisziplinäres universitäres Lehren und Lernen am Beispiel der "Virtual International Gender Studies". In: Perrig-Chiello, Pasqualina/Arber, Werner (Hrsg.): Interdisziplinäres Lehren und Lernen. Zwischen akademischem Anspruch und gesellschaftlichem Bedürfnis. Lausanne: Editions Réalités sociales 2002, S. 115 - 137; dies.: Qualifizierung für Gleichstellungsarbeit und Gender Mainstreaming: VINGS-Qualifizieren. In Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte. Hamburg: Dashöfer Verlag, Dez. 2004. Bei der Multimediawerkstatt der FernUniversität 2003 wurde über VINGS referiert. Ein Videostream der Vorträge findet sich im Netz unter <http://www.fernuni-hagen.de/ZFE/multimediawerkstatt/archiv/programm2003.shtml>
- 2 Ein besonders interessantes Beispiel bietet die Johannes Kepler Universität Linz in Österreich mit ihrem Multimediastudium der Rechtswissenschaft.
- 3 Die zur Verfügung stehenden Videostreams von Veranstaltungen finden sich unter <http://www.fernuni-hagen.de/>

- ZFE/Medienprojekte/videostreaming/. Zunehmend werden Videokonferenzen auch zur Prüfungsvorbereitung und für die fachliche Studienberatung eingesetzt. Die Einrichtung eines Videokonferenzstudios auf dem Campus für eine weitergehende Einbeziehung von Videokonferenzen in die Lehre ist allerdings für die nächste Zeit geplant. Zur Praxis der Videokonferenzen an der FernUniversität vgl. auch Raiser, Hartmut: Videostreaming, in: Heinz Müller (Hrsg.): 30 Jahre ZFE. Zukunft braucht Herkunft, Hagen 2004, im Netz unter <http://www.fernuni-hagen.de/ZFE/ZFE30/>.
- 4 BSCW (Basic Support for Cooperative Working) bietet insbesondere die Möglichkeit gemeinsamen Arbeitens an Dokumenten.
- 5 CURE ist ein CSCL, d.h. ein Instrument für Computer Supported Cooperative Learning. Informationen zu CURE s. Fn 10. Im Rahmen eines vom Wissenschaftsministerium NRW geförderten Leuchtturmprojekts zur Psychodynamik und Didaktik virtueller Seminare in der Lehre ist im übrigen an der FernUniversität von den Psychologen Heide Schmidtman und Horst Heidbrink ein umfangreicher "Leitfaden zur Leitung und Moderation virtueller Seminare" erstellt worden, der unter <http://psychologie.fernuni-hagen.de/Leuchtturm/Leitfaden.pdf> im Netz abgerufen werden kann.
- 6 Ich leite eine große internationale Arbeitsgruppe zu "Women in the Legal Profession", in der viele Kolleginnen in diesem Bereich ausgewiesen sind. Vgl. auch Schultz, Ulrike und Gisela Shaw: Women in the World's Legal Professions. Oxford: Hart 2003. Außerdem habe ich vielfältige Verbindungen zu Frauenforscherinnen aus den internationalen Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung.
- 7 EWSI (The Impact of Women's Studies Training on Women's Employment in Europe) vgl. www.hull.ac.uk/ewsi/
- 8 jetzt Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration. Der Reader steht im Internet unter <http://mgsff.projekte.boehm.de/frauen/material/frauenundrecht.pdf>
- 9 <https://vu.fernuni-hagen.de/lvuweb/lvu>
- 10 Informationen zu CURE sind unter <http://www.pi6.fernuni-hagen.de/CURE/> abrufbar.
- 11 Man kann auch in Multipoint-Videokonferenzen mehrere Standorte zusammenschalten. Dies ist aber technisch nach wie vor sehr aufwändig und teuer. Vgl. zu den Möglichkeiten: Hansen, Sandra und Ulrike Schultz: Einbindung von Videokonferenzen in die Lehre - Erfahrungen aus dem virtuellen Seminar "Equal Opportunities in Comparative Perspective" an der FernUniversität in Hagen, in Zeitschrift für Hochschuldidaktik (ZFHD) 04 (Juni 2005), http://www.zfhd.at/resources/downloads/ZFHD_04_05_Hansen_Schultz_Videokonferenzen_1000467.pdf
- 12 Im Multimediastudium Rechtswissenschaft der Universität Linz <http://www.linzer.rechtsstudien.at/01wasist/3be-gruessung2.htm> sind besondere Videokonferenzräume mit Rundumkameras eingerichtet worden.
- 13 Vgl. Kopp, Guido (2004). Audiovisuelle Fernkommunikation. Grundlagen der Analyse und Anwendung von Video-

Franziska Birke

Wie alles begann... Das Forschungsprojekt „Die Anfänge des Frauenstudiums an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster“

Das "Buch des Anstoßes"

Durchblättert man die zweibändige Monographie zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster von Eduard Hegel, die 1966 erschien und die bis jetzt die einzige Gesamtdarstellung ist, so vermutet man auf Grund des behandelten Zeitraums auch ausführliche Informationen bezüglich des Studiums von Frauen an der Fakultät zu finden.

Diese Vermutung erweist sich aber als falsch. Es gibt zwar einige verstreute Hinweise bezüglich des Frauenstudiums, aber Aufschluss über die Prozesse, die damals abliefen, erlangt man nicht.

Wie kommt es, dass noch Ende des 19. Jahrhunderts aus den Kreisen des Kollegiums der Katholisch-Theologischen Fakultät warnende Stimmen bezüglich des Studiums von Frauen erklangen, in den zwanziger Jahren vermehrt von Gasthörerinnen berichtet wird und in den 30er und 40er Jahren Frauen explizit ermuntert wurden? Welche beruflichen Möglichkeiten hatten sie? Welche Abschlüsse konnten sie erwerben? Zudem fallen bei der Lektüre weitere weiße Flecken in der Geschichte auf, deren Kolorierung dringend ansteht. Es ist bekannt, dass, nachdem die Katholisch-Theologische Fakultät in München vorangegangen war und das kirchliche Einverständnis vorlag, auch die münsterische Fakultät am 22. Februar

1952 beschloss, nicht-geistliche Kandidaten zu den akademischen Graden zuzulassen. Der Kultusminister gab seine Zustimmung zu dieser Änderung der Promotionsbedingungen am 23. April 1953. Ebenso ist bekannt, dass die neue akademische Prüfungsordnung der Katholisch-Theologischen Fakultät mit dem 06.04.1957 datiert ist. Was aber zwischen 1953 und 1957 geschah und warum die erste Frau laut den Promotionslisten des Universitätsarchivs erst am 28.05.1962 ihre Doktorwürde erhielt, sind ungeklärte Fragen.

Das Projekt "Die Anfänge des Frauenstudiums an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster" setzt bei diesen Fragen an. Im Rahmen einer wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen- und einer studentischen Hilfskraftstelle arbeiten nun ich und Daniel Bugiel an diesem Projekt, das aus HWP-Mitteln des MIWFT Nordrhein-Westfalen finanziert und von der Lehrstuhlinhaberin Prof.'in Dr. Marie-Theres Wacker geleitet wird.

War Ihnen zu Beginn Ihres Studiums bekannt, ob für Sie eine Promotion überhaupt möglich wäre?

- Interviews als Basis biographie-orientierter Forschung

Es geht in dem Projekt zunächst darum, die Öffnung der Fakultät für eine Promotion von Frauen nach zu zeichnen, wie sie sich in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts vollzog. Hierfür sind historiographisch die entsprechenden Quellen des Fakultätsarchivs, aber auch kirchliche Archivbestände aufzuarbeiten. Dazu tritt biographie-orientierte Forschung.

Derzeit beschäftigen wir uns mit den ersten Promovendinnen der katholischen Theologie in Münster. Da die Promotion von LaientheologInnen zu Beginn alles andere als selbstverständlich war und erkämpft werden musste, sind die Erfahrungen, die diese Frauen gemacht haben, von außerordentlich großem Wert. Wir wollen versuchen zu rekonstruieren, wie die ersten Doktorinnen der Theologie ihren beruflichen Werdegang gestaltet haben, welche Chancen sich ihnen boten und auch

welche Bereiche ihnen als Theologin verwehrt blieben.

Um möglichst nah an die Erfahrungen der Promovendinnen heran zu kommen und diesen auch gerecht zu werden, werden wir mit denjenigen, die sich dazu bereit erklären, Interviews führen, damit wir den Weg nachzeichnen können, der Frauen den Zugang zur wissenschaftlichen Laufbahn im Bereich der katholischen Theologie ermöglichte. Die ersten Interviews haben wir schon geführt und dabei beeindruckende Menschen kennen lernen dürfen, die uns zudem spannendes Material aus der damaligen Zeit zur Verfügung stellten und uns gerne an ihren Erfahrungen teilhaben ließen.

**Als die ersten Frauen die Hörsäle betraten -
Recherchen in verschiedensten Archiven**

Beabsichtigt ist in einem weiteren Projektabschnitt, hinter diesen Zeitabschnitt zurück zu gehen auf die Neuaufbrüche nach dem Zweiten Weltkrieg, die erstmals auch in Münster weiblichen Studierenden die Möglichkeit einer veritablen Immatrikulation in Kath. Theologie boten.

Hierfür wird zum Beispiel in den Archiven der Universität, der Fakultät und des Bistums nachgeforscht werden, um in Sitzungsprotokollen, Briefwechseln und Nachlässen von Professoren - von denen ein Engagement für oder gegen das Studium von Frauen überliefert ist - Hinweise darauf zu finden, wie sich die Entwicklungen an der Katholisch-Theologischen Fakultät gestalteten.

In einem dritten Projektabschnitt soll die Zeit zwischen 1918 und 1945 in den Blick genommen werden, da hier mit den ersten Spuren von Frauen in theologischen Veranstaltungen zu rechnen ist. Schließlich soll auch der Zeitraum ab 1880 Berücksichtigung finden, da in diesem die ersten Diskussionen ums Frauenstudium überhaupt geführt wurden.

Angestrebt ist Ende dieses Jahres eine Dokumentation erster Zwischenergebnisse.

Kontakt und Information

Franziska Birke
Seminar für theologische
Frauenforschung
Hüfferstr. 27
48149 Münster
(0251) 83300-33
franziskabirke@web.de

Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Bianca Röwekamp, Hannah Müller

Geschlechtsspezifische Dimensionen in der Lebensphase der Verantwortung für pflegebedürftige Eltern - Interviews mit pflegenden Familien als Lerngeschichten

Dokumentation einer Weiterbildung mit Mitarbeitenden aus Krankenhäusern

Seit Mai 2004 arbeiten wir in einem Organisationsentwicklungsprojekt zum Thema "Familiale Pflege unter den Bedingungen der G-DRG's" und zentrieren hier insbesondere den Übergang einer/eines pflegebedürftigen PatientIn von einem Krankenhausaufenthalt in die familiäre Versorgung. Durch die neue ökonomische Logik der G-DRG's sind genau an diesem Punkt aufgrund verkürzter Verweildauern in den Krankenhäusern vielfältige Risiken sowohl für PatientInnen, insbesondere solche, die pflegebedürftig entlassen werden, und ihre pflegenden Angehörigen entstanden. Diese Risiken machen verbesserte und weiterentwickelte Unterstützungssysteme bereits im Krankenhaus unbedingt notwendig.

Darüber hinaus wird häusliche Pflege zu 80 % in der Hauptverantwortung von den Frauen einer Familie übernommen und wird so zu einer 'Sache der Frauen'.

Daraus resultieren unterschiedliche Spaltungen innerhalb der Familie, so dass letztlich die Fürsorge in einem Dual stattfindet und sich die Lebenswelt der pflegenden Frauen häufig totalisiert.

Unter den derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklungen ist es aber unablässlich, ein familiales Pflegenetzwerk, gestaltet unter geschlechtergerechten Voraussetzungen, zu bilden, um diese fürsorglichen Aufgaben bewältigen zu können.

Um die mit Angehörigen und PatientInnen in engem Kontakt stehenden überleitungsverantwortlichen Pflegekräfte und SozialdienstmitarbeiterInnen verstärkt auf diese erweiterten Aufgaben vorzubereiten, wurden sie innerhalb einer Weiterbildung zur Theorie, Methode und Praxis der Beratung von familialen Pflegenetzwerken qualifiziert. Der Ansatz will, indem er als verantwortlichen Personenkreis nicht nur eine (künftige) Hauptpflegeperson, sondern die gesamte Familie anspricht, gewährleisten, dass sich die Verantwortung für die alten Eltern künftig stärker an gerechteren Maßstäben und nicht mehr an tradierten Rollen und verdeckten Zuschreibungen innerhalb der Familien orientiert.

Notwendig war dafür innerhalb der Weiterbildung zunächst eine Sensibilisierung der MitarbeiterInnen für die vielfältigen Seiten familialer Altersfürsorge, insbesondere für die häufige geschlechtsspezifische Ausrichtung eines häuslichen Pflegesettings und die daraus resultierenden Folgen für familiendynamische Prozesse.

Daher versuchten wir unter dem Stichwort der "Familiensensibilität" diagnostische und beratende Kompetenzen u. a. durch eine umfangreiche Arbeit an so genannten Lerngeschichten zu fördern.

Zu diesem Zweck nutzten wir vor allem narrative Interviews mit pflegenden Familien, die einen alten, demenziell erkrankten Menschen gepflegt haben oder dies noch tun.

Diese Interviews wurden im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Qualitätssicherung in der häuslichen Pflege demenziell erkrankter Menschen in NRW von Mitgliedern unserer Projektgruppe geführt. Eines unserer Anliegen dabei war es, möglichst die ganze Familie zu einem Interview zu motivieren, um das Verhältnis von innerfamiliärer Gerechtigkeit und häuslicher Verantwortung explorieren zu können. Unter anderem hat uns unser Forschungsansatz mit der Familie R. bekannt gemacht, die deshalb eine besondere Bedeutung für unser Forschungsprojekt bekommen hat, weil sich am Beispiel dieser Familie, wie oben beschrieben, eine zunehmende Spaltung und Polarisierung der Fürsorgeaufgaben in der Familie besonders gut nachvollziehen ließ.

Das besagte Interview haben wir also in einem früheren Projekt erhoben und verwenden es aktuell als Lerngeschichte für die Qualifizierung von Beraterinnen/Beratern.

Teil I: Zur Geschichte der Familie R.

Zum Zeitpunkt des Interviews steht das familiäre Pflegearrangement der Familie R. kurz vor seinem Ende, denn Frau R. sucht für ihre pflegebedürftige, demenzkranke Mutter einen Heimplatz. Mehr als fünf Jahre hat Frau R. ihre demenzkranke Mutter

gepflegt und dabei gleichzeitig drei Kinder erzo-gen, die zum Zeitpunkt des Pflegebeginns zehn, acht und drei Jahre alt waren. Heute sind die Töchter fünfzehn und dreizehn Jahre, der Sohn ist acht Jahre alt. Die mittlere der beiden Töchter von Frau R., die dreizehnjährige K., so äußert Frau R., ist an Magersucht erkrankt, die fünfzehnjährige Tochter M. zeigt eine Überverantwortlichkeit, die Frau R. als tendenziell zwanghaft empfindet. Für Frau R. ist die Erkrankung ihrer Tochter der wichtigste Grund, die Pflege ihrer alten Mutter abzugeben. Sie möchte sich intensiver um sie und die zwei anderen Kinder kümmern können.

Die Perspektive von Frau R.

Frau R.'s Mutter wird infolge eines schweren Schlaganfalls pflegebedürftig. Das Pflegearrangement gestaltet sich zunächst so, dass Frau R.'s Mutter zeitweise von ihr, zeitweise noch von dem Vater versorgt wird. Als dieser ebenfalls hilfebedürftig wird, entscheidet sich Frau R., ihre Mutter zu sich zu nehmen, während ihr 15 Jahre älterer Bruder sich um den Vater in dessen Wohnung kümmert.

So entwickelt sich in der Familie ein zweites Pflegeverhältnis: Der Bruder von Frau R. sorgt für den alten Vater und zieht in dessen Haus.

Der älteste Bruder (er ist 17 Jahre älter als Frau R.) hingegen lehnt es völlig ab, auch nur in geringstem Maße Verantwortung für die alten Eltern zu übernehmen. Frau R.'s Appelle werden von ihm überhört und ignoriert. Im Gegensatz zu dem - laut Frau R. - unglücklichen, immer im "Schlamassel" steckenden Bruder S. beschreibt sie ihren ältesten Bruder als einen "Überflieger", der vom Vater "vergöttert" wurde, der erfolgreich, klug und gebildet ist und den auch sie sehr liebt. Unter der besonderen Liebe des Vaters zum erfolgreichen Sohn habe der andere Sohn sehr gelitten: "Der ist eigentlich fast daran zerbrochen, der S." Die große Anerkennung, die der älteste Sohn in der Familie genossen hat, und auch die Bindung, die Frau R. zu ihrem ältesten Bruder hat, ändern jedoch nichts an dessen Haltung. Das Verhältnis der Geschwister zerbricht unter diesem Konflikt: "Ich hab' ihn angefleht zu kommen. Ich hab' ihn beschimpft. Ich hab' geweint. Ich hab' ihn angeschrien, alles. Irgendwann hab' ich ihn verabschiedet und ihn ganz weit weg geschoben."

Neben diesen familiendynamischen Prozessen sind weitere Faktoren für das Pflegeverhältnis bedeutend, die sich aus dem Familienzyklus sowie aus der Kohortenzugehörigkeit der einzelnen Familienmitglieder ableiten.

Mit der Pflegeverantwortung für die Mutter wird Frau R. quasi mitten in der Familienphase konfrontiert, als ihre Kinder im Kindergarten- bzw.

Grundschulalter sind, also in erheblichem Maß selbst der Fürsorge bedürfen. Gleichzeitig werden beide Eltern, zwar etwas zeitversetzt, aber doch parallel, pflegebedürftig. Es beginnt eine Phase mit großem Organisations- und Alltagsstress durch die Versorgung der kleinen Kinder, die gleichzeitige Renovierung des Eigenheims, durch Krankenhausaufenthalte der Eltern und des Ehemannes und schließlich durch die Fürsorge für die Mutter und deren Pflege, bei gleichzeitiger Unterstützung des Bruders, der den Vater versorgt und pflegt. Frau R. wäscht für ihre Eltern die Wäsche und bringt sie ins Krankenhaus, sie unterstützt ihren Bruder bei der Versorgung des Vaters und hat zu Hause selbst die drei Kinder und ihre alte Mutter: "Also, Oma hier, Kinder hier, die Tagespflege hatte ich damals noch nicht aufgestockt und ich bin dann immer hin und her gefahren. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich das gemacht hab'. Es war irgendwie... - es war verrückt. Aber es hat irgendwie hingehauen und parallel dazu habe ich dann durch die Caritas dazugelernt, mit Demenz umzugehen."

Hier wird fast greifbar, wie umfassend die Anspruchsinflation ist, der Frau R. sich gegenüber sieht. Gefragt nach der Gerechtigkeit dieses Arrangements, sagt Frau R. sehr deutlich Folgendes: "Rückblickend hätte ich einen Familienrat erzwungen. Also, wenn ich das mit dem Stand und dem Wissen, das ich jetzt hab' (noch einmal entscheiden könnte), ich hätte einen Familienrat erzwungen. Und ich habe diese Entscheidung, die ich getroffen hab', ganz alleine getroffen. Und die, die ich jetzt noch treffen werde (die Heimaufnahme der Mutter betreffend), die möchte ich nicht noch einmal treffen. Weil die Verantwortung, die ich übernommen hab', die war einfach ein Riesenhappen. Und der war manchmal ganz schön groß, zu groß."

Frau R. pflegt aus filialer Verbundenheit. An mehreren Stellen im Interview beschreibt sie die Liebe zu ihrer Mutter, die Reziprozität der familialen Unterstützung und die früheren Erfahrungen von Zuneigung in der Familie. Als die Mutter noch gesund ist, hat sie sich als Oma um die Kinder von Frau R. gekümmert. Das innere Mutterbild, das Frau R. u. a. auch aus diesem Grund hat, ist ausgesprochen positiv. Die Mutter ist für sie ein "lieber Mensch, ein geduldiger Mensch, ein ganz ängstlicher Mensch, ein ganz mutiger Mensch, ein ganz couragierter Mensch und eine Lebenskünstlerin". Nach dieser Liebeserklärung grenzt Frau R. sich aber drastisch von ihrer jetzt pflegebedürftigen Mutter ab: "Trotzdem ertrage ich sie nicht mehr. Manchmal hab' ich sie ganz lieb. Und heute Morgen, als ich hoch kam, da lag sie im Bett und hatte den Mund so offen und ich hab' gedacht, sie ist tot und ich hab' mir das gewünscht, dass sie tot ist

und trotzdem täte es mir weh. Ja, so ganz ambivalent."

Frau R. beschreibt im Weiteren einen wesentlichen pflegerischen Erfolg, der auch für ihre Bindung an die Mutter ausschlaggebend sein dürfte. Es gelingt ihr mittels Validation und eines verstehenden Umgangs mit der dementen Mutter, diese dazu zu bringen, die "schlimmsten" ihrer demenziellen Symptome aufzugeben. Die Mutter "schmiert nicht mehr mit Kot", hat weniger Angst und wird "insgesamt lebendiger". Dies führt dazu, dass Frau R. sich mit der Pflege ihrer Mutter zunehmend identifiziert und sich ihre Gefühle zur Mutter vertiefen.

Verantwortlich für diesen verstehenden Umgang mit der Mutter, für die pflegerischen und fürsorglichen Aufgaben ist jedoch, abgesehen von der Unterstützung durch die Töchter, zum größten Teil allein Frau R.

An dieser Stelle spaltet sich also die Familie R. in einen Teil, der sein 'normales', von der Fürsorge unbelastetes Leben weiterführt und in einen anderen Teil, der die Fürsorge und Verantwortung für die alten Eltern übernimmt. Die erfolgreichen Männer der Familie, der älteste Bruder von Frau R. und ihr Ehemann, beteiligen sich nicht an der Verantwortung für die alten Eltern. Im ganzen Interview wird Herr R. nur erwähnt, als Frau R. erläutert, dass ihr Mann alle Entscheidungen ihr überlässt und mit den Bedingungen des Pflegeverhältnisses überdies einverstanden ist. Herr R. toleriert die Fürsorge für seine Schwiegermutter, ist darüber hinaus aber in den Schilderungen von Frau R. abwesend. Etwas drastisch ausgedrückt ließe sich formulieren, dass im Pflegearrangement von Frau R. starke Männer fehlen und so die Familie zumindest teilweise an den Entwicklungsaufgaben, die mit der Übernahme familialer Altenfürsorge verbunden sind, scheitert. Denn obwohl Frau R. der sagenhafte Erfolg gelingt, die demenziellen Symptome der Mutter stark zu mildern, gibt es niemanden, der Frau R. den nötigen psychischen Rückhalt gibt. Es gibt niemanden, der in dieser Pflegebeziehung triangulierend wirkt, niemanden, der sie hält.

Die Perspektive der beiden Töchter M. (15 Jahre) und K. (13 Jahre)

Bei dem ausführlichen Gespräch mit den Jugendlichen fällt auf, dass beide Mädchen regelmäßig und verantwortlich in die Pflege eingebunden sind. Sie unterstützen ihre Mutter, indem sie sich um die demente Großmutter kümmern. Das heißt, sie "passen auf die Oma auf", wie sie es nennen, sie bringen sie ins Bett und beschäftigen sich mit ihr. Von ihrer Mutter haben M. und K. gelernt zu validieren.

Zur Motivation und Begründung der Pflege führen beide Töchter die Reziprozität der Beziehung an: "Früher war das ja immer so, dass sie so für uns... - also, als wir noch kleiner waren, sich so um uns gekümmert hat. (...) Jetzt ist sie ja so, dass wir uns um sie kümmern. Das ist irgendwie so, das hat sich so umgedreht, dass sie irgendwie wie ein kleines Kind ist. Dass man immer auf sie aufpassen muss und so."

Es fällt auf, dass die Mädchen mit der Pflegesituation pragmatisch umgehen. Sie betonen z.B., dass sie sich an die Großmutter gewöhnt haben und vermitteln eine gewisse Distanz zu den Verhaltensweisen und Geschichten, die ihre Großmutter erzählt: "Ich weiß nicht, also, das war schon komisch so am Anfang. Aber ich find' es jetzt nicht schlimm irgendwie. Weil, ich hab' mich da schon so dran gewöhnt jetzt." Sie berichten, wie sie gegenüber der Großmutter zunehmend eine souveränere Rolle eingenommen haben und sie heute aus Sicht der beiden Jugendlichen vor allem ein hilfebedürftiger Mensch ist.

Sehr deutlich schildern aber auch beide die Dominanz, das Angebundensein, die Störungen des Alltags und die Belastung durch die Verantwortung, die die Mädchen gemeinsam mit ihrer Mutter tragen. So sagen beide, dass sie "genervt" sind, wenn die Großmutter durch ihre starke Präsenz die gemeinsamen Momente der Familie 'zerstört', dass sie nicht zu Wort kommen, dass es insbesondere bei Tisch keine normale Unterhaltung gibt, weil die Großmutter ununterbrochen spricht und jedes Thema an sich reißt und auf ihre dominante Art verändert.

Es entsteht im Verlauf des Interviews der Eindruck, dass beide Mädchen regelmäßig in ihrer Freizeit auf die Großmutter 'achten'. Die Rolle der beiden Jugendlichen ist vielleicht nicht eindeutig die der Co-Pflegenden, da sie in die praktische (Körper-)Pflege eher nicht einbezogen sind. Andererseits wird während des Gespräches sehr deutlich, dass die Mädchen im Hilfenetzwerk eine wichtige Rolle übernehmen und ihre Mutter in alltäglichen Situationen häufig und regelmäßig entlasten.

Die Validation, die die Mädchen und Frau R. gelernt haben, erscheint als die einzige Möglichkeit, den alltäglich belastenden Situationen einen Rahmen zu geben. Dadurch werden die Familienmitglieder jedoch immer wieder in die Helferrolle gedrängt, der Familienalltag wird quasi zum therapeutischen Milieu. So sehr die Validation der demenzerkrankten Frau also gut tut, so sehr wird die Familie in Kommunikationsmuster gezwungen, die der Alltagskommunikation, insbesondere von und mit Jugendlichen, nicht entsprechen. Abzuwägen ist weiterhin, inwieweit insbesondere jüngere Kinder und Jugendliche mit der Rolle des

'Containers', die immer auch mit der Validation verbunden ist, für einen demenziell veränderten Menschen nicht grundsätzlich überfordert sind.

In einer ausgewogenen und reflektierten Weise begrüßen die Mädchen die Entscheidung zur Heimaufnahme und betonen zum einen die Entlastung, "dass wir nicht immer darauf achten müssen, was jetzt mit Oma ist", und heben zum anderen die bevorstehende Veränderung für die Familienbeziehungen hervor.

Zum Abschluss des Gespräches betonen dann beide Mädchen, dass es nicht die 'Verrichtungen', das 'Aufpassen', die einzelnen Handlungen und Situationen sind, die schwierig werden, sondern dass es so belastend ist, dass die Großmutter immer im Mittelpunkt der Familie steht, sie selbst gleichzeitig immer verfügbar sind: "Selbst dann, wenn man irgendwie nicht unbedingt jetzt direkt auf Oma aufpassen muss oder so... Es ist einfach die Situation, dass Oma da ist und man immer überlegen muss, was man mit ihr macht. Also ständig präsent ist. Und das ist schon irgendwie - irgendwie belastend für die ganze Familie. Und auch wenn man selbst nicht darauf aufpasst... Es ist immer irgendwie, dass man was machen muss. Das ist ganz schön schwierig."

Die Perspektive von Herrn R.

Auch Herr R. begründet die Fürsorge- und Pflegebereitschaft und seine Akzeptanz der Entscheidung, die Schwiegermutter in das Haus der Familie R. aufzunehmen, mit der Reziprozität. Seine ausführlichen Schilderungen beziehen sich dementsprechend zunächst darauf, zu erklären, warum Frau R.'s Mutter große Bedeutung in und für die Familie der R.'s hat.

Frau R.'s Mutter sei eine liebe- und phantasievolle Großmutter gewesen, so sagt Herr R., die sich ihren Enkelkindern in einer besonders aufmerksamen und kreativen Weise gewidmet habe.

Ansonsten begründet Herr R. das Pflegeverhältnis mit den Geschlechterrollen: Seine Ehefrau pflegt ihre Mutter, weil sie die Tochter und weil darüber hinaus Pflege eine 'Frauensache' ist: "(...) weil sie eben halt a) jünger ist und b) eben halt 'ne Frau und es sind sozusagen die klassischen Rollen - die Rollenverteilung. Also, dann muss sich das Mädchen halt 'drum kümmern, um die Eltern... So sah das dann halt aus. Andererseits war sie ja, eben auch in den Jahren, in denen ich meine Schwiegereltern kenne, am längsten mit denen zusammen. Also, insofern hat sich das irgendwie organisch entwickelt. Das war mir auch irgendwo klar."

Herr R. akzeptiert diese Arbeitsteilung und Rollenzuständigkeit. Innerhalb der Familie 'verschwindet' er psychisch weitgehend. Er zieht sich zunehmend zurück und hält sich, wie er später be-

richtet, immer häufiger in seinem Arbeitszimmer auf: "Selbst wenn ich da bin, dann hocke ich meist halt in meinem Arbeitszimmer und tue da etwas. Und ich kann mich also sehr gut daran erinnern, dass ich das also vielleicht vor zwölf, fünfzehn Jahren nicht so gemacht habe."

In einer späteren Sequenz schildert er eindrucksvoll, dass er den Familienalltag nicht nur nicht mitgestaltet und wenig bis keine Aufgaben in und für die Beziehungen der Familie übernimmt, sondern dass er auch kaum etwas über den Alltag der Familie, wenig über die täglichen Rituale weiß. Er ist durch seinen hauptsächlichlichen Aufenthalt im Arbeitszimmer physisch eher theoretisch anwesend, psychisch kaum noch präsent.

Sehr deutlich schildert er somit, dass er zwar mit seiner Familie zusammenlebt, allerdings dort keine generative Rolle, insbesondere im Hinblick auf die Schwiegermutter, aber zunehmend auch bezogen auf die Kinder innehat: "Also, meine Frau... Ja, das ist eben halt auch möglicherweise so ein Zeichen, dass die Kinder also relativ fixiert sind. (...) Also, als der Kleine noch jünger war, da hab' ich ihn auch öfter mal ins Bett gebracht und 'was vorgelesen. Das macht meine Frau seit geraumer Zeit ziemlich ausschließlich. Es sei denn, sie ist mal nicht da, dann darf ich das eventuell auch mal, wenn mein Sohnemann das gestattet, oder er geht eben halt alleine ins Bett."

Da der Rückzug von Herrn R. unmittelbare Folgen für die Verantwortlichkeit der Töchter im Hinblick auf die Pflege hat, die ja trotz ihres jugendlichen Alters "immer da sind", die Mutter entlasten, sogar Validation lernen und anwenden, wird ihm von der Interviewerin die Frage gestellt, ob er nicht das Gefühl habe, in die familiäre Entwicklung eingreifen zu müssen, um seine Kinder zu schützen.

Auf die Frage, ob seine Kinder manchmal überfordert seien, antwortet er kurz und verhalten: "Ich kann mir das schon vorstellen. Ja. Ja." Auf weitere, direkte Nachfragen, ob er Möglichkeiten sähe, die Kinder vor den Anforderungen der Fürsorgeverantwortung zu schützen, es ihnen zu erleichtern, mit schwierigen Situationen in der Pflege umzugehen, sagt er nach einigem Zögern: "Also, sie haben ja von meiner Frau auch viel gelernt oder wir alle haben von ihr viel gelernt. So durch diese Validation und ähnliche Sachen, die sie da mitgemacht hat. Das ist ja schon ein gewisser Schutz letzten Endes, oder?"

Am Schluss des Interviews äußert Herr R., dass die gegenwärtige Situation die Familie und insbesondere ihn und seine Frau in eine Rollenentwicklung gedrängt habe, die beide so gar nicht wollten. Ihre Welten haben sich getrennt und halbiert: "Also, ich hab' das Gefühl, dass wir so durch diese Situation immer stärker in traditionelle Rollen ge-

drängt werden, die wir beide nicht unbedingt so haben wollen. Ich also sehr stark auf die Berufstätigkeit fixiert bin und eben halt da drum herum eben halt auch sehr viel mache und machen muss. Während meine Frau eben immer stärker so in diesem - ja - Familienbereich tätig wird."

Teil II - Familie R. in der Wahrnehmung von Pflegekräften und SozialdienstmitarbeiterInnen

Die Geschichte der Familie R. nutzten wir innerhalb der oben erwähnten Beratungsweiterbildung für überleitungsverantwortliche Pflegekräfte und SozialdienstmitarbeiterInnen.

Im ersten Block erarbeiteten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dazu zunächst theoretische Grundlagen, die zur Diagnose und Beratung familialer Pflegesettings notwendig sind. Hierzu zählten vor allem folgende Kenntnisse:

- Gesellschaftliche Wandlungsprozesse und ihre Auswirkungen auf die familiäre Pflege
- Generationenbeziehungen und Generationenethik
- Merkmale familialer Pflege unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte und familiendynamischer Prozesse
- Theorie der Entwicklungsaufgaben: Familiäre Pflege als generative Sorge

Innerhalb dieser theoretisch fundierten Weiterbildungsbausteine machten wir anhand der Familie R. wie im Fallbeispiel oben beschrieben bestimmte Kennzeichen häuslicher Pflege deutlich.

Um sich einer Erweiterung diagnostischer und beraterischer Kompetenzen zu nähern, arbeiteten wir in einem weiteren Teil des ersten Blocks der Weiterbildung kasuistisch und zwar auf der Grundlage von Fällen aus der eigenen Praxis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Mit diesen erworbenen Kenntnissen und einem von einigen Teilnehmenden geäußerten 'neuen Blick' auf familiäre Pflegesituationen, benutzten wir auch im zweiten Weiterbildungsblock die Geschichte der Familie R. als Lerngeschichte, um ausgehend hiervon nun diagnostische Kompetenzen zu fördern.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhielten zunächst ein Arbeitspapier, in der das Pflegesetting mild vorinterpretiert nochmals aufgegriffen wurde. Danach wurden die einzelnen Rollen (Frau R., Herr R., die beiden Töchter sowie die Brüder von Frau R.) separat auf folgenden unterschiedlichen diagnostischen Ebenen betrachtet:

- Motivation zur Pflege bzw. für das jeweilige Verhalten
- Risiken des Pflegesettings

- Qualität der Beziehungen untereinander
- Frauenbild der einzelnen Familienmitglieder
- Potentiale und Ressourcen der gesamten Familie und der einzelnen Familienmitglieder etc.

Mit diesen als diagnostische Fragen formulierten Aspekten hatten die Teilnehmenden dann den Auftrag, sich in Gruppen aufzuteilen und ihre jeweiligen Perspektiven zunächst im Sinne einer verstehenden Analyse herauszuarbeiten.

In einem nächsten Schritt wurde durch eine (psychodramatische) Familienaufstellung eine spezielle Methode zur Diagnose familialer Bindungen und Konflikte eingeführt und erprobt. Hier werden die verschiedenen Familienmitglieder als "Figuren" aufgestellt und so im Raum verteilt und zueinander in Beziehung gesetzt, dass ihre räumliche Position die jeweilige Beziehungsqualität verdeutlichen und visualisieren kann.

Interessanterweise war es einer der teilnehmenden Männer, der unbedingt die Figur von Frau R. spielen wollte, während eine Frau die Rolle von Herrn R. übernommen hat. Die Töchter wurden von weiteren weiblichen Teilnehmerinnen, die Brüder von männlichen Teilnehmern gespielt. Nachdem die sechs Familienmitglieder von einer weiteren Teilnehmenden 'aufgestellt' worden waren, erläuterte die aufstellende Person dann, warum sie die Familie R. auf diese Weise 'in Szene gesetzt' habe und welche Beziehungen sie in der Familie vermute.

So saßen die beiden Töchter-Figuren Rücken an Rücken im Raum. Frau R. stand vor den Töchtern, ihr Mann weit weg, in eine andere Richtung schauend, ihr jüngerer Bruder neben ihr, ebenfalls in eine andere Richtung blickend und schließlich ihr ältester Bruder, sehr weit weg, auf einem Podest stehend und ebenso in eine andere Richtung schauend. Lediglich Frau R. und ihre an Anorexie erkrankte jüngere Tochter sahen sich an.

Im dritten Schritt der Übung machte jede der aufgestellten Figuren nun Aussagen zu sich selbst, zu den anderen sowie zur Beziehung der Figuren untereinander. Der Teilnehmer, der Frau R. verkörperte, begann und erklärte deren Schuld und ihr umfassendes Versagen. Die Anorexie der Tochter wurde vor allem in der Unfähigkeit von Frau R. begründet gesehen, ihre Mutter rechtzeitig in einem Heim unterzubringen. Sie habe sich deshalb gegenüber ihren Kindern schuldig gemacht und sei vom Ehemann entfremdet.

Als zweiter sprach die Figur des ältesten Bruders, der forderte, Frau R. solle die Entscheidung der Heimaufnahme jetzt zügig durchziehen und abwickeln. Er machte deutlich, dass er sich seines Erfolges sehr bewusst war, sich für diesen Erfolg schätzte und eben deshalb nicht für die Fürsorge der Mutter zur Verfügung stand. Es war daher

nicht der Faktor Zeit, nicht die räumliche Entfernung, sondern vor allem die Ideologie, die der älteste Bruder vertrat, dass Pflege vom entwerteten Teil der Familie zu leisten sei, die dazu führte, dass er sich völlig aus der Pflege seiner Mutter zurückgezogen hatte.

Der jüngere Bruder sprach über sich als 'Versager' der Familie und begründete die Pflege seines Vaters damit, dass er im Leben eben versagt habe.

Die Figuren des Ehemannes und der Töchter erhoben dann wiederum schwere Vorwürfe gegen Frau R.

- "Du hast mich immer übersehen, hier bin ich!"
- "Dir war nur deine Mutter wichtig, du hast mich benutzt!"
- "Du hast alle vernachlässigt!"
- "Die Familie ist durch dich in einer schwierigen Situation!"

Der Teilnehmer, der die Figur von Frau R. 'spielte', begann daraufhin nun laut und deutlich sein Unbehagen mit dieser Rolle zu kommunizieren. Dass nun sämtliche Familienmitglieder Frau R. die Schuld für die Situation in der Familie gaben, fand er zum ersten Mal ungerecht. In dieser Situation intervenierte die Spielleitung und forderte den Teilnehmenden, der die Figur von Frau R. spielte, auf, die Schuld jetzt auszuhalten und in der Identifizierung mit der Rolle zu bleiben, was ihm sichtlich schwer fiel.

Auf weitere Schuldzuschreibungen reagierte der Teilnehmer dann aber deutlich offensiver und begann eine 'Verhandlung' mit der Figur des Ehemannes über seine Beteiligung an der Pflege. Diese Figur zog sich aber konsequent auf die angestammte Rolle als Familienernährer zurück, was von niemandem im Familiensystem angefragt wurde.

In der folgenden Auswertung der Familienaufstellung durch die Spielleitung wurde die Rolle der pflegenden Tochter als Ort der Schuld deutlich thematisiert und dennoch verfiel eine große Anzahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch im zweiten Teil der Arbeit am Fall der Familie R. wieder in ausgesprochene Geschlechterklischees. Gespielt wurde in mehreren Settings eine Beratungsszene mit Familie R. Ausgangspunkt war nun die Heimaufnahme der Mutter.

Alle Spielerinnen, die die Rolle von Frau R. übernahmen, spielten diese als die pflegebedürftige Mutter festhaltend und 'schwierig'. Die Spielerinnen erzählten in unterschiedlichen Beratungsszenen, dass sie jeden Tag ins Heim gingen, um das Personal zu kontrollieren, dass sich in der Familie durch die Heimaufnahme der Mutter nichts geändert habe, weil die Pflege dem Heim nicht überlassen werden könne.

Verdeutlicht man sich, dass Rollenspiele Projektionen und projektive Identifizierungen aufdecken, dann ist hier das Bild der Professionellen über die pflegenden Frauen das einer ausgebrannten, neurotisch verstrickten und 'verklammerten' Person, die ihren Lebensaufgaben deshalb nicht gerecht wird, weil sie sich nicht von ihrer Mutter abgelöst hat. In den Beratungsrollenspielen wie auch in der Familienaufstellung sind die geschlechtsspezifischen Aspekte der häuslichen Pflege, die in unserem Forschungszusammenhang bspw. um Familie R. deutlichst herausgearbeitet werden konnten, nicht thematisiert worden. Der Faktor Geschlecht spielte für die Teilnehmenden unserer Weiterbildung, die alle tagtäglich mit pflegenden Angehörigen zu tun haben, überhaupt keine Rolle. 'Pflege als Frauensache', familiäre Fürsorge unter den Bedingungen von Familien- und Reproduktionsarbeit blieb auf diese Weise weitgehend unverstanden. Lediglich der Teilnehmer, der sich zugetraut hatte, die Rolle von Frau R. in der Familienaufstellung zu spielen, hat aufgrund der massiven Schuldzuschreibungen der anderen Spieler(innen) an seine Rolle 'gelernt', in welchen Paradoxien Pflegepersonen stehen und diesen Lernprozess in der Auswertung auch angegeben.

Als Fazit muss festgestellt werden, dass die Angehörigen von sozialen und pflegerischen Berufen häufig nicht nur deutliche Geschlechterbilder verinnerlicht haben, sondern dass diese Geschlechterbilder deutlich ideologisch eingetrübt sind, sich an der tradierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung orientieren und nicht hinterfragt werden. Weiterhin werden familiäre Strukturen und traditionelle Arbeitsteilungen nicht nur nicht hinterfragt, sondern zudem personifiziert. Der Mangel an innerfamiliärer Gerechtigkeit und die Parentifizierung der Töchter in der Familie R. erscheinen unseren Spielerinnen und Spielern ausschließlich als Problem von Frau R. als mächtiger und schuldiger Mutter. Das Spiel der Familienaufstellung ist zu einer Thematisierung der Schuld von Frau R. geraten, die als pflegende Angehörige und Mutter in der Familienkonstellation gut sichtbar ist, d. h. im Alltag sind es zumeist die aktiven pflegenden Angehörigen, die die Ansprechpartner der Professionellen sind und die das Bild der Professionellen von der Familie weitgehend prägen. Diagnostisch ist im Sinne von mehr Geschlechtergerechtigkeit in der Familie wichtig, dass gerade diese Professionellen lernen, grundsätzlich Figur und Hintergrund bei ihren Diagnosen und Hypothesen zu berücksichtigen. Der strukturelle Hintergrund der Familie R., wie auch die Personen im Hintergrund, also Frau R.'s Ehemann und ihre Brü-

der, blieben in unserer Familienaufstellung jedoch weitgehend unberücksichtigt.

Deutlich zeigte sich also in der Familienaufstellung und der nachträglichen Reflexion, dass Professionelle glauben, die Pflege in der Familie sei eine Form der Machtausübung durch die Mutter (hier Frau R.), ein Mittel, mit dem die Mutter die Familie kontrolliert. Dieses negative Bild der Frauen bei den Angehörigen sozialer und pflegerischer Dienstleistungsberufe wurde in der Vergangenheit vorwiegend der Psychoanalyse zugeschrieben. Es zeigt sich aber, dass es darüber hinaus vorhanden und sehr lebendig ist. Die Dimension geschlechtsspezifischer Aspekte wird in einer beraterischen Diagnose und in Unterstützungsmaßnahmen nicht mit einbezogen. Die Geschlechterideologien führen hingegen dazu, dass die tradierte Arbeitsteilung akzeptiert, die geleistete Arbeit gleichzeitig entwertet und die isolierte Position der Hauptpflegeperson in häuslichen Pflegesettings nicht hinterfragt werden.

Wenn aber familiäre Altenfürsorge und Pflege unter modernen gesellschaftlichen Bedingungen gelingen soll, ist es zwingend notwendig, dass professionelle Systeme (hier Pflegenden und Sozialdienstmitarbeitende) genau diese Ebenen kritisch reflektieren und den Blick für geschlechtsspezifische Aspekte (auch für ihren strukturellen Hintergrund), daraus resultierende familiendynamische Prozesse und die darin oft zum Ausdruck kommende Geschlechterungerechtigkeit schärfen, um so die Pflege als "familiales Projekt", als generative Sorge einer ganzen Familie zu fördern. Wissenschaft und Forschung haben hier die Aufgabe und Verantwortung, zu diesem Ziel mittels wissenschaftlicher Konzepte und Weiterbildungen beizutragen, um auch in professionelle Systeme, die direkt mit pflegenden Angehörigen zusammenarbeiten, spezifische Erkenntnisse zu transferieren und eine größere Sensibilität in Bezug auf geschlechtsspezifische Dimensionen häuslicher Pflege zu schaffen.

Kontakt und Information

Bianca Röwekamp, Dipl.-Päd.
 Universität Bielefeld
 Fakultät für Pädagogik
 AG 7: Päd. Diagnose und
 Beratung
 Postfach 10 01 31
 33501 Bielefeld
 (0521) 106-3313
 bianca.roewekamp@uni-
 bielefeld.de

Tagungsberichte

Christiane König

Morality, Agency, Evidence

Workshop mit Prof. Dr. Lisa Cartwright (University of California, San Diego, Maria-Jahoda-Gastprofessur an der Ruhr-Universität Bochum im WS 2005/06) an der Kunsthochschule für Medien Köln

Am 2. Dezember 2005 veranstaltete der Arbeitsschwerpunkt Gender und Medien der Kunsthochschule für Medien Köln in Kooperation mit dem Kolleg "Medien und kulturelle Kommunikation" der Universität zu Köln einen eintägigen Workshop mit Lisa Cartwright, Professorin im Department of Communication der University of California, San Diego: Titel der Veranstaltung "Morality, Agency, Evidence".

Lisa Cartwright hat mit ihren Beiträgen in den vergangenen Jahren stark die Debatte der kulturellen Bedeutung von bildgebenden Verfahren, wie sie in den Visual Culture Studies diskutiert wird, mit geprägt. Dabei sind besonders ihre Ausführungen zur Visualisierung der Medizin (Screening the Body: Tracing Medicine's Visual Culture, Minnesota 1995), zur digitalen Bildproduktion im Film (Film and the Digital Visual Studies: Film Studies in the Era of Convergence. In: Journal of Visual Culture, Vol. 1, No. 1, 2002) sowie zu ihren jeweiligen genderrelevanten Implikationen (The Visible Woman: Imaging Technologies, Gender and Science, New York 1998) heraus zu heben.

In ihrer aktuellen Publikation "Moral Spectatorship: Technologies of Agency, Voice, and Image in Postwar Institutions of the Child", Duke University Press (i. V.), entwirft sie auf der Folie aktueller Phänomene und Erfahrungen wie Terror, Kriegsverbrechen und Folter in den globalisierten Mediensgesellschaften das Konzept einer moralischen Zuschauerschaft. In ihren Kulturanalysen exemplifiziert sie dies anhand historischer Medienkonstellationen im angloamerikanischen Bereich seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie unterzieht hierbei jene Theorien, die sich seit den siebziger Jahren mit den Fragen der Adressierung und Identifizierung des Zuschauers beschäftigen, insbesondere der französisch geprägten, lacanorientierten angloamerikanischen feministischen Filmtheorien einer grundlegenden Kritik. Das Moment der Wirkung eines Mediums entziehe sich letztlich stets einer gesicherten Beweisführung, wodurch auch die diesbezügliche Hegemonie der psychoanalytischen Filmtheorien nicht länger haltbar seien. Sie greift bei der Beschreibung der Konstellation von Medienproduktion und -wirkung auf äl-

tere, im Prozess der Theoriebildung eher als randständig eingestufte Ansätze der psychoanalytischen Objekttheorien Melanie Kleins, René Spitz' sowie André Greens zurück, um diese unter den Vorzeichen einer notwendigen moralischen Erneuerung westlicher Kulturen mit den Theorien des französischen Mediensoziologen Luc Boltanski zu kombinieren. Dieser beruft sich auf den politischen Moralphilosophen Adam Smith und dessen Entwurf einer Lehre der Empfindsamkeit, in deren Zentrum das Modell eines "moral spectators" steht, das sich allerdings durch mehrfache Teilungen auszeichnet. Emotionen, allen voran Mitgefühl und Mitleid, unterliegen Prozessen gestaffelter Beobachtungen, zergliederter Empfindungen sowie stellvertretender Repräsentationen dieser während der Beobachtung entstehenden Gefühle.

In den psychoanalytischen Filmtheorien, die sich auf Freud und Lacan beziehen, wird Identifizierung als Prozess definiert, in dem das Bild vom Selbst durch projektive Übertragung eines symbolischen Bildes des/der Anderen entsteht. Demgegenüber zeigt Lisa Cartwright am Beispiel britischer Filmproduktionen der vierziger Jahre und darin der Figur des taubstummen Mädchens die Möglichkeit auf, in den Bereich von Kultur und Zeichen durch Übertragung von körperlichen Äußerungen, hier die Stimmmodulation, eintreten zu können. Das Gesetz der symbolischen Ordnung mit seiner Wirkung, das Subjekt durch das Begehren zu strukturieren, wird dadurch ausgeklammert, in den Vordergrund rücken die in einem Medium artikulierten, repräsentierten Affekte wie Wut, Scham (darüber, sich nicht artikulieren zu können), Trauer, Mitleid (darüber, dass sich ein Kind nicht mitteilen kann). Das Kind wird durch einen Übertragungsprozess zum Resonanzkörper und Verstärker, also quasi zum Medium kultureller Direktiven, wie sie der Diskurs der britischen Pädagogik dieser Zeit vorschreibt. Körperliche Äußerungen sind allein im Medium artikuliert- bzw. überhaupt fassbar, der Affekt wird selbst zum Verstärker eines Subjekts, das sich in dem Moment bildet, in dem es hiermit auf die ebenfalls medial vermittelten Einwirkungen der Kultur antwortet. Um dieses Wechselverhältnis beschreiben zu können, wendet sich

Cartwright der kybernetischen Affekttheorie des amerikanischen Psychologen Silvan Tomkins zu.

Vor diesem Hintergrund bot der Workshop die Möglichkeit, drei thematische Schwerpunkte, die sich aus Cartwrights Konzept destillieren ließen, mit ihr zu diskutieren, die unter den Überschriften "Psychoanalyse versus Affekttheorien?", "Nähe und Distanz" sowie "Evidenz" verhandelt wurden. Der erste thematische Schwerpunkt bot durch die Gegenüberstellung von Psychoanalyse und Affekttheorien die Möglichkeit, diese als Signale einer sich abzeichnenden Wende innerhalb der Medientheorien zu begreifen. So ist bereits seit einigen Jahren insbesondere in den Filmtheorien eine Ablösung von den mit einander verknüpften Paradigmen des Filmtexts und der unbewussten Zuschaueridentifizierung sowie eine Hinwendung zum so genannten "somatic" bzw. "emotional turn" zu verzeichnen. Begriffe wie Gefühl, Emotion, Sinnlichkeit, Taktilität und Affekt unterliegen einer zunehmenden Aufwertung in der aktuellen Debatte, die sich mit einer steigenden Verdrossenheit der Theorie(n) gegenüber der lange Zeit andauernden Vormachtstellung von Sprache, Text, Diskurs und Symbolischem erklären lässt. Im gesellschaftlichen, vornehmlich durch die hegemonialen Wissensdiskurse der Neuropsychologie und biologischen Kognitionslehren etablierten Common Sense wird die Kategorie des gesellschaftlich konstituierten Subjekts in die des lebenden Menschen überführt, in dem Geist als Bewusstsein mit Affekt und Emotion in der physiologischen Materialität des Körpers laminiert ist. Unvermittelte körperliche Materie wird dabei mit Sinnlichkeit, Sensibilität kurzgeschlossen. Der Begriff des unmittelbaren Erlebnisses, des Ereignisses, besitzt Hochkonjunktur und wird als Heilsversprechen insbesondere an die kulturelle Funktionsleistung der Neuen Medien geknüpft. Das intrinsisch distanzierte Sehen verliert dabei zunehmend den Primat unter den Sinnen, während dem Riechen, Tasten und vor allem Hören, denen aufgrund ihrer Bedingtheit durch Nähe Erfahrungsdirektheit zugeschrieben ist, eine Flut von Untersuchungen gewidmet wird. Im epistemologischen Sinne geht es offenbar einmal mehr darum, etwas Verlorenes (die Konkretheit des Körpers) als Geist der Theorie selbst vor dem Hintergrund eines Status Quo zu beschwören, der für die imaginierte Vollständigkeit leider erst die Möglichkeitsbedingung abgibt. Ein weiteres Mal versucht "der Mensch" sich selbst als außer- bzw. vorsprachlich zu definieren mit dem Ziel, das Symbolische zu umgehen, in dem dies erfolgt. Dies gilt auch für die Gender-Theorien selbst.

Aus dieser allgemeinen Atmosphäre erhellet sich aber deutlich, warum gerade die psychoanalyti-

schen Modelle, wie die an Lacan orientierten Filmtheorien, als unzulänglich angeprangert werden. Zunächst ist da der generelle erkenntnistheoretische Ausgangspunkt, dass sie mit Kategorien operieren, die sich auf das distanziert Visuelle beziehen: Voyeurismus, Skopophilie, Fetischismus. Dazu kommt, dass zum einen, wie die Texte von Freud und Lacan belegen, die Trennlinie zu den Affekttheorien hauchdünn wie eine Membran ist. Zum anderen gelingt es aber gerade deshalb umso leichter, sie im Sinne einer revisionsbedürftigen Folie der generellen Vernachlässigung des Affektbegriffs zu bezichtigen.

Lisa Cartwright zeichnet in "Moral Spectatorship" auch den Konflikt Sprache/Unbewusstes versus Affekt nach, wie er sich in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geriert, und erkennt in der Auslassung der Affekttheorien in den feministischen Filmtheorien eine politische Entscheidung. Ein Projekt, das auf die Mündigkeit sowie das Gehörtwerden weiblicher Subjekte abziele, so die damalige Devise, könne sich nicht an Konzepten orientieren, die Reflexivität, Sprache und Diskurs beiseite ließen. Im Zeitalter des Post-Postfeminismus will Lisa Cartwright scheinbar vermitteln, können getrost politisch motivierte Ängste aller Gendertheoretikerinnen abgebaut und eine affektive Umorientierung eingeleitet werden. So lässt sich generell konstatieren, dass sie sich mit dem speziellen Duktus ihre Publikation auch eher auf der Seite der gemäßigten Gendermedientheorien positioniert, wenn sie in den untersuchten Konstellationen, in denen vornehmlich weibliche Subjekte thematisiert sind, Beispiele einer gelungenen Stiftung ethisch-moralischer Gemeinschaftlichkeit sehen möchte. Angesichts dieser Diskussionen scheint es zunächst geradezu paradox, dass es sich bei ihren Beispielen beinahe ausnahmslos um Bildmedien, also visuelle Medien handelt, denen in der Regel genuin die Distanz zum (wahrgenommenen, gesehenen) Objekt eingeschrieben ist. Allerdings ist Lisa Cartwrights Buch eben auch als gedankliche, das heißt hier theoretische, Abhandlung über die vermeintliche Eindeutigkeit dieser Konstellation sowie deren Unschärfen zu verstehen.

Deshalb bot dieser Aspekt der Konstellation Medium-Subjekt die Grundlage für den zweiten thematischen Schwerpunkt des Workshops. Darin wurde das Thema von Nähe und Distanz folgerichtig auf die grundsätzliche Frage nach der Vermittlung(sleistung) zugespitzt. Lisa Cartwright beschreibt dieses Verhältnis als spannungsgeladene Verbindung. Affekte, allen voran Mitgefühl, können Distanz aufheben, aber ressortmäßig keine politischen Beziehungen stiften. Massenmedien ließen sich als eine institutionalisierte Form der

Distanzaufhebung interpretieren, die damit aber auch die Bedingungen von Art und Ausdruck der Affekte verändern. In diesem vielschichtigen Wechselverhältnis können einerseits Gefühle selbst als Prozesse der Vermittlung aufgefasst werden, die eine Verbindung zwischen Personen herstellen: Das Gefühl einer Person affiziert eine andere Person, die Gefühle entwickelt. Andererseits entstehen Gefühle heutzutage vor allem durch Bilder, die wir in den Massenmedien sehen. Es entsteht der Bedarf, sich eingehender über die wechselseitige Abhängigkeit von Affekten bzw. Gefühlen und Medien Gedanken zu machen. Zunächst kann man daher fragen, wie Affekte überhaupt wahrgenommen werden. Wie erklärt sich die Verbindung zwischen einer leidenden Person und einer zweiten, die durch dieses Leiden berührt wird? Wie sind Gefühle von Person zu Person übermittelbar und wie werden sie durch die Massenmedien transportiert? Wenn man Medien des weiteren nicht als reine Transportmittel von Informationen begreifen will, wie muss man sich dann den Prozess vorstellen, bei dem Affekte durch verschiedene Prozesse der medialen Vermittlung verändert werden? Welche speziellen Affekte werden durch unterschiedliche Medien überhaupt produziert?

Darüber hinaus muss man die Ebene der sozialen und politischen Dimension des Verhältnisses von Affekt und Vermittlung in Augenschein nehmen: Wenn Affekte durch Vermittlungsprozesse zwischen mehreren Personen erzeugt werden können, die sich möglicherweise überhaupt nicht persönlich kennen, welche Art der Gemeinschaft wird durch dieses affektive Band gestiftet, damit plausibel wird, dass sich hierdurch eine visuelle Kultur der humanitären Dokumentation herausbildet, die auf Mitgefühl basiert. Die von Lisa Cartwright verwendeten Texte von Luc Boltanski ("Politics of Pity") und Adam Smith ("Theory of Moral Sentiments"), die sich auf diese Fragestellungen applizieren lassen, wurden im Workshop eingehender besprochen. Dabei lässt sich als signifikanter gemeinsamer Aspekt extrahieren, dass der Vermittlungsprozess von Gefühlen begrifflich nicht mit Identifizierung oder gar Ansteckung gefasst wird. Ein weiterer, damit verbundener Bezug besteht darin, dass die Autoren Affekt als zusammengesetzte, äußerst fragile und veränderbare Konstellation beschreiben, die stets aus mehr als einer Person besteht und die vor allem zumindest teilweise das Ergebnis einer Reflexionstätigkeit darzustellen scheint. Der Aspekt der Zuschreibung eines Gefühls bzw. der Stellvertretung spielt bei der Herstellung einer Gemeinschaft eine zentrale Rolle, so dass bspw. Boltanski die politische Auswirkung als "the possibility of an agreement between unequally affected or unequally concerned

persons which does not rely on force" (Boltanski, S. 36) beschreibt. Die "Politik des Mitleids" konstituiert sich just in dem Augenblick, in dem ein distanzierter und nicht involvierter Betrachter auf eine Leidensszene reagieren soll. Dabei muss er zunächst eine Balance zwischen der sozialen Erwartung finden, wie man vom Leiden affiziert wird und der sozialen Erwartung darüber, wie man ein Leiden anschauen, beschreiben und anderen mitteilen soll. Affekt im Sinne einer impulsiven Regung wird in codiertes Verhalten überführt, was wiederum die Regung selbst modifiziert. Er ist, das verdeutlicht auch Adam Smith mit seinem Modell des "inneren, idealen Zuschauers", niemals direkt, ursprünglich, unvermittelt, sondern das mit sozialen Konnotationen durchsetzte, zur Auf-führung gebrachte Bild einer körperlichen Regung, die Gefühl genannt wird, das ein Zuschauer wahrnimmt.

Im Zeitalter der neuen Medientechnologien wird allerdings aus einer Konstellation, die mit direkter Präsenz gedacht ist, zunächst ein Distanzverhältnis. In der Kompensation hierfür versorgen sie unsere Imaginationskraft jedoch mit einem Arsenal von Geschichten, Themen, Inhalten, die ein neues "Feld emphatischer Resonanz" (Cartwright) erzeugen. Das Verhältnis von Nähe und Distanz verliert seine klaren inhaltlich-thematischen Konturen und geht über in vielschichtige Formen der Verbindungen, Veränderungen und Vermittlungen.

Ausgangspunkt für die Diskussion war vor allem das Modell des idealen Zuschauers, der im Verhältnis zum abstrakten Gesellschaftskörper steht. Zudem wurde diskutiert, wie man sich die Bildung einer politischen Gemeinschaft mittels einer "Politik der Affekte" vorstellen kann, die vornehmlich auf den Prozessen der Imagination und Reflexion beruht. Daran schloss sich der Aspekt an, ob und inwiefern den Individuen in diesem Modell Handlungsmacht zukommt. Gefragt wurde in diesem Zusammenhang auch, ob die Medien im Gegenteil nicht viel grundlegender darauf abzielen, direkte, unreflektierte Affekte zu erzeugen, indem sie sich als Vermittlungsinstanz unsichtbar machen.

Überhaupt wäre dann insbesondere von philosophischer Seite in Zweifel zu ziehen, welche Rolle unterschiedliche Medien in dieser Funktion einnehmen. Denn das Konzept einer Ethik bedingt per se ein (abstraktes) Gesetz als für alle Mitglieder einer Gemeinschaft verbindliche Bezugsgröße, mit eindeutigen, vorab definierten Verhaltensanweisungen gegenüber einer/einem Anderen. Dies lässt sich aber aus den Medienanordnungen und ihren Wirkungen nur schwer extrapolieren, ableiten bzw. umgekehrt in sie einschreiben. Wie sich aus einem medialen Szenario

eines scheinbar instanten einsichtigen Leidens einer Person folgerichtig, um nicht zu sagen zwangsläufig, eine sittliche Handlung einer anderen ergibt, macht dann die ausführlichere Untersuchung der jeweils spezifischen Transparenzbildungsprozesse in unterschiedlichen Medien notwendig. Auf eben jenen Aspekt der Transparenz, des Unsichtbarwerdens der Medien bzw. der Eindeutigkeit ihrer Inhalte zur Erzeugung von Affekten und Emotionen, wurde im dritten Teil unter dem Überbegriff der Evidenz eingegangen.

Zunächst wurde der Begriff der Evidenz selbst problematisiert, um dann auf die Verfahren der Evidenzproduktion in verschiedenen Medien einzugehen. Als Grundlage diente dabei ein Text von Ludwig Jäger zur Evidenz in den visuellen Medien. Dabei stellte sich schnell heraus, dass Evidenz nicht nur hergestellt werden muss, sondern dies auch in unterschiedlichen Modi erfolgt, woraus sich verschiedene Funktionen von Evidenz ergeben. Sichtbare Evidenz stellt das Ergebnis von Prozessen des wechselseitigen Rekurses unterschiedlicher Medienkonstellationen aufeinander dar, die auf Beglaubigung abzielen. Jäger nennt diese "Transkriptionen", denen die Medien selbst unterworfen sind, um sich zu konstituieren. Sie besitzen dabei grundsätzlich die Funktion, dem Zuschauer die "Fakten" vor Augen zu führen. Die Effekte der Evidenz bestehen darin, ihre eigenen Konstruktionsprozesse unsichtbar zu machen. Sie können hierdurch als Selbst-Evidenz in Erscheinung treten. Die Operationen der Evidenz sind dagegen als Ausstellen der eigenen Prozeduren erfassbar, wie wir sie aus den juristischen und politischen Diskursen, selbstreflexiven Fernsehformaten sowie künstlerischen Produktionen kennen.

Auf dieser Grundlage kann man das Verhältnis von kulturellen Techniken der Evidenz mit ihren Schlüsselfunktionen der Beglaubigung zum Konzept der Sichtbarkeit befragen. Nach Foucault unterliegt die Ordnung der Sichtbarkeit in historischer Zeit kulturellen Veränderungen und umfasst daher stets Prozesse, die in der Sprache gründen. Die Ordnung der Sichtbarkeit organisiert die Modi, mit denen Sichtbarkeit in Evidenz überführt wird. Evidenz ist also keineswegs mit Sichtbarkeit identisch, greift aber auf das Arsenal dessen, was sichtbar ist, bei seiner Konstituierung zurück. In Boltanskis Zuschauermodell basiert, um dies zu veranschaulichen, die Koordinierung der Affekte auf der Sichtbarkeit eines Zuschauers oder Berichterstatters, der ein Leidensszenario beobachtet. Die Evidenz der Affekte wird in diesem Fall also ausschließlich dann erzeugt, wenn sich der Berichterstatter auf bestimmte Weise als Sprecher ins Spiel bringt, was ein diskursives Moment impliziert. Die Koordination der Affekte leistet so-

mit nicht die Instanz des Zuschauers, dem der Bericht über den Reporter erstattet wird, sondern der Reporter selbst, der im Diskurs medialisierter Affekte sichtbar wird.

Um nun Evidenzeffekte und Affekterzeugung vor dem Hintergrund moralischer Handlungsweisen besprechen zu können, wurde auf Judith Butlers Text "Gefährdetes Leben" zurück gegriffen, in dem diese die Probleme von Evidenzeffekten unter der Fragestellung nach "moralischer Autorität" anhand der Figur des Gesichts und seiner medialen Darstellungsformen erörtert. Zentrales konstitutives Moment für Autorität ist bei ihr bekanntlich die Struktur der Anrufung, zugespitzt ginge es um die Art der Adressierung durch ein Gesicht. Zu diesem Zweck bezieht sich Butler auf Lévinas' Ethik, in der das menschliche Antlitz den Status der Evidenz von Humanität schlechthin besitzt. In Jägers Terminologie ließe sich dies zunächst als Evidenzeffekt beschreiben. Allerdings ergab die Diskussion bei diesem heiklen Punkt, dass "das Gesicht" in Lévinas' Logik ein unhintergebares, unhinterfragbares Apriori bildet, wodurch jegliche Darstellung des Gesichts den Status eines transzendentalen Emblems erhalten würde. Die klare Botschaft des Lévinasschen Gesichts besitzt die imperative Struktur eines Verbots: Du sollst nicht töten! Seine Verletzlichkeit ergibt eine zusammengesetzte, konträre Lesbarkeit, denn es evoziert den Wunsch, den anderen zu töten, wie es zugleich die moralisch bedingte Unterlassung aufzwingt. Der Andere, so wird in der Auslegung von Lévinas Konzept des Gesichts überdeutlich, existiert nur qua Gesetz, das ihn nicht nur schützt, sondern aus dem er überhaupt erst hervorgeht. Die Möglichkeit, ihn zu töten, ist, in der Auslegung Butlers, der Ursprung aller Ethik für Lévinas. Als Emblem, Repräsentation von etwas Nicht-Darstellbarem "spricht" dieses Gesicht mit der Stimme unumstößlicher Autorität. In den Bereich der Ethik sind daher immer schon Sprache und Diskurs eingeführt.

Butler stellt Lévinas' Konzept des Gesichts mit dem Dreh- und Angelpunkt seiner Darstellungen geradezu auf den Kopf, indem sie deren Operabilität durch mediale Repräsentationstechniken an eine biopolitische Ordnung bindet. Gerade als technisch produzierte Repräsentation sei das Gesicht keineswegs eine paradigmatische Darstellung des Humanen, sondern es diene in diesem Modus zur Organisation von Humanisierungs- und Entmenschlichungsprozessen zugleich, insofern es immer schon das Ergebnis von Evidenzprozeduren und -effekten figuriere. Genau in dem Maß erzeuge es rigoros von einander abgegrenzte, sich ausschließende Konzepte eines normierten Menschlichen, wie beispielsweise ein erstrebenswertes Leben und einen bedauernswerten Tod.

Und im Sinne eben dieser Grenzlinie situiere es "das Menschliche" entweder jenseits oder diesseits des Bildes als etwas Repräsentierbares oder gerade als Repräsentation eines Nicht-Repräsentierbaren. Die Auslöschung des Gesichts kann somit ebenso gut durch Zerstörung wie durch Repräsentation vollzogen werden. So unterscheidet Butler in Bezug auf die durch die Medien aufgeführten Ordnungen der Sichtbarkeit zwischen einem Bild des Triumphs und einem kritischen Bild. Das erste zeichnet sich durch die Illusion einer Identität von Repräsentation und Repräsentiertem aus und wäre als Evidenzeffekt im Sinne der Selbstevidenz zu charakterisieren. Im Gegensatz hierzu reflektiert das kritische Bild die Differenz von Repräsentation und Repräsentiertem, stellt also die Prozesse der Evidenzherstellung aus. Es wäre somit zwar selbstreflexiv, aber nicht jenseits des Status von Evidenz.

Die anschließende Diskussion fokussierte dabei vor allem die Fragen, welche Prozesse Affekte evident machen und welchem Evidenz-Typus man diese zuordnen könne (Sowie die weiterführende

Frage danach, ob es bei den einzelnen Affekttypen Unterschiede in der Evidenz gebe). Vor allem kristallisierte sich als gedanklicher Stein des Anstoßes heraus, dass bei den Repräsentationstechniken offenbar keine Unterschiede getroffen wurden bzw. in dieser Form des Konzepts getroffen werden können, da es sich um ein generalisierendes Konzept handelt. Gerade wenn man aber Butler im Punkt medialer Evidenzproduktion zu biopolitischen Zwecken ernst nehmen möchte, sollten die jeweils spezifischen Prozesse und Effekte in den unterschiedlichen Medien untersucht werden.

Das Format des eintägigen Workshops zeichnete sich durch die Verteilung eines Readers mit ausgewählten Texten vorab aus, die von den VeranstalterInnen im Sinne einer vorstrukturierten Diskussionsgrundlage thematisch so fokussiert wurden, dass sie in der Form eines kurzen Referats des jeweiligen Schwerpunkts mit anschließenden Fragen an Lisa Cartwright vorlagen. Dies fand bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern größten Zuspruch.

Kontakt und Information

Dr. Christiane König,
Arbeitsschwerpunkt Gender
und Medien/Prof. Dr. Marie-
Luise Angerer
Kunsthochschule für Medien
Köln
koenig@khm.de

Iris Herrmann

Schmerzdifferenz(en): Schmerz und Gender aus kulturwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Perspektive

Tagungsbericht, Universität Paderborn: 9.-10. Dezember 2005, Wissenschaftliche Leitung, Dr. Anne-Rose Meyer, Paderborn, Dr. Iris Hermann, Bielefeld

In dem vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes NRW geförderten Kolloquium stand ein zentrales Phänomen an der Schnittstelle zwischen Körper und Text im Mittelpunkt: der Schmerz. Wenn Spuren des Schmerzes in einem Text aufscheinen, ist Schmerz nicht nur ein Motiv, sondern er übernimmt darüber hinaus systematische Funktionen. Schmerz wird so beispielsweise zum Zeichen einer schmerzhaft verwundeten Unabgeschlossenheit. Schmerz zu empfinden ist eine anthropologische Konstante, aber was man genau unter ihm versteht, ist vom einzelnen Individuum abhängig, von der Kultur, in der es lebt und nicht zuletzt auch davon, welches Geschlecht es verkörpern soll, will oder auch nicht will. Schmerz ist dann Schmerz, wenn er als solcher empfunden wird, er hat keine objektiv angebare Qualität oder messbare Quantität. Am deutlichsten tritt er dort hervor, wo er als erlittene Gewalt erfahren wird. Das Gewaltsame des Schmerzes ist seine Unabweisbarkeit, die aus der lokalisierten Körperempfindung eine generalisierte, auch psychische Beeinträchtigung macht: der "Schmerz als Einbruch", wie es Pontalis in An-

lehnung an Freud¹ formuliert hat. Wo er Sprache werden soll, da scheint sich Schmerz zu entziehen. Er ist schwer zu sprechen. Das Nicht-Sprechen-Können des Schmerzes macht ihn im Text unauffindbar, ist seine Lücke und gerade so präsent als seine Wunde, die, glaubt man Nietzsche, die Erinnerung, die der Text ist, erst ermöglicht: "Man brennt etwas ein, damit es im Gedächtnis bleibt: nur was nicht aufhört, wehzutun, bleibt im Gedächtnis."²

Ein Grenzfall für Kommunikation und Darstellbarkeit ist Schmerz, der sich vor allem zu widersetzen scheint: der Integrität des Körpers und der des Artikulierens. Wo Schmerz zur Darstellung kommt, wird er gezeigt, erduldet, von ihm gesprochen - und immer wieder an ihm gescheitert. Was für eine Sprache findet dann noch die Artikulation des Schmerzes? Ist sie laut oder leise, beredt oder stolpernd, gar stumm? Generell: Schreibt der Schmerz sich seinen eigenen Text, merkt man ihm das Schmerzvoll an oder muss man es suchen, weil es "anästhesiert" ist? Sind das ganz grundlegende Fragen, die das Verhältnis von Schmerz und Text einkreisen, so berücksichtigten die einzelnen

1 Jean-Bertrand Pontalis: Über den (psychischen) Schmerz. In: Ders.: Zwischen Traum und Schmerz. Frankfurt a. M. 1998, S. 226.

2 Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral. In: Ders.: Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 5. München 1993, S. 295.

Beiträge der Tagung nicht nur diese immer noch nicht ausreichend erforschte Beziehung von Schmerz und Sprache, sondern nahmen noch eine weitere zentrale Kategorie in den Blick, die von Schmerz und Gender. Die Differenzen des Schmerzes standen im Fokus des Interesses: "Körper von Gewicht" im Sinne Judith Butler sind mitunter auch schmerzende Körper. Wenn Butler am Anfang ihres Buches eher rhetorisch fragt: "Besteht die Möglichkeit, die Frage nach der Materialität des Körpers mit der Performativität der sozialen Geschlechtsidentität zu verbinden?"³ dann weist dies auch auf die besondere Brisanz hin, die der Verbindung von Schmerz und Gender zugrunde liegt, kann Schmerz doch zunächst für sich in Anspruch nehmen, als materielle, womöglich nahezu unhintergehbare Körperlichkeit zu gelten. Butler selbst räumt ein: "Denn ganz sicher ist es so, dass Körper leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden, und diese 'Tatsachen', so könnte man skeptisch erklären, können nicht als bloße Konstruktion abgetan werden."⁴ An diesem Punkt hat die Tagung in ihrem Nachdenken über Schmerz und Gender angesetzt. Der weibliche und der männliche verletzte Körper sind zwar einerseits der biologischen Geschlechterdifferenz als außerdiskursiver Bedingung unterworfen, andererseits lässt sich anhand ihrer literarischen Ausformungen die konstruierende Macht kultureller Symbolisierungen, Wertungen, Diskurse und Praktiken auf das Verhältnis zwischen Subjekt und Körper aufzeigen.⁵ In den letzten Jahren sind auf der Basis der Überlegungen von Susan Sniader Lanser die Narratologie und die Auffassung von der sozialen Konstruktion des Geschlechts im Genderbegriff eine produktive Verbindung eingegangen.

Zwei Punkte sind bei dieser genderorientierten Erzähltextanalyse bedeutsam: 1. Gender und Sex sind auch narratologische Elemente. 2. Alle narratologischen Elemente, auch die strukturell besonders unverrückbar erscheinenden, unterliegen wie Gender bspw. ideologischen, sozialen, kulturellen Determiniertheiten. Auch Schmerz ist kulturell diskursiviert und als narratologisches Element lesbar, auch er tritt ein in ein Feld von Beziehungen innerhalb des Textes und damit auch in einen Bezug zu anderen narratologischen Elementen.

Eine der grundlegenden Fragestellungen, die sich daraus für die Tagung ergab, ist die nach der Korrelation von Schmerz und Differenz im Text. Differenz ist hier in zunächst heuristisch als "Differenzen" gedacht und meint zunächst die Differenz von männlich/weiblich, fragt daneben aber auch grundsätzlich nach, wie zum Beispiel das Denken sich in binären Schemata organisiert (oder wo-

möglich eben daran gehindert wird). Darüber hinaus und das macht den Begriff schillernd bis paradox, ist Differenz als Differenziertheit gedacht, die Gender kontextualisiert, in ein ganzes Netz sozialer Beziehungen einfließt und so über binäre Oppositionen hinaus denkt. Drittens markiert Differenz eine Unterscheidung, die sich, weil auf sie womöglich im Text ein Schmerz verweist, als gap, als Riss, als die Unabgeschlossenheit einer Verwundung präsentiert, etwas, das sich abtrennt und somit unterscheidet von seiner Umgebung.

Auf der Basis dieser grundlegenden Überlegungen zur Beziehung von Schmerz und Gender diskutierten die einzelnen Beiträge eine große Bandbreite an Themen und Fragestellungen, die jedoch immer kohärent auf das Tagungsthema bezogen blieben.

Das Kolloquium war in drei Panels geteilt. Im ersten Panel "Selbsterfindung(en) und Schmerz" wurden nicht nur Selbstbeobachtungen des Schmerzes wie sie schon in der Renaissance bei Montaigne formuliert werden, in den Mittelpunkt gestellt, sondern noch zugespitzter wurde gefragt: Wie konstituiert sich ein Ich angesichts seines Schmerzes? Angesichts welchen Schmerzes erfindet sich ein männliches, ein weibliches Ich? Heike Hartung (Greifswald) zeigte zuerst am Beispiel von Francis Burneys autobiographischem Mastectomy letter, wie das Nacherzählen des traumatischen Ereignisses ihrer Brustamputation dazu führt, zumindest die narrative Kontrolle über dieses ihr weibliches Ich so schmerzhaft in Frage stellende Ereignis zu erlangen. Christian Moser (Bonn) ging in seinem Beitrag der Frage nach, welche Rolle die Schmerzerfahrung für die Konstitution des Subjekts spielt, das der englische Romantiker Thomas De Quincey in seinen autobiographischen Schriften zu konstruieren versucht. Gudrun Heidemann (Bielefeld) beleuchtete in ihrem Vortrag, wie Schmerz und Betäubung, Kurz- und Langzeiterinnerungen in Christopher Nolans Film Memento mit dem Selbsterfindungsprozess des vergesslichen Protagonisten kollidieren und korrespondieren und berücksichtigt dabei insbesondere, welche Rolle hierbei den geschlechts- und medienspezifischen Konstellationen zukommt.

Im zweiten Panel mit dem Titel: "Traumata: Schmerz im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen, von Sinnhaftigkeit und Sinnlosigkeit", wurde neben der o. e. Selbstkonstitution die zumindest seit Nietzsches Diktum vom Schmerz als Mnemosyne ebenso zentrale Verbindung von Schmerz und Erinnerung diskutiert. An den Grenzen des Sprechens und Bedeutens, und damit auch des Erinnernkönnens, ist der traumatisch verdichtete Schmerz aufzufinden. Seine Versuche, Sprache zu werden (eingeschlossen alle Versuche, daran zu scheitern), werden in diesem Panel, und

3 Judith Butler: Körper von Gewicht... Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M. 1999, S. 21.

4 Judith Butler, a.a.O., S. 15.

5 Hierzu grundlegende Überlegungen gibt Judith Butler: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M. 1999; vgl. auch Jutta Osinski: Einführung in die feministische Literaturwissenschaft. Berlin 1998. Einen Überblick über die Forschungslage geben Claudia Breger, Dorothea Dornhof u. Dagmar von Hoff: "Gender Studies/ Gender Trouble. Tendenzen und Perspektiven der deutschsprachigen Forschung". In: Zeitschrift für Germanistik. NF 9.1 (1999), S. 72-113. Zum Verhältnis von Geschlecht und kultureller Repräsentation vgl. beispielsweise: Elisabeth Bronfen: "Weiblichkeit und Repräsentation. Aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse". In: Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Hg. v. Hadumod Bußmann u. Renate Hof. Stuttgart 1995, S. 408-445.

6 Theodor W. Adorno:
Ästhetische Theorie. Frankfurt
a. M. 1990, S. 39.

das stellt eine Besonderheit dar, ausschließlich an AutorInnen der Gegenwart thematisiert. In diesem Zusammenhang zeigte Iris Hermann (Bielefeld), wie sich Schmerz und Gender in Ingeborg Bachmanns *Malina* und Clarice Lispectors *A paixão segundo G.H.* (Die Passion nach G.H.) in sehr unterschiedlicher Weise präsentieren: als traumartig-unbewusste Versprachlichung eines Traumas bei Bachmann und als Ausdruckslosigkeit eines tendenziellen "engendering" bei Lispector. In einer vergleichenden Analyse der Prosawerke von W. G. Sebald und Anne Duden machte Anja Meier deutlich, dass trotz aller Ähnlichkeiten der Schmerz innerhalb der jeweiligen Ästhetik Sebalds und Dudens unterschiedliche Positionen einnimmt: Bei Sebald ist er Signatur einer universalen, nicht zu verändernden Verfallsgeschichte, bei Duden eher fundamentales Störmoment, das zur Rebellion zwingt.

Das dritte Panel rückte den Schmerz in Text und Bild in den Blickpunkt kultureller und gesellschaftlicher Normierungsprozesse. Anne-Rose Meyer (Paderborn) stellte am Beispiel von Friedrich Schlegels Kommentar Zweiter Nachtrag alter Gemälde (1804) zu einem Gemälde von Sebastiano del Piombo das wirkungsästhetisch verstörende Potential christlich motivierter Folter- und Schmerzdarstellungen im Kontext verschiedenster und das heißt auch gender-spezifischer Parameter klassizistischer und romantischer Ästhetik zur Diskussion. Torsten Voss (Bielefeld) beleuchtete in seinem Vortrag verschiedene literarische Konfigurationen des Soldaten (Alfred de Vigny, Ernst Jünger, Céline) als Beispiele für eine ästhetisch konstruierte Männlichkeit und arbeitete als wesentliches Element das stoische Erdulden von

Schmerz und Leid in kämpferischen und persönlichen Auseinandersetzungen heraus.

Sigrun Meinigs (Bielefeld/Berlin) Vortrag zum englischen Roman setzte sich anhand von Brontës *Wuthering Heights* und Gaskells *Ruth* mit der Darstellung und kulturellen Positionierung von Krankheit und dem Leiden an Krankheit auseinander und berücksichtigte hierbei auch nicht-fiktionale Texte.

Im Verlaufe der Diskussionen schälten sich neben den hier schon dargelegten Argumentationssträngen zentrale Bilder heraus, welche die Beschäftigung mit der Thematik illustrierten und vertieften. Im Mittelpunkt stand dabei der Mythos von Philomele, wie er von Ovid im sechsten Buch der *Metamorphosen* berichtet wird. Philomele war von ihrem Schwager nicht nur vergewaltigt und geschlagen, sondern zudem, nach lauten Klagerufen, ihrer Zunge beraubt worden. Um ihren Schmerz dennoch auszudrücken, hat sie ihre furchtbare Geschichte in ein Tuch gewebt. Ihre Schwester Procne hat ihn so problemlos lesen können, weil das Leiden zwar medial vermittelt, jedoch unmittelbar präsent war. Das Gewebe ließ das grausige Geschehen in aller Differenziertheit zum Ausdruck kommen; Procne hatte nach der grausamen Lektüre keine Fragen mehr. Die Literatur mit dem Schmerz in ihrem Mittelpunkt, dem Trauma und dem Grauen, stellte sich als Zeugnis dar, sie wirkte durch ihre Authentizität, die, in einer Wendung Adornos, "nichts Harmloses mehr duldet".⁶ Das bedeutete als generelle Haltung gegenüber den Texten und Bildern, die auf der Tagung diskutiert wurden, Widersprüche nicht zu glätten, Differentes zu markieren, Verwundungen aufzuzeigen.

Kontakt und Information

Dr. Iris Hermann
Germanistik und Literaturwis-
senschaft
Universität Bielefeld
(0521) 106-3480
Iris.Hermann@Uni-Bielefeld.de

Gudrun Lachenmann:

„Negotiating development: trans-local gendered spaces in Muslim societies“

Bericht über Internationalen Workshop vom 13. – 15.10.2005

Am Forschungsschwerpunkt Transnationalisierung und Entwicklung der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, fand nach knapp zwei Jahren Laufzeit des von der VolkswagenStiftung finanzierten und von Prof. Dr. Gudrun Lachenmann und Dr. Petra Dannecker geleiteten o. a. Forschungsprojekts (Wie wird „Entwicklung“ gemacht? Handlungsspielräume und translokale Netzwerke von Frauenorganisationen in muslimischen Gesellschaften) ein internationaler Workshop statt. Prorektor Professor Dr. Gerhard Sarger

begrüßte seitens der Universität die Gäste und betonte die Notwendigkeit transkultureller Forschung und Zusammenarbeit. Zu Ende der von den drei Projektmitarbeiterinnen Dr. Salma Nageeb, Dr. Nadine Sieveking und Dipl. Soz. Anna Spiegel durchgeführten sechsmonatigen Feldforschungen in Sudan, Senegal und Malaysia waren bereits vor Ort lokale Workshops durchgeführt worden. Nun ging es darum, die bisherigen Ergebnisse der Länderstudien und der Vergleichsdimensionen mit je zwei der PartnerInnen aus jedem Land und

einigen kooperierenden WissenschaftlerInnen aus Deutschland und dem Ausland zu diskutieren um dann die transdisziplinäre Debatte in den Endbericht (Laufzeit bis Juni 2006) aufzunehmen.

Es ging um die Aushandlung von Entwicklungskonzepten in drei muslimischen Ländern in verschiedenen, geschlechtsspezifisch strukturierten, auch transnationalen sozialen Räumen. Es wurde den Fragen nachgegangen, wie globale Entwicklungskonzepte, wie z. B. Armutsbekämpfung, Menschenrechte oder Geschlechtergleichheit lokal ausgehandelt werden und über transnationale Vernetzungen wieder auf die globale Ebene zurückwirken. Das Zusammenspiel der verschiedenen Akteure, d. h. staatlicher Institutionen, transnationaler Entwicklungsorganisationen und zivilgesellschaftlicher Gruppen stand im Zentrum des Interesses. Ziel des Projektes ist es, zu einem besseren Verständnis von Entwicklungsprozessen und Entwicklungskonzepten im Rahmen von Globalisierung und deren empirischer Erfassung beizutragen, gerade in Ländern, in denen der Islam als Vehikel für Partikularisierungen und Konfrontationen an Bedeutung zugenommen hat.

Professor Norani Othman vom Institute of Malaysian & International Studies und Mitglied der transnational tätigen Organisation Sisters in Islam hielt einen einleitenden Vortrag zu „Islam, Human Rights and global public spaces“ und setzte damit die fortlaufende Debatte in Gang, bei der es um grundlegende Fragen wie die angemessene Fassung von „Islamisierung-“, oder „Re-Islamisierungsprozessen“ ging oder auch die Bedeutung der jeweils nationalen Auseinandersetzung mit dem Staat z. B. über Familiengesetzgebung. Letztere sieht sie trotz der transnationalen Tätigkeit ihrer Organisation in dem islamischen, autoritären Staat Malaysia noch von stärkerer Bedeutung als die globale Integration.

Die Darstellungen der Projektergebnisse zu „Frauenorganisationen und ihre Programmatik“

sowie „Themen und Strategien“ durch die Projektmitarbeiterinnen, wurden jeweils von externen Gästen kommentiert. Außerdem hielten die Gäste aus den Partnerländern Vorträge zu Thematik und Ergebnissen in ihrem Land bzw. es wurden einschlägige Vorträge zu vergleichbaren Ländern gehalten im Hinblick auf die analytischen Dimensionen „Development through networking: global discourses and local agenda“. Anschließend fasste Dr. Salma Nageeb die vorläufigen Ergebnisse unter der Fragestellung zusammen, wie „translokale geschlechtsspezifische Räume“ konstituiert werden. Dabei sollte die Methodologie des Vergleichs und der translokalen Analyse, die einleitend von den Leiterinnen des Projekts vorgestellt worden waren, exemplifiziert werden. Es wurde klar, dass nicht die Länder bzw. Gesellschaften als solche verglichen werden sollen, allerdings diese als Ländertypen charakterisiert werden und Phänomene auf verschiedenen Ebenen allgemein theoretisiert werden können. Sudan z. B., ein islamistisches Land, befindet sich zur Zeit in einer Öffnungsphase aufgrund des transnationalen Friedensprozesses; Senegal als säkularer Staat mit starker Verwurzelung der lokalen Bevölkerung in islamischen Bruderschaften, sieht sich teilweise auch in transnationalen Bezügen stehenden islamistischen Orientierungen gegenüber. Ansonsten wurde eine sehr große Diversität von „Islam“ und „Feminismen“ klar, der auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen mit Hilfe komplexer qualitativer Methoden nachgegangen wurde, so die Interaktion mit dem Staat, das Verständnis von Rechten, Geschlechtergleichheit, aber auch Abgrenzungen untereinander und gegenüber „dem Westen“, die öffentliche Inszenierung unterschiedlicher Ereignisse. Grundsätzlich ist jedoch im Rahmen der Globalisierung die häufig angenommene West – Islam Konfrontation so nicht spürbar.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Gudrun Lachenmann
Universität Bielefeld
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld
gudrun.lachenmann@uni-
bielefeld.de

Andrea Fleschenberg

FES Regionalkonferenz Südasiens "Gender Concerns in politics: Quotas and beyond"

Konferenzbericht

Vom 13. bis 15. Februar 2006 organisierten die Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung in Indien und Sri Lanka eine Regionalkonferenz zum Thema Gender Concerns in Politics: Quotas and beyond in Colombo, Sri Lanka. Daran nahmen politische und soziale Aktivistinnen, Politikerinnen, Mitglie-

der von Nichtregierungsorganisationen, Forscherinnen und Journalistinnen aus Afghanistan, Bangladesch, Indien, Nepal, Pakistan und Sri Lanka teil. Mit der Konferenz sollte ein Erfahrungsaustausch über die bisherige politische Repräsentation von Frauen in der lokalen und nationalen Poli-

Tabelle 1: politische Repräsentation von Frauen in Südasien (Stand 31.12.2005)

Rang (von 138)	Land	Parlament (% Frauen)	Senat (% Frauen)
23	Afghanistan ^o	27.3	22.5
41	Pakistan ^o	21.3	18.0
69	Bangladesch ^o	14.8	--
107	Indien	8.3	11.6
120	Nepal ^o	5.9	8.3
123	Sri Lanka	4.9	--
Durchschnitt Südasien (alle Länder)		13.7	15.1
Durchschnitt Südasien (Länder mit Quoten)		17.3	16.2
Regionaler Durchschnitt (alle Länder in Asien)		16.1	14.4

(Quelle: <http://www.ipu.org/wmn-e/world.htm>, 31.01.2006; ^o = Quotenregelung für nationales Parlament)

tik und über best practices der verschiedenen südasiatischen Länder ermöglicht werden. Die Teilnehmenden diskutierten Strategien, um die effektive politische Partizipation von Frauen zu stärken, denn quantitative Repräsentation allein ist nicht ausreichend. Daher spielten Fragen nach dem Design und Wirkungsgrad von Quoten, Begleitmaßnahmen wie Trainings, Wahlhilfe, Medienberichterstattung, politische Bildung und das Monitoring der politischen Performanz gewählter (Quoten)Frauen eine zentrale Rolle. Sri Lanka, das Land mit dem geringsten Anteil weiblicher Parlamentarierinnen in der Region, wurde als Konferenzort gewählt, um dortige Aktivistinnen bei der Einführung von Quoten zu unterstützen. Für jedes Land wurde ein Aktionsplan entwickelt, in dem länderspezifisch der Handlungsbedarf analysiert und entsprechende Maßnahmen für Politik, Zivilgesellschaft und internationale Organisationen/ Stiftungen vorgeschlagen wurden.

In vielen Ländern der Region sind Frauen aber aufgrund ihres geringeren sozioökonomischen Status, der Trennung von öffentlichen und privaten Räumen und der entsprechenden geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen weitgehend von der gleichberechtigten politischen Teilhabe ausgeschlossen und werden im öffentlichen Leben in ihren Rechten, Interessen, Bedürfnissen und Aktivitäten marginalisiert oder sogar systematisch behindert. In Ländern wie Afghanistan und Pakistan müssen diskriminierende Gesetzgebungen erst noch abgeschafft bzw. verändert werden, um eine faktische Gleichstellung von Männern und Frauen herzustellen. Politik ist immer noch männlich-definiert und patriarchal organisiert.

Für Südasien konnte für die meisten Länder eine tendenziell positive Bilanz der bisher eingeführten Quoten gezogen werden. Angesichts der politisch motivierten Gewalt, Nepotismus, Klientelismus und Korruption in vielen Ländern der Region, die zu einer Art Politikverdrossenheit bzw. Misstrauen und Ablehnung gegenüber traditionellen Politikern führen, werden Frauen als Alternative zur bisher männlich-dominierten und Macht- und Eigeninteressen-hungrigen Politik verstanden und gewählt. Insbesondere auf der lokalen Ebene in Indien und Pakistan vollzieht sich durch die qualitativen Ergebnisse der Lokalpolitikerinnen und ihrer Arbeit langsam aber stetig ein politischer und sozialer Wandel. Diese werden von der Bevölkerung zunehmend in Führungsrollen akzeptiert und formen durch ihren anderen Politikstil trotz aller Hindernisse das politische Leben um. "If you want something said, ask a man. If you want something done, ask a woman", so die stellvertretende nepalesische Parlamentssprecherin Chitralekha Yadav. So werden anders als in vielen europäischen Ländern Parlamentarierinnen in Südasien über ihr Frausein und Muttersein definiert und mit einem repräsentativen Mandat primär für die Belange von Frauen und Familien versehen. Geschlecht wird damit zur abhängigen Variable für ein alternatives Politik- und Rollenmodell genutzt.

Dabei sind Quoten wichtig und ermöglichen in den meisten südasiatischen Ländern überhaupt erst die Öffnung des politischen Raumes für Frauen. Die Änderung des Wahlsystems stellt oftmals einen "leichteren" Schritt dar, um das politische Umfeld frauenfreundlicher zu gestalten und die notwendigen Quoteneffekte dauerhaft zu errei-

Tabelle 2: Indikatoren für Grad der Geschlechtergleichheit

	Gender-related Development Index (Rang/Wert)	Gender Empowerment Measure (Rang/Wert)	Gender Equity Index (Wert/Tendenz)	CEDAW
Afghanistan	--	--	--	☞
Bangladesch	105 / 0.514	79 / 0.218	6 / ↗	☞
Indien	98 / 0.586	--	5 / ↗	☞
Nepal	106 / 0.511	--	5 / ↗	☞
Pakistan	107 / 0.508	71 / 0.379	4 / ↘	☞
Sri Lanka	66 / 0.747	72 / 0.370	9 / →	☞

Quellen: <http://hdr.undp.org/statistics/>, Social Watch 2005; ☞ = unterschrieben; GDI und GEM von 0.1 = sehr ungleich, 1.0 = gleich; GEI von 1 = sehr ungleich bis 12 = gleich

chen. Um dies zu erzielen, müssen Quotenregelungen in einen ganzheitlichen Ansatz positiver Diskriminierung, d. h. soziopolitischen und institutionellen Wandels, eingebettet sein: systemisch (Regierungs- und Wahlsystem), praktisch (Parteistrukturen und Rekrutierungspraktiken) und normativ (Wertesystem). Für jedes Land ergeben sich daraus gender-spezifische Parameter der politischen Sphäre, die als Ausgangsbasis für den Erfolg und Misserfolg von Quoten sowie der Partizipations- und Erfolgchancen von Politikerinnen einbezogen werden müssen.

In Südasien herrscht immer noch das Problem der dynastischen Besetzung und Nomination von politischen Ämtern, d. h. politische Familien und personalistisch-klientelistisch aufgebaute Parteien betrachten Mandate, Wahlbezirke und deren Verteilung als privates Privileg. Infolgedessen werden selten Aktivistinnen, sondern mehrheitlich feudale Frauen und Parteikader für Quotenmandate nominiert, welche selten emanzipatorische Politikprojekte und -agenden verfolgen. Zudem sollten Quotenregelungen nicht nur in den Parlamenten, sondern auch in anderen öffentlichen Institutionen eingeführt werden, um ein femokratisches Netzwerk - mit like-minded men - aufzubauen, welches den geschlechterpolitischen Wandel wechselseitig stützt. Wie Erfahrungen aus Indien, Pakistan und Bangladesch zeigen, fehlen überdies oft an entscheidender Stelle der politische Wille und die rückhaltlose Unterstützung von "Quotenfrauen", u. a. durch ihre Parlaments- und Parteikollegen. Zum Teil werden die erfolgreichen Politikerinnen als bedrohliche Konkurrenz gesehen oder auf das Abstellgleis "Quotenmandat"

abgeschoben. In Afghanistan kämpften die Mitglieder des Women's Political Participation Committee, einer informellen Netzwerkplattform, in Kooperation mit Frauenorganisationen im Anschluss an die Parlamentswahlen im Herbst 2005 um eine dem Wahlergebnis angemessene Auslegung der verfassungsmäßig verankerten Quote. Eine große Anzahl der Kandidatinnen war so erfolgreich bei den direkten Wahlen, dass sie zum Teil mehr oder genauso viele Stimmen wie ihre männlichen Kollegen erhielten, dennoch aber auf Quotenplätze eingestuft wurden und ihre Mandate nicht den Kolleginnen übertragen konnten, die weniger Stimmen erhalten hatten und eines Quotenmandats bedurften. In Afghanistan wird daher über eine Wahlsystemänderung von Single Non Transferable Vote zu einem Verhältniswahlsystem nachgedacht. Quoten sollen ein Sprungbrett sein, nicht aber zu zahn- und chancenlosen Papiertigern mutieren.

Alle Konferenzteilnehmenden bejahten die Notwendigkeit, Quoten einzuführen und beizubehalten - auch wenn diese in ihrem Design und Wirkungsgrad modifiziert werden müssen. Zudem sollen Quoten hoch angesetzt werden, d. h. den Grad einer kritischen Masse erreichen. Mit Ausnahme von Sri Lanka dominiert bisher in den Ländern Südasiens der Quotentypus verfassungsmäßig verankerter reservierter Sitze (equality in outcome) in lokalen und nationalen Parlamenten, die auf der nationalen Ebene in der Regel nicht direkt gewählt werden, sondern von den Parteien gemäß ihres allgemeinen Stimmenanteils bestimmt werden und somit oftmals in ein schwächeres, von den Parteispitzen abhängiges parla-

mentarisches Mandat ohne eigene WählerInnenbasis münden. Hinzukommt, dass viele der Parlamentarierinnen durch ihre Wahl zum ersten Mal aktiv in das öffentliche Leben getreten sind. Abgesehen von ihrem häufig niedrigen Bildungsgrad (vor allem auf der lokalen Ebene) und der fehlenden Einbindung in bestehende Macht- und Elitennetzwerke bedingt durch ihren sozioökonomischen Status müssen sich die politischen Novizinnen durch learning by doing Regeln und Verfahrensweisen in einem männlich-dominierten und oftmals frauenfeindlich eingestellten Umfeld aneignen, um ihre eigene Agenda durchsetzen zu können. Ein begleitendes capacity-building ist daher sehr wichtig. Weitere Hürden für die politische Partizipation und Integration von Frauen auf den unterschiedlichen legislativen Ebenen in allen südasiatischen Ländern sind die patriarchale politische Kultur (mindset), politische Gewalt und money politics, d. h. hohe Wahlkampf- und Transaktionskosten in einer männlich und personalistisch-klientelistischen Politiksphäre, die primär politisch ambitionierte Frauen außerhalb der soziopolitischen Elite abschrecken. Frauen sind kulturell bedingt weniger mobil und weniger mit entsprechenden sozioökonomischen Ressourcen ausgestattet, um sich gegen männliche Konkurrenten durchsetzen zu können wie einige Berichte aus Indien, Bangladesch, Afghanistan und Nepal zeigten.

Erschwerend kommt hinzu, dass vielen politischen Beteiligten - vor allem den männlichen Parlaments- und Parteikollegen auf allen Politikerebenen - das Verständnis und Wissen fehlt, was sich hinter den Konzepten von Gender und Gender Mainstreaming verbirgt und dies für eine

demokratischere, gleichberechtigte Gesellschaft leisten kann. Entsprechend sollten Staat, Zivilgesellschaft und internationale Organisationen umfassende Maßnahmen ergreifen, um (Quoten) Politikerinnen die effektive Mandatsausübung zu ermöglichen:

- breit angelegte politische, gender-sensibilisierende Bildungsarbeit auf allen Ebenen des politischen und gesellschaftlichen Lebens - auch und gerade für politische gatekeeper und Entscheidungsträger. Aus den Erfolgsgeschichten der Politikerinnen einen öffentlichen showcase zu machen, war wiederholt die Forderung an die Medien.
- direkt gewählte Quotenmandate, um Verantwortlichkeit, Legitimität und öffentliche Bekanntheit zu generieren. Für die direkte Wahl machten sich die anwesenden Politikerinnen stark, die argumentierten, dass nur durch die Interaktion mit der Bevölkerung und potentiellen WählerInnen genuines Empowerment stattfinden kann: "We need quota systems to get prepared for the job and to contest elections", so Sagufta Yasmin, Politikerin aus Bangladesch.
- adäquate und gleichberechtigte Ressourcenausstattung für Frauen sowie als Kandidatin für den Wahlkampf als auch als Parlamentarierin und Entscheidungsträgerin - keine money and dirty politics. Dazu zählen eine starke unparteiische Wahlkommission als watchdog, eine Begrenzung der Wahlkampfausgaben, eine öffentliche Parteienfinanzierung und eine aktive Lobby- und Unterstützerrolle der Frauenorganisationen und der Zivilgesellschaft insgesamt.

Kontakt und Information

Dr. Andrea Fleschenberg
Universität Duisburg-Essen
Gebäude LE 7238
47048 Duisburg
(0203) 379-4457
fleschenberg@uni-duisburg.de

Andrea Fleschenberg

Discovering the Gender Face of Politics

3. Internationale Konferenz Women and Politics in Asia, Islamabad/Pakistan, 24.-25.11.2005

Zum dritten Mal seit 2003 trafen sich WissenschaftlerInnen, AktivistInnen und PolitikerInnen zu einer zweitägigen internationalen Konferenz Women and Politics in Asia. Mitorganisiert wurde diese u. a. von der Universität Duisburg-Essen und ermöglichte uns, das DFG-geförderte Forschungsprojekt "Dynastien und politische Führerinnen in Asien" (www.uni-duisburg.de/Institute/OAWISS/institut/mitarbeiter/Dynasties/index.htm) sowie seine bisherigen Forschungsergebnisse einem

breiten lokalen und regionalen Fachpublikum zu präsentieren.

In diesem Jahr lag der Schwerpunkt auf einer stärkeren Vernetzung von Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik (und weniger auf einer rein wissenschaftlichen Perspektive), um das gender-spezifische Gesicht asiatischer Politik näher zu untersuchen und best practices entwickeln zu können. In sechs parallelen Panels wurden süd- und südostasiatische Fallstudien und Erfahrungen aus den Bereichen (a) personalisierte Politik und Dy-

nastien (Indien, Pakistan, Birma, Philippinen), (b) Ethnizität, religiöse Diskurse, Konflikte und internationale Konventionen (Malaysia, Sri Lanka, Pakistan und Indien), (c) Frauen in der pakistanischen Politik mit Erfahrungsberichten von Parlamentarierinnen und Senatorinnen, (d) Wahlen und Quoten mit Fallstudien aus Bangladesch, Pakistan, Nepal, Japan und einer Regionalstudie, (e) Dezentralisierung (Indien, Pakistan, Vietnam) sowie (f) Medien - Push oder Pull-Faktor für die Politik präsentiert. Den Teilnehmenden aus sechzehn Ländern ging es um die Gender-Dimension des politischen Lebens Asiens, insbesondere den Problemen, Frauen in den politischen Mainstream ihres Landes zu integrieren und ihnen eine effektive Mandatsausübung zu ermöglichen. Die verschiedenen Konferenzbeiträge (inklusive aus 2003 und 2004) befinden sich Online verfügbar auf der Webseite des neu gegründeten Women and Politics in Asia Forum (www.wpaf.org), welches als Plattform für die weitere Vernetzung und wissenschaftliche Forschungskooperation dienen soll. Zudem wurde eine Reihe von Vorschlägen erarbeitet, welche nicht nur der nationalen Presse und Öffentlichkeit in Pakistan auf der abschließenden Podiumsdiskussion vorgestellt wurde, sondern von den internationalen Teilnehmenden für ihre weitere (Öffentlichkeits-/Lobby)Arbeit genutzt werden kann. In erster Linie wurde gefordert, interaktiver und partizipativer weitere Forschung zur politischen Repräsentation und Partizipation von Frauen in Asien durchzuführen. Eine solche "engagierte" Forschung sollte möglichst Wissenschaftler, Aktivistinnen und Politikerinnen miteinander verbinden, um Determinanten und Parameter umfassend und detailliert erkunden und best practices entwickeln zu können. Zudem unterstrichen mehrere Vortragende die Notwendigkeit, gender-disaggregierte Daten zu erheben, welche eine Grundvoraussetzung für gender-sensitives agenda-setting und policy-making sind. Entsprechend müsse die Gender-Perspektive in akademischen Umfragen, politischen Programmen und Entscheidungsfindungen dauerhaft Einzug finden - im Sinne eines Gender Mainstreaming in Zeiten von Frieden, Krieg und Katastrophenhilfe (wie aktuell in Pakistan und den vom Tsunami betroffenen Ländern). Mehrere Teilnehmende, allen voran Drude Dahlerup (Universität Oslo, www.quota-project.org), bekräftigten eine dringend notwen-

dige fast-track policy für das politische Empowerment von Frauen, nicht nur in Asien. Es bedürfe institutioneller Maßnahmen, um eine kritische Masse von Frauen auf verschiedenen Entscheidungsfindungsebenen in politisch stabilen Zeiten aber auch in Transitions- und Postkonflikt-Kontexten zu etablieren - institutions matter. Zusätzlich müssen weitere Erfordernisse auf dem Weg hin zu einer geschlechter-gerechten Demokratie erfüllt werden: eine veränderte Zusammensetzung der politischen gatekeeper, eine Demokratisierung und funktionierende Mehrparteiensysteme als "Arbeitsbasis", das Mainstreamen von Frauen als femocrats in gesellschaftliche und wirtschaftliche Entscheidungsfindungsprozesse, insbesondere in den Schaltstellen der einflußreichen Ministerialbürokratie. Abgesehen von notwendigem institutionellen Wandlungsprozessen wurde Transformationsbedarf bei den Politikerinnen selbst identifiziert: Diese sollten ihren Aktivitätsradius und ihre agency-Optionen kreativ und innovativ erweitern und neben sogenannten parlamentarischen women caucus andere öffentliche Foren nutzen, insbesondere dann, wenn konventionelle Sphären die Umsetzung der eigenen Agenda durch Marginalisierung und Exklusivität verhindern. Ein weiterer Stützpfiler sind dabei Allianzen mit der Zivilgesellschaft und die Garantie eines Rechtsstaates, vor allem im Falle von gender-diskriminierender Gesetzgebung wie den Hudood Ordinances in Pakistan und fehlender Umsetzung von internationalen Menschenrechtskonventionen für Frauen wie es in vielen Ländern Süd- und Südostasiens der Fall ist. Eine Kooperation zwischen der grassroots-Ebene und den Parlamentarierinnen könne zudem representative gaps überwinden und letztere in die politische Verantwortung und Interessensvertretung verstärkt einbinden. Capacity building für Parlamentarierinnen und Kandidatinnen war ein weiteres Schlagwort der unterschiedlichen Workshopsitzungen. Eine Forderung nach einem Mehr an gender-sensitiver Verantwortung der elektronischen und Printmedien kristallisierte sich in der Workshopsitzung Media - Push or Pull in Politics: Politikerinnen sollten als Rollenmodelle verstanden und vor allem auch in ihren Erfolgen präsentiert werden. Die nächste Konferenz wird 2007 in Ottawa, Kanada stattfinden.

Kontakt und Information

Dr. Andrea Fleschenberg
 Universität Duisburg-Essen
 Gebäude LE 7238
 47048 Duisburg
 (0203) 379-4457
fleschenberg@uni-duisburg.de

Phoebe Holdgrün, Julia Schmitz

Gender-Space: Überwindung von Räumlichkeiten und Begrenzungen

Bericht vom 12. Gender-Workshop "Geschlechterforschung zu Japan", 17.-18.11.2005 im Adam-Stegerwald-Haus in Königswinter

Nach einer zweijährigen Pause fand 2005 wieder der Gender-Workshop "Geschlechterforschung zu Japan" im Rahmen der VSJF-Jahrestagung statt, der von Prof. Dr. Ilse Lenz (Universität Bochum) und Prof. Dr. Michiko Mae (Universität Düsseldorf) gemeinsam mit Phoebe Holdgrün (Universität Düsseldorf) und Julia Schmitz (Universität Düsseldorf) organisiert wurde. Zu dem Thema "Gender-Space: Überwindung von Räumlichkeiten und Begrenzungen" präsentierten sieben Vortragende aus Kultur- und Sozialwissenschaften ihre aktuellen Projekte.

Eine wichtige Grundlage für die Thematik des Workshops wurde von Ruth Becker (Universität Dortmund) in ihrem einführenden Vortrag "Emanzipative Aspekte der Raumaneignung/Raumproduktion - ein Überblick" gelegt. Ihr Ausgangspunkt war die auf neueren sozialwissenschaftlichen Ansätzen wie z. B. von Martina Löw und Gabriele Sturm basierende These, dass Raum nicht als statischer Behälter angesehen wird, sondern sich ständig durch soziales Handeln neu konstituiert und somit ein dynamischer Prozess ist. Die zentrale Frage in dem Vortrag war dabei, inwieweit ein Raum angeeignet werden kann. Je nach kultureller Interpretation kann eine geschlechterspezifische Aufteilung von Raum als emanzipativer Schritt verstanden werden.

Ingrid Getreuer-Kargl (Universität Wien) beschäftigte sich anschließend in ihrem Vortrag "Der Alltagsraum Küche - Überlegungen zur Architektur des Geschlechterverhältnisses in Japan" mit Platzierungsprozessen von Menschen bzw. Körpern im Raum anhand des konkreten Beispiels der Küche. Da der Raum der Küche sowohl mit verschiedenen Bräuchen, Ideologien und Vorstellungen als auch geschlechtsspezifisch mit der Rolle der Frau verbunden ist, muss die Emanzipation der Frau mit der Veränderung der Küche einhergehen. Die Kernfragen dieses Projekts sollen lauten: Wie wird der Raum als Küche konstituiert? Wer eignet ihn sich an? In welchem Zusammenhang steht die Küche zur Veränderung der Geschlechterverhältnisse? Diese Fragen lassen sich insbesondere in dem Spannungsfeld von Produktion - Reproduktion bzw. Öffentlichkeit - Privatheit ansiedeln.

In ihrem Vortrag "Andere Bedingungen, neue Bedürfnisse: Wohn(-raum)wünsche fürs Alter in Japan" diskutierte Anemone Platz (Universität Aarhus/Dänemark) die zentrale Frage, wie die kom-

mende japanische Senioren-Generation ihren zukünftigen Wohnraum sieht. Diese Thematik lässt sich in die Diskussion um die alternde Gesellschaft Japans eingliedern. Kritisch wurde festgestellt, dass die kommende ältere Generation nicht in die Planung von (Senioren-) Wohnräumen einbezogen wird, obwohl sie die zukünftigen Nutzer stellt, und dass institutionalisierte Einrichtungen der individuellen Gestaltung des Wohnraumes nicht ausreichend entgegen kommen. Anemone Platz hat diese Debatte durch vier anhand von Interviews erarbeitete Fallbeispiele veranschaulicht.

Am zweiten Tag des Workshops hielt zunächst Barbara Geilhorn (Universität Trier) einen Vortrag zum Thema "Vom privaten zashiki auf die Nô-Bühne - Frauen erweitern ihre Spielräume im Nô der Meiji- und Taishô-Zeit". Barbara Geilhorn thematisierte darin die paradoxe Entwicklung, dass man Frauen seit der zweiten Hälfte der Meiji-Zeit zwar ermutigte, Nô als Amateurrinnen im privaten Bereich auszuüben - sie wurden damit zu "Vermittlerinnen der japanischen Kultur" im Haus stilisiert -, während andererseits professionelle Nô-Schauspielerinnen nach wie vor abgelehnt wurden bzw. Pionierinnen auf öffentlichen Nô-Bühnen mit großen Behinderungen und Nichtanerkennung zu kämpfen hatten. Eine Erweiterung des Spielraums in die Öffentlichkeit war (und ist) weiterhin problematisch.

Ruth Kersting (Universität Trier) befasste sich in ihrem Vortrag "Nach Moskau oder durch Sibirien: Sehnsuchtsorte, Grenzen und Räume in Yoko Tawadas Erzählung 'Wo Europa anfängt' (1991)" aus einer germanistisch-literaturwissenschaftlichen Perspektive heraus mit der interkulturellen Literatur Tawada Yokos. In der Erzählung "Wo Europa anfängt" ist die Reise der Protagonistin mit der transsibirischen Eisenbahn eine Metapher für eine nomadische Künstlerexistenz zwischen zwei Kulturen. Die Thematik des Raumes wird durch die Schwellensituation aufgegriffen, in der sich die Ich-Erzählerin befindet. Dabei ist nicht die Reise an sich der zentrale Aspekt der Erzählung, sondern vielmehr der soziale Initiationsritus, im Zuge dessen die Ich-Erzählerin durch eine räumlich-kulturelle Grenzüberschreitung und durch das Spiel mit Norm und Normalität eine interkulturelle Verfasstheit erlangt.

Die zweite Vortragsrunde am Freitagmorgen eröffnete Nadja Kischka-Wellhäußer (Ryûkoku-Uni-

versität Kyôto) mit einem Vortrag zum Titel "Geschlechterverhältnisse im sozialen Raum Universität". Sie referierte unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse an Universitäten zu den neuesten Entwicklungen in Japan seit dem Inkrafttreten des Partizipationsgesetzes (Danjo kyôdô sankaku shakai kihonhô) 1999. Es zeigte sich, dass im Gegensatz zum "Equal Employment Opportunity Law" von 1986 das Partizipationsgesetz eher unbekannt ist. Nadja Kischka-Wellhäußer erläuterte sodann Gegenpositionen, die sich in den so genannten "gender backlash" einordnen lassen. Seit Mai 2005 prägt der Ausdruck "gender-free-bashing" die kritische Debatte um das Gesetz und seine Inhalte. Diese Strömung verurteilt Begriffe wie "gender-free" als Wegbereiter für die Zerstörung der japanischen Kultur, den Zerfall der Familie und die Zermürbung der Geschlechterdifferenzen.

Schließlich ging Nadja Kischka-Wellhäußer am Fallbeispiel der Ryûkoku-Universität noch auf die Situation von Frauen an den japanischen Universitäten ein. Hier stellte sich heraus, dass insgesamt zwar mehr Frauen als zuvor im sozialen Raum Universität tätig sind, sie aber nach wie vor in untergeordneten Positionen beschäftigt sind.

Der letzte Beitrag im diesjährigen Gender-Workshop erweiterte die Perspektive nach Südostasi-

en. Claudia Derichs (Universität Duisburg-Essen) setzte sich mit dem Thema "Strategien zur Grenzüberwindung und Raumgewinnung in Transitionstaaten. Länderauswahl: Indonesien, Malaysia" auseinander. Beide Länder zeichnen sich durch Liberalisierungstendenzen Ende der 1990er Jahre sowie durch zunehmende fundamentalistisch-islamistische Restriktionen in der neuesten Zeit aus. Im Mittelpunkt der empirischen Untersuchung standen die Aktivitäten und Erfolge der Frauenbewegungen Malaysias und Indonesiens ab 1998. Beide Frauenbewegungen gewannen durch die Reformbewegungen an Bedeutung. Die Liberalisierung und Demokratisierung in den genannten Ländern wird jedoch begleitet von einer zunehmenden fundamentalistischen Islamisierung. Damit könnten die Räume, die sich Frauen gerade erst erschlossen haben, durch einen backlash von fundamentalistisch-islamistischen Kreisen wieder von neuem eingegrenzt werden.

Da die VSJF-Tagung 2006 voraussichtlich unter dem Thema "science matters" steht, wurde vorgeschlagen, den nächsten Workshop anknüpfend daran in den Bereich "Wissenschaft und Gender" einzuordnen. Im Frühjahr 2006 wird ein entsprechender Call for Papers für den kommenden Workshop erstellt und versandt werden.

Berichte und aktuelle Informationen zum Workshop können auch auf der Homepage des Fachs "Modernes Japan", Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, unter: www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/oasien/oasien/japan/ abgerufen werden.

Kontakt und Information

Phoebe Holdgrün
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Mail: holdgruen@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Lisa Mense

Von den Frauenstimmen zur Geschlechtergleichheit Frauenbewegungen und Geschlechterpolitik¹

Tagungsbericht

Der Wandel der Geschlechterverhältnisse seit den 1960er Jahren in Deutschland und Europa hat sich nicht zuletzt dem Einfluss der Frauenbewegung zu verdanken. Angeblich am Ziel der Gleichberechtigung von Frauen und Männern durch die Institutionalisierung von Gleichstellungspolitik und -beauftragten sowie durch die Einführung von Gender Mainstreaming angekommen, scheinen die Frauenbewegungen zu verstummen. Eine Zwischenbilanz über die Frauenbewegungen, ihre Probleme und Erfolge zog die Konferenz "Von den Frauenstimmen zur Geschlechtergleichheit?", die in Bochum stattfand.

Die wechselseitigen Einflüsse internationaler Organisationen wie der EU oder der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) auf Frauenbewegungen, Frauen- und Geschlechterpolitik machten Alison Woodward (Vrije Universität Brüssel), Verena Schmidt (ILO, Genf) und Ute Gerhard (Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M.) deutlich.

Die EU war neben der Neuen Frauenbewegung Motor für die Gleichberechtigung in Deutschland, erklärte die Soziologieprofessorin Ute Gerhard. Als Rechtsgemeinschaft schuf die EU insbesondere im Bereich des Arbeitsmarktes neue Standards für die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen. Allerdings spielten weitere Themen und Bereiche der Frauen- und Geschlechterpolitik wie Frauenhandel oder das Feld der Sozialpolitik in der EU nur eine geringe Rolle, monierte Gerhard. Auch die Unterrepräsentanz von Frauen in den europäischen Gremien böte Anlass zu berechtigter Kritik am Demokratiedefizit der EU. Mit Blick in die Zukunft stellte Ute Gerhard fest, dass ein demokratisches Europa ohne Lösung der Fragen der Gleichbehandlung in Recht und Sozialpolitik nicht möglich sei.

Den Einfluss der Neuen Frauenbewegung auf die Entwicklung wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterpolitik hob Regina Dackweiler hervor, Professorin

¹ Erstabdruck in: zweiwochen-dienst. Frauen und Politik 228, www.frauen.zwd.info

für Politikwissenschaft an der Fachhochschule Bielefeld. Während die Forderungen der Frauenbewegung in ihren Anfängen (1967-1977) nicht erfüllt wurden - insbesondere nach reproduktiver Selbstbestimmung, symbolisiert durch die Forderung nach Abschaffung des § 218 - kann die Thematisierung des bis dahin tabuisierten Bereichs der Gewalt gegen Frauen in den 1980er Jahren als Erfolgsgeschichte gelesen werden. Die gesetzliche Verankerung des Rechts auf körperliche und sexuelle Unversehrtheit sei Beleg hierfür, so Dackweiler. Ob die Forderungen nach Geschlechtergerechtigkeit in allen Bereichen - bestimmendes Thema seit den 1990er Jahren - erfüllt werden, sei offen. Im Gegensatz zum Aufbruch der Frauen vor nun mehr 40 Jahren sei "die Frauenbewegung zu Anfang des 21. Jahrhunderts top-down verordnet".

Auch Ilse Lenz, Professorin für Soziologie an der Ruhr-Universität Bochum, resümierte in ihrem Beitrag die Entwicklungen und Transformationen der Neuen Frauenbewegungen in Deutschland und rückte das Bild, das über die Frauenbewegung entstanden ist, zu Recht. "Die goldenen Siebziger, die langweiligen Achtziger" und die "Dauerprophetie des Endes der Frauenbewegung" seit den Neunzigern, seien nicht haltbar. Insbesondere in den 1980er Jahren waren die Frauenbewegungen aktiv. Neben den vielfachen Gründungen von Frauenprojekten, der Netzwerkbildung und Internationalisierung fand eine breite Institutionalisierung statt. Hohe Mobilisierungswellen der Neuen Frauenbewegungen seien durch die Vereinigung Deutschlands ab 1990 ausgelöst

worden. In den Neunzigern seien Anliegen und Forderungen der Frauenbewegungen in Gesetze geflossen.

Dass in den Neuen Frauenbewegungen vielfältige Stimmen zu Wort kommen bzw. um ihre Stimme kämpfen mussten, belegen die Debatten um "Diversity". Lesben- und Migrantinnenorganisationen sind Beispiele hierfür. Wie und unter welchen Bedingungen Migrantinnen in den (Gender-) Mainstream hineinkommen können, verdeutlichten die Beiträge von Helen Schwenken (Universität Kassel), und Seyran Ates (Berlin). Die Rechtsanwältin und Autorin Seyran Ates thematisierte Zwangsverheiratung und Ehrenmorde im Kontext von Frauen- und Menschenrechten und prangerte die Tabuisierung dieser Themen auch innerhalb der Frauenbewegung an. Ates forderte zum Schutz von Frauen eine Verschärfung des Strafrechts: "Geschlechterdemokratie muss auch für Migrantinnen gelten".

Die Neuen Frauenbewegungen haben dazu beigetragen, dass Frauenpolitik heute als Gesellschaftspolitik Querschnittsthema geworden ist, so das Fazit der abschließenden Podiumsdiskussion mit VertreterInnen aus der Praxis. Doch eine geschlechtergerechte Gesellschaft sei damit noch nicht erreicht. Gerade in Zeiten knapper Kassen ist ein "Rollback" durchaus möglich. Gender Mainstreaming, ein durchaus zweischneidiges Instrument brauche starke Frauenpolitik und engagierte Akteurinnen und auch Akteure, damit es nicht gegen die Interessen von Frauen eingesetzt werde. Die Stimmen von Frauen müssen wieder lauter werden!

Kontakt und Information

Lisa Mense
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
im Gleichstellungsbüro der
Uni Duisburg-Essen
Universitätsstraße 9
45141 Essen
(0201) 183-4261
Elisabeth.Mense@uni-due.de

Stefanie Rieger-Goertz, Heike Harbecke

"Mannsbilder" kritisch unter die Lupe genommen

Kritische Männerforschung und Theologische Frauenforschung im Gespräch - Symposium vom 11. bis 13. 11. 2005 in Münster

Frauen- und Männerfragen bedingen sich gegenseitig. Veränderungen der weiblichen Rolle ziehen eine Problematisierung der männlichen nach sich. "Die soziale Rolle von Männern ist heute nicht mehr fraglos gesichert und vor allem junge Männer haben ihre habituelle Sicherheit eingebüßt, weil ihre Rolle von vielen Frauen nicht mehr ohne weiteres anerkannt wird und auch Männer zunehmend entdecken, dass das klassisch männliche Lebenskonzept - bei allen sozialen Vorteilen - einem ‚Leben in Fülle‘ nicht entspricht", so Stefanie Rieger-Goertz zur Eröffnung des Symposiums, zu dem sie gemeinsam mit Marie-Theres

Wacker vom 11. bis 13. 11. 2005 nach Münster eingeladen hatte. Rund 75 interessierte Frauen und Männer kamen zu der (vom Wissenschaftsministerium des Landes NRW finanziell unterstützten) Tagung des Seminars für Theologische Frauenforschung, um Männer- und Frauenforschung in einen fruchtbaren Dialog zu bringen. Damit wurde Neuland beschritten.

Dieser Dialog war an der Zeit, denn die Realität von Frauen lässt sich nicht ohne den Blick auf die Geschlechterverhältnisse einholen. Männerforschung trägt zum Gesamtbild des Geschlechterverhältnisses bei und wird so zur konstruktiven

Gesprächspartnerin Feministischer Theorie. Ein verbindender Link müsste - so das Anliegen der Veranstalterinnen - nicht nur die Erforschung der Leerstellen in Form einer Anhäufung von Wissen sein, sondern ein geteiltes Anliegen der Geschlechtergerechtigkeit. Wie diese Option auszu-legen ist, darüber lässt sich trefflich streiten...

Unterschiedliche Ansätze aus dem breiten Fächerkanon der Theologie und kirchlichen Praxisfeldern wurden vorgestellt und kontrovers diskutiert, ergänzt mit Blicken über den theologischen Tellerand in Erziehungswissenschaft und Philosophie. Es wurde eine kritische Männerforschung vertreten, die Geschlecht als Konstrukt versteht und nach ethnologischer Manier auf Spurensuche des Doing Gender geht, außerdem gab es profeministische Ansätze und mythopoetische Ansätze, die männlichen Archetypen an biblischen Figuren nachspüren und für ihr Leben fruchtbar machen wollen. Es gab queer-Ansätze, die die Zweigeschlechtlichkeit an sich in Frage stellen und der Normierung von Geschlecht nachgehen.

Michael Meuser, einer der derzeit in Deutschland ausgewiesenen Männerforscher, rückte aus soziologischer Perspektive den Begriff der hegemonialen Männlichkeit in den Blick. "Ein wichtiger theorie- wie empiriebezogener Impuls war für mich die Kategorie der ‚hegemonialen Männlichkeit‘, also eines ‚Leitbildes Mann‘ gewissermaßen, an dem Männer sich quer durch die Schichten hinweg offen oder unausgesprochen messen - und die Frage, ob es nicht so etwas auch auf der Seite der Frauen gibt, hegemoniale Weiblichkeiten, wie sie sich auswirken, und warum diese Perspektive bisher in der Frauenforschung keine Rolle gespielt hat. Vielleicht steht eine neue Runde der Differenzdiskussion an - Differenz und Hegemonien?", so das Resümee von Marie-Theres Wacker.

Dass ein dezidiert mannzentrierter Blick auf ein biblisches "Mannsbild" geschlechterverwirrende Folgen haben kann, zeigte der Beitrag des Exegeten Jürgen Ebach. Ihm ging es darum, einen Grundzug des alttestamentlichen Eljabildes - der Mann des politischen/religiösen/persönlichen Entweder-Oder, der andere Töne schmerzhaft lernen muss - mit den individuellen Handlungs- und Urteilsdispositionen des (!) Bibellesers zu konfrontieren und in diesem "Zusammenstoß" Stereotypen aufzubrechen: Stereotypen eigener Selbstbilder ebenso wie Stereotypen von gesellschaftlich geförderten Geschlechterbildern.

Ulrike Gentner vermittelte dem Plenum durch Übungen erste Eindrücke zum Bereich des Gendertraining. Einen fulminanten Filmvortrag bot Josef Früchtl, der Ausschnitte aus "Million Dollar Baby" und anderen Filmen mit Clint Eastwood auf ihre Geschlechterkonstellationen hin untersuchte. Kerstin Söderblom und Michael Brinkschröder

reflektierten die Entwicklungen der lesbischen und schwulen Theologie, die zunächst getrennt verliefen, dann aber unter dem Queer-Vorzeichen zusammengeführt werden konnten. Deutlich wurde, wie konfessionell unterschiedlich diese Perspektive diskutiert und gelebt werden kann.

Erkennbar wurde auf der Tagung ein Dissens zwischen Theorie und Praxis: Vertreter der Männerbildung und z. T. der Männerseelsorge forderten eine verstärkte Wahrnehmung des Leidensdrucks von Männern ein. Die Arbeit mit den verunsicherten Männern bedürfe Angeboten zu deren Stärkung und Stabilisierung, die insbesondere in archetypischen Ansätzen ausgemacht wurden. Die Entdeckung der eigenen Wildheit und inneren Stärke wurden als positive Bestandteile einer klar umrissenen Männlichkeit ausgemacht. Solche Praxisansätze trafen bei anderen Männerforschern und bei vielen feministischen Theologinnen auf Kritik. Männerbildungsarbeit und Frauenbildungsarbeit, so ein Fazit, lässt sich nicht leicht vergleichen. Es gibt beträchtliche Unterschiede, angefangen bei der Motivation der Teilnehmenden bis hin zu den Konzepten der Anbietenden.

Zum Abschluss wurde Bilanz gezogen und Perspektiven einer genderbewussten Theologie kamen zur Sprache. Klar wurde, dass der bewusste Blick auf die Geschlechtlichkeit für die Theologie bereichernd ist: In der pastoralen Praxis beispielsweise wurde die Hinwendung zu Bedürfnissen von Männern und ihren Lebenslagen - etwa als Väter - als notwendige Aufgabe benannt. Selbsterkenntnis bei der Betrachtung der eigenen Verstrickungen in die Bilder von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit konnte erlebt und durch die Reflexion eine Öffnung angestrebt werden.

Das christliche Menschenbild, das den Menschen als Gottes Ebenbild hochschätzt, wird dem und der Einzelnen erst wirklich gerecht, wenn es das objektive Sprechen bisweilen aufgibt und an der Lebenswirklichkeit der Menschen, wozu eben auch das Geschlecht gehört, misst. Die Theologie kann nur gewinnen durch eine systematische Einbeziehung der Kategorie Geschlecht - und dass das auch Spaß machen kann, zeigte dieses niveauevolle Symposium einmal mehr.



Kontakt und Information

Seminar für Theologische
Frauenforschung
Hüfferstraße 27
48149 Münster
femtheo@uni-muenster.de

Buchbesprechungen

Anke Bertsch rezensiert:

Eveline Christof / Edgar Forster / Lydia Müller / Barbara Pichler / Nina Rebhandl / Christopher Schlembach / Petra Steiner / Barbara Strametz: Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit.

Opladen 2005: Verlag Barbara Budrich, 264 Seiten, 24,90 Euro, ISBN 3-938094-26-5

Die empirisch-qualitative Studie "Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit" ist das Resultat eines zweijährigen Forschungsprozesses der Arbeitsgruppe "Feministische Bildungsarbeit", die sich aus acht Forscherinnen und Forschern der Universitäten Salzburg und Wien konstituiert und als übergeordnete Intention ihrer Arbeit die Vorantreibung feministischer Bildungsarbeit benennt (5).

Dabei definiert die Arbeitsgruppe ‚feministische Bildungsarbeit‘ als Bildungsform, welche Frauen in einer gegenwärtig patriarchal bestimmten Gesellschaft zu autonomem Handeln befähigen und in diesem Vorhaben unterstützen will. "Bildung ist eine zentrale Ressource für die Formulierung von Lebenszielen und Berufswünschen. Sie erlaubt neue Identifizierungen und befreit von einem unmittelbaren Handlungsdruck." (144). Gleichzeitig grenzt sich feministische Bildungsarbeit von einer reinen nachfrageorientierten Bildungsarbeit ab, die nach Aussage des Forschungsteams eine Anpassung an vorherrschende Systemanforderungen postuliert und patriarchale Machtgefüge mit unterstützt (244).

Das Buch beginnt mit einem Vorwort, in dem der Forschungshintergrund beschrieben und ein erster Einblick in den Forschungsprozess gewährt wird und setzt mit einer Einleitung fort. Hier werden grundlegende Positionen der Autorinnen und Autoren, Forderungen feministischer Bildungsarbeit und die für den Forschungsgegenstand relevanten Begriffe eingeführt.

Das Forschungsinteresse der Arbeitsgruppe in der Studie konzentriert sich auf die zentrale Fragestellung, wie individuelle Lebensentwürfe und Alltagspraktiken von Frauen gelebt werden, welche konkreten Organisationsanforderungen ihren Alltag strukturieren, welche Rituale Frauen praktizieren und welche Pflichten und Interessen von ihnen verfolgt werden. Es geht dabei weniger um einzelne Handlungen oder Entscheidungsgänge, sondern um die Fokussierung des Zusammenwirkens mehrerer Handlungen zu einer lebhaften Alltagsbewältigung.

Die Studie macht dabei zum Untersuchungsgegenstand, wie sich der Zusammenhang zwischen Lebensentwürfen und den realen Alltagssituationen gestaltet und mit welchen Konflikten und Schwierigkeiten Frauen konfrontiert sind, aber auch, auf welche verschiedenen Arten sie Energien und Strategien mobilisieren, um ihre Alltagspraktiken und Lebensentwürfe in Einklang zu bringen.

Zur Generierung empirischen Materials (Kapitel 2) führte das Forschungsteam im Jahr 2001 Interviews mit 45 Frauen durch, die zu dem Befragungszeitpunkt 19 bis 56 Jahre alt waren. Als Methode wurde das Interview zur Anregung von Selbstaufklärung gewählt, welches als übergeordnete Zielsetzung die Entwicklung von individuellen Handlungskonsequenzen verfolgt. Die Arbeitsgruppe versucht bereits in der Methodenauswahl ihrem Zielanspruch, für Frauen autonomes Handeln zu erwirken, gerecht zu werden. Zu den interviewten Frauen sei angemerkt, dass sie zum Zeitpunkt der Erhebung Teilnehmerinnen an Bildungsveranstaltungen Wiener Erwachsenenbildungseinrichtungen waren und als Angehörige der so genannten Mittelschicht in Wien und Umgebung eingeordnet werden können. Als Erzählimpulse in den Interviewsituationen dienten Fragestellungen zur Alltagsschilderung, zur Benennung zentraler Lebensbereiche, zu persönlichen Zukunftsvisionen und zu Vergangenheitsbeurteilungen. Daraus sollten Hinweise zu den jeweiligen zentralen Zusammenhängen im Alltag der Frauen extrahiert werden können. Sechs Interviews wurden letztendlich zur analytischen Auseinandersetzung nach dem Prinzip der minimalen und maximalen Kontrastierung (40) ausgewählt und sind empirische Grundlage der Erkenntnisgewinnung und Theoretisierung.

Das dritte Kapitel mit dem Titel "In Bewegung sein" beschäftigt sich mit den Handlungsweisen der Frauen, die die Arbeitsgruppe metaphorisch als ‚Bewegungen‘ beschreibt. Der Fokus liegt hier auf den vier verschiedenen Bewegungsarten der Frauen zur Organisation ihres Handelns, die sich aus den Erzählungen in den Interviews feststellen

lassen: Das sind (Morgen-)Rituale zur Konstruktion von Familie, routinierte Tagesabläufe zur Aufrechterhaltung des immer mehr beschleunigten Alltags, der individuelle Lebenslauf als familiäre Ressource für Ordnungsherstellung und so genannte Ausnahmbewegungen wie Aufstände, Provokationen oder Abtasten von Routinen. Die Autoren begründen die Analyse dieser ‚Bewegungen‘ damit, dass durch ihre Analyse reale Alltagserfahrungen mit den Lebensentwürfen verknüpft und daraus letztendlich Forderungen für feministische Bildungsarbeit abgeleitet werden können. Dabei verfahren die Autorinnen und Autoren stets konsequent nach dem Muster, eine ausgesuchte Interview-Passage dem Leser abgedruckt zu präsentieren, diese zu resümieren und gleichsam hinsichtlich bestimmter Handlungsanforderungen und -muster zu interpretieren. Auch werden innerhalb einer Bewegungsart Vergleiche zwischen den einzelnen Frauen, namentlich ‚Die Ergotherapeutin‘, ‚Die Horterzieherin‘, ‚Die Bankangestellte‘, ‚Die Sozialarbeiterin‘, ‚Die Leihoma‘ und ‚Die Rezeptionistin‘, gezogen, um strukturelle Unterschiede oder Gemeinsamkeiten feststellen zu können. Positiv hervorzuheben sei, dass das Forschungsteam für die Interpretationsarbeit der einzelnen Interview-Passagen mehrheitlich mehrere Interpretationen anbietet und damit möglichen voreiligen Festlegungen begegnet. Nach Aussage des Autorenteam soll sichergestellt werden, dass vielfältige Erfahrungen, Wünsche aber auch Widerstände im Alltag und Lebenskonzept der Frauen sichtbar werden, ohne diese in statische Kategorien zu ordnen.

Die Analysen der Bewegungsarten zeigen, dass Frauen dem strukturellen Umstand unterliegen, eigene Wünsche aufzuschieben oder zu verändern, damit die Alltagserfordernisse erfüllt werden können, obschon sie Lebensentwürfe ersehnen, die nicht an einmal getroffene Entscheidungen gebunden, sondern selbstgesteuert veränderbar sind.

Die zentrale These des Forschungsteams konstatiert also, dass Frauen in ihrem Alltag und damit in ihrer Handlungsfähigkeit von gesellschaftlichen Strukturen bestimmt werden, die strukturelle Probleme nach sich ziehen können. Das Forschungsteam begreift individuelle Erfahrungen von Frauen stets vor dem Hintergrund von Strukturen, die diese Erfahrungen von Frauen erst ermöglichen oder erschweren (201). Situationen, die subjektiv als krisenhaft empfunden werden, sind als so genannte Lernherausforderungen für Frauen zu begreifen. Diese Lernherausforderungen müssen innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen lokalisiert werden, damit feministische Bildungsarbeit daraufhin entsprechende Lern-Arrangements entwerfen kann, die diesen

Lernherausforderungen gerecht werden können. Feministische Bildungsarbeit meint also Lernszenarien, die sich dadurch kennzeichnen, dass objektive Problemlagen zu subjektiven Unsicherheiten und Krisen für Frauen geworden sind. Das Forschungsteam weist explizit darauf hin, dass die von Widerständen, Irritationen oder Krisen geprägten Lebenssituationen in den Interviewerzählungen nicht als persönliche Defizite der Frauen ausgelegt werden können, sondern ihren Ursprung in den Gesellschaftsstrukturen haben, was ausführlich und auf hohem Abstraktionsniveau in Kapitel 4 des Buches unter der Überschrift "Strukturen und Ökonomien" verschriftlicht wird. Das Autorenteam führt hier aus, wie gesellschaftliche Strukturen, in einem so genannten rhizomatischen und nichthierarchischen Verständnis, Handlungsfähigkeit von Frauen steuern und Lebensentwürfe bestimmen.

Feministische Bildungsarbeit, so formulieren die Autorinnen und Autoren in ihrem fünften Kapitel über Lernherausforderungen, soll Frauen dazu befähigen, sich selber über die eigenen Handlungen bewusst zu werden und mögliche Lernherausforderungen daraus zu ziehen (202). Diese Bewusstwerdung setzt voraus, dass Bildungsarbeit grundsätzlich die Wahrnehmung der Frauen fördern und Deutungsmusterkompetenz entwickeln helfen muss, um Bewusstseins- und Reflexionsprozesse voranzutreiben, Optionen aufzuzeigen und reale Handlungsspielräume zu erfassen (Reflexion - Option - Aktion, vgl. 221). Weiterhin geht es um die Befähigung zur souveränen Zeitstrukturierung, die generelle Wahrnehmung von Lernherausforderungen und die Erlangung von Autonomie im Sinne von Geschlechterdemokratie. Die Arbeitsgruppe identifiziert anhand der Auseinandersetzung mit dem Interview-Material Erwartungen und Forderungen, die feministische Bildungsarbeit leisten soll, um autonome Handlungsfähigkeit von Frauen zu gewährleisten: Besonders die Unterstützung in Veränderungsprozessen (vgl. auch 113) sowie das Schaffen von Orten zur Wahrnehmungsschärfung und Überwindung von stetiger Selbstmarginalisierung (vgl. auch 81) seien an dieser Stelle hervorgehoben.

Abschließend sei noch auf die übersichtliche Strukturierung des Buches in Kapitel und Unterkapitel mit Zwischenresümeees verwiesen, die die Lektüre der komplexen Zusammenhänge erleichtern helfen. Weiterhin durchziehen Desiderate, durch mehrere offene Fragen formuliert, das Buch immer wieder an zentralen Stellen und schärfen die Aufmerksamkeit für die Anforderungen, denen feministische Bildungsarbeit entsprechen soll (z.B. 79). Allerdings könnten diese Fragen am Ende des Buches meiner Ansicht nach noch umfassender beantwortet werden.

Kontakt und Information

Anke Bertsch
 Universität Duisburg-Essen,
 Campus Duisburg
 mail@ankebertsch.de

Das Buch liefert einen wertvollen Beitrag zur Theoretisierung von Handlungsstrukturen, in denen Frauen sich bewegen, und konzentriert sich auf die vielfältigen Möglichkeiten, die Frauen ergreifen, um ihren Anforderungen und Wünschen im Alltag nachzukommen. Gleichsam werden Ansprüche formuliert, denen feministische Bildungsarbeit gegenwärtig und zukünftig unbedingt gerecht werden muss. Konkrete, handhabbare Umsetzungsempfehlungen, die konzeptionell in der Praxis entwickelt und umgesetzt werden können, werden nach meiner Einschätzung jedoch nicht genug explizit ausformuliert, sodass bei mir als

Leserin einige Erkenntniserwartungen noch offen bleiben.

Schlussendlich kann festgestellt werden, dass die Lektüre der Studie zur intensiven Reflexion der eigenen Biographie mit ihren spezifischen Deutungsmustern anregt und eine entsprechende Kompetenz entwickeln hilft, obschon der durch die Theoretisierung sehr komplexe und abstrakte Sachverhalt in erster Linie einem wissenschaftlichen Fachpublikum vorbehalten zu sein scheint und zur weiteren Auseinandersetzung und Diskussion innerhalb der (Frauen-) Forschungsgemeinschaft inspirieren soll.

Renate Nestvogel rezensiert:

Schäfer, Rita (2005): Im Schatten der Apartheid. Frauen-Rechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika.

Münster: LIT Verlag., 480 S.

Im Zentrum der vorliegenden Studie stehen "Wechselwirkungen von Gewalt, Geschlechterhierarchien und gesellschaftlichen Machtstrukturen" (S. 6). Die unterschiedlichen Formen, in denen Gewalt gegen Frauen und Mädchen auftritt, sind eng verflochten mit patriarchalen Strukturen und spezifischen Geschlechterkonstrukten, mit Männlichkeitskonzepten und kulturellen Legitimationsdiskursen. Diese wiederum variieren je nach herrschenden Interessen in unterschiedlichen Epochen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Sie sind strukturell und institutionell verankert und haben auf allen Ebenen gravierende Auswirkungen.

Wie reagieren Frauen selbst auf diese Lage, und was passiert mit der Dynamik solcher Gewalttraditionen unter gesellschaftlich-politischen Umwälzungen, wenn sie unter einer neuen Rechtslage geächtet werden? Welche Auswirkungen hat die Gesetzgebung auf die verschiedenen Gewaltkontexte und wie bringen Frauen-Rechtsorganisationen sich hier ein?

In diesem umfassenden Analyse-Setting verortet die Ethnologin Rita Schäfer ihre Fragen nach der spezifischen Gewalt, die Frauen und Mädchen in Südafrika erleben.

Die hier angedeutete Komplexität potenziert sich quasi noch einmal, wenn man sich vor Augen führt, dass Südafrika ein Vielvölkerstaat ist, in dem jede Ethnie ihre eigene vorkoloniale und koloniale Geschichte hat, die jeweils vielfältige Beziehungen zu den anderen Ethnien aufweist, und dass die südafrikanische Gesellschaft bis heute mit dem problematischen Erbe des rassistischen Apartheids-Regimes konfrontiert ist. Dies bedeutet

auch, dass Frauen keine einheitliche Kategorie bilden, sondern bzgl. Alter, sozialer Herkunft, ökonomischer Situation (S. 7) sowie ethnischer Zugehörigkeit (Hautfarbe) unterschiedliche geschlechtsspezifische Gewalt erleben.

Der Stand der Forschung umfasst, der komplexen Thematik entsprechend, neben Beiträgen der Sozialanthropologie auch solche aus der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Politik-, Wirtschafts- und Erziehungswissenschaften sowie der Agrar- und Entwicklungsforschung. Bis in die 1990er Jahre stammt diese Forschung fast ausschließlich von Weißen, von denen einige burisch-nationalistisch-rassistische und andere eher liberale Positionen vertraten. Vor allem englischsprachige WissenschaftlerInnen verstanden ihre - auf marxistischen und oral history-Konzepten beruhende - Forschung ab den 1980er Jahren auch als Beitrag zum Widerstand gegen die Apartheid-Ideologie und brachten Geschlechteraspekte in Gesellschaftsanalysen ein. Ähnlich wie in den USA und Europa blieb der Aspekt der geschlechtsspezifischen Gewalt aber zunächst ausgeblendet. Historikerinnen afrikanischer Herkunft, die aufgrund der rassistischen Bildungspolitik des Apartheidregimes erst spät, ab den 1990er Jahren, Zugang zu höherer Bildung erhielten, lehnten allerdings "männliche Dominanz als übergreifendes Erklärungsmuster ab" (S. 17). Statt dessen wendeten sie sich Differenzen zwischen Frauen zu und untersuchten die Folgen der Apartheid-Politik für die Geschlechterverhältnisse. Manche von ihnen sprachen "weißen" Wissenschaftlerinnen auch die Legitimation ab, über andere Frauen zu forschen.

Ebenfalls parallel zur internationalen Forschung entstand eine Maskulinitätsforschung zum spezifischen südafrikanischen Kontext, die sich noch in den Anfängen befindet. Des Weiteren wird der Forschungsstand zu ländlichen und städtischen Gesellschaften, zu Frauen und Geschlechter-Verhältnissen im Wirtschaftsleben, in der Politik, im Bildungs- und Gesundheitssystem, in religiösen Diskursen, der Kunst sowie der Rechtsprechung referiert. Zu Letzterer interessiert die Verfasserin v. a., "inwieweit Frauen, die während der Apartheid rechtsunmündig waren und gegen diskriminierende, rassistische Gesetze kämpften, nun die neue Rechtslage nutzen können, um ihre Interessen zu vertreten und der grassierenden Gewalt Einhalt zu gebieten" (S. 42).

Es folgen die vier Hauptteile der Arbeit: 1. Historische Kontexte der geschlechtsspezifischen Gewalt; 2. Gender und Gewalt in verschiedenen Lebenswelten; 3. Frauenrechte und staatliche Institutionen; 4. Frauen-Rechtsorganisationen.

Der historische Teil I zeichnet chronologisch kolonial-ökonomische, soziale und rechtliche Entwicklungen ab Mitte des 17. Jahrhunderts nach. Die Verfasserin geht dabei auf die Interaktionen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen (z.B. Khoikhoi, Zulu, Yhosa, Buren, Briten, Inder) und den verschiedenen Akteuren in der Kolonialgesellschaft (Siedler, Missionare, afrikanische Hausangestellte, Plantagen- und IndustriearbeiterInnen, Militär, Polizei, Beschäftigte im informellen Sektor etc.) ein und skizziert die Entwicklungen in den diversen Beschäftigungssektoren unter besonderer Berücksichtigung der jeweiligen Geschlechterverhältnisse. Deutlich wird dabei, welche komplexen Auswirkungen strukturelle Gewaltverhältnisse auf der persönlichen Ebene haben und wie begrenzt die Möglichkeiten einer (immer wieder auch organisierten) Gegenwehr waren. Der sich in der Apartheid (1948-1994) zuspitzende Rassismus bei gleichzeitig fortbestehender Geschlechterdiskriminierung führte dazu, dass "Weiße und schwarze Frauen [...] Gemeinsamkeiten der Benachteiligung [teilten], obwohl weiße Frauen gleichzeitig aufgrund ihrer Hautfarbe von den umfangreichen Privilegien der Rassenherrschaft profitierten, d. h. sie waren im Vergleich zu nicht-weißen Frauen immer besser gestellt" (S. 68). Dies spiegelt sich in der rassistische Gewalt jeglicher Art legalisierenden Rechtssprechung, dem Bildungs- und Gesundheitssystem, den Gewerkschaften etc. wider.

Das 2. Kapitel des I. Teils behandelt Maskulinität und Gewalt in der südafrikanischen Geschichte ab den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Die Verfasserin schildert die Lage in den Bergwerken, wo 1990 bis zu einer halben Million afrikanischer Männer unter entwürdigendsten Bedingungen ar-

beiteten und lebten, und wie sich die Gewalt mit ihren Zwangsumsiedlungen und Landenteignungen in einer Brutalisierung nicht nur im Geschlechterverhältnis, sondern auch im Generationenverhältnis unter Männern niederschlug. Sie beschreibt den Einfluss von Medien auf Konstruktionen einer urbanen Männlichkeit sowie die Entstehung von "Gangs" und deren ambivalente Rolle zwischen staatlicher Gewalt und kriminellen (Über-)Lebensstrategien.

Gewalttätige Kontrollmechanismen über Frauen seien dabei das letzte männliche Machtfugium, "das ihnen das Apartheidssystem noch gelassen hatte [...]. Aller anderen Machtbereiche im wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Leben waren sie beraubt worden, obwohl diesen für den Aufbau männlicher Identität ein hoher Stellenwert zukam" (S. 99). Strukturell ähnlich, aber unter anderen Lebensbedingungen hielt sich auch unter den Weißen ein "konservatives, paternalistisches Männlichkeitsbild [...], das in den Schulen eingeübt und durch die niederländisch-reformierte Kirche verfestigt wurde. Häusliche Gewalt, harte Körperstrafen für die Söhne und sexueller Missbrauch der Töchter zählten zu den auf Besitzdenken aufbauenden Männlichkeitsbildern" (S. 104). Auch Sport war im weißen Südafrika eng mit Gewalt und Maskulinität verflochten und stärkte das Dominanzdenken der Siedler. Im zweiten Teil der Studie werden die bereits skizzierten Stränge einzelner Gewaltaspekte differenziert nach geschlechtsspezifischen Gewaltformen und sodann in verschiedenen Lebenswelten der Städte sowie der ländlichen Regionen, für den Bildungs- und Gesundheitssektor, in den Religionen sowie der Kunst eingehend analysiert. Einleitend skizziert die Verfasserin Indikatoren der südafrikanischen Gewaltkultur, die im internationalen Vergleich durch die höchste Vergewaltigungsrate und die vierthöchste Mordrate sowie durch Wirtschaftskriminalität in großem Stil gekennzeichnet ist. Es folgen theoretische Überlegungen zu einem Gewaltbegriff, der Gewalthandeln als Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse und die einzelnen Gewaltformen "als Teil interdependenter und sich wechselseitig verstärkender Gewaltkontinuitäten und -dynamiken" (108) erfasst. Diese Ausführungen lassen eine erschreckende, den Alltag prägende Gewalt in allen Facetten erkennen, die "die Mobilität, die Handlungsspielräume, Interaktionen sowie die beruflichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten von Frauen und Mädchen drastisch beeinträchtigt, ihre Gesundheit und Persönlichkeit angreift und ihr Leben gefährdet" (S. 4).

Dem steht, wie im dritten Teil zu Frauenrechten und staatlichen Institutionen dargelegt wird, seit 1996 eine vorbildliche neue Verfassung gegen-

über, deren Inhalte nun in die Rechtsrealität umzusetzen sind. Dies erfordert eine Umorientierung zivilgesellschaftlicher (Frauen-)Gruppen, die jahrzehntelang gegen den Apartheidsstaat und seine diskriminierende Gesetzgebung gekämpft haben und nun mit (nicht immer neu besetzten) staatlichen Institutionen zusammenarbeiten müssen. Es erfordert ebenfalls umfassende Struktur- und Personalreformen sowie Bewusstseinsänderungen in der gesamten Gesellschaft bezüglich Geschlechterhierarchien, Selbstkonzepten und des Abbaus von Misstrauen aufseiten der AfrikanerInnen, denn das Rechtssystem hat jahrhundertlang ihrer Ausbeutung und Entmenschlichung gedient. Wie schwer solche Änderungen zu realisieren sind, veranschaulicht die Verfasserin an der Rechtsentwicklung für einzelne Bevölkerungsgruppen und Rechtsgebiete wie das Ehe-, Familien- oder Arbeitsrecht sowie für frauenspezifische Rechtslagen zu Abtreibung, Unterhaltszahlungen, sexueller Gewalt in der Ehe und am Arbeitsplatz. Der vierte Teil befasst sich mit den Entwicklungen der Frauenbewegung/en in Südafrika anhand der verschiedenen Organisationen und Motive für eine politische Mobilisierung. Auch hier werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppierungen aufgezeigt: weiße liberale Frauen aus dem englischsprachigen Milieu, burische nationalistisch-rassistische Frauen, InderInnen sowie AfrikanerInnen verschiedener Ethnien, sozialer Schichten und ideologischer Orientierungen in städtischen und ländlichen Regionen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, im Zuge von Industrialisierung, Urbanisierung und der Einführung des Apartheidsregimes richtete sich der Protest und Widerstand der AfrikanerInnen gegen die politische und rechtliche Entmündigung, den Verlust von Landrechten und wirtschaftlicher Eigenständigkeit und gegen die Passgesetze, die die wirtschaftlichen Aktivitäten und Mobilität von Frauen einschränkten. Die Frauenbewegungen erhielten dabei unterschiedlich stark und eher wenig Unterstützung von Männern, da diese zumindest die Geschlechterhierarchien gewahrt wissen wollten. Die Mehrheit der weißen Frauen machte nicht mit, weil sie in einem rassistischen Privilegiendenken befangen war und kaum Bezug zur Lebenswelt der AfrikanerInnen hatte. Das Massaker von Sharpeville (1960), dem viele TeilnehmerInnen einer friedlichen Anti-Passdemonstration zum Opfer fielen, beendete den passiven Widerstand und leitete eine neue Ära des Protests ein, der sich zunehmend auch im Exil formierte. Der Kampf der Frauen galt v.a. der repressiven Apartheidspolitik, den Pass- und Landgesetzen, den Wahlrechts- und Bildungsbeschränkungen sowie der Reglementierung im Wohnungswesen, bis hin zu den Räumungs-

Zwangsumsiedlungen ganzer Townships. Sie reflektierten ihr kolonisiertes Bewusstsein, aber angesichts der Aufgaben der nationalen Befreiung und der Leitlinie, Fraueninteressen dem Kampf für politische Unabhängigkeit unterzuordnen, thematisierten sie nur ansatzweise tradierte Geschlechterhierarchien.

Dies begann sich erst ab den 1980er Jahren allmählich zu ändern, aber die unterschiedlichen Einschätzungen von Gewaltursachen, ob z. B. geschlechtsspezifische Gewalt vorrangig Folge der Apartheid wäre oder sich aus verschiedenen sozio-kulturellen, politischen und ökonomischen Zusammenhängen speise, blieben auch in der Folgezeit kontrovers.

Ein umfangreiches Kapitel ist den heutigen Frauen-Rechtsorganisationen und ihrer zum Teil ambivalenten Verortung als verlängerter Arm der Regierung gewidmet, die Gewalt v.a. in der Armut und den Folgen der Apartheid begründet sieht und damit "selektive Interpretationen von Traditionen und historisch geformten Gewaltkulturen als prägende Faktoren in den Maskulinitätskonstrukten ignoriert" (S. 270). Die Frauen-Rechtsorganisationen unterteilt die Verf. in solche, die Rechtsforschung und rechtspolitische Lobbyarbeit betreiben und solche, die Rechtsinformationen, psychosoziale Beratung und Bewusstseinsarbeit anbieten. Das letzte Kapitel befasst sich mit Männerorganisationen und deren Neudefinition von Maskulinität. Die bislang wenigen Initiativen versuchen in verschiedenen Kontexten der - durch Medien und Institutionen noch immer - weit verbreiteten Gewalttoleranz und der Suggestion, Gewalt sei ein geeignetes Mittel zur Konfliktlösung und Interessensdurchsetzung, neue gewaltfreie Männlichkeitskonzepte und Lebensstile entgegenzusetzen und eine "kritische Auseinandersetzung mit verinnerlichten Traditionen, Normen und Sozialisationsmustern sowie um Konflikte und Konkurrenz zwischen Männern" (S. 323) anzuregen, wobei diese auch bis dato diskriminierte Homosexuelle umfasst.

Insgesamt hat sich bis heute keine einheitliche Frauenbewegung herausgebildet. Vielmehr wird das Bild von sehr verschiedenartigen Gruppierungen und Zusammenschlüssen mit unterschiedlichen Konzepten und Aufgaben sowie Nähe zur Basis bestimmt. Jedoch herrsche "zwischen WissenschaftlerInnen, Aktivistinnen und Vertreterinnen von Frauen-Rechtsorganisationen in Südafrika Konsens darüber, dass die multiplen Geschlechterdifferenzen historisch geformt sind und im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen Ungleichheiten reflektiert werden müssen" (S. 274). Es handelt sich um eine fundiert recherchierte, hochdifferenzierte und zugleich sprachlich sehr anschaulich gestaltete Studie. Die Inhalte - eine

jahrhundertealte koloniale Gewalt in ihren rassistischen und sexistischen Dimensionen - sind bedrückend und zugleich erhellend für das Verständnis der gesellschaftlichen Zustände in Südafrika, die noch lange nicht überwunden sein werden. In einer "transnationalen" oder "postkolonialen"

Perspektive leistet diese Studie einen wichtigen Beitrag zu der Erkenntnis, dass die engen historischen Verflechtungen zwischen Europa und Afrika auch zu Europa gehören, ohne die Europa einen Teil seiner eigenen Geschichte (und Gegenwart) ausblendet.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Renate Nestvogel
Universitätsstraße 11
45117 Essen
(0201) 183-3961

Neuerscheinungen

Maria Anna Kreienbaum, Tamina Urbaniak: Jungen und Mädchen in der Schule. Konzepte der Koedukation

Cornelsen Verlag Scriptor, 2006, 160 Seiten, kartoniert, Euro (D) 16,95, ISBN 3-589-221411-0

Ein historischer Rückblick auf die Wahrnehmung von Geschlechterfragen macht deutlich, dass das, was heute als selbstverständlich gilt, vor nur ein oder zwei Generationen heiß erkämpft werden musste.

Teil zwei des Buches widmet sich der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlechtsrollen und stellt die zehn wichtigsten Studien dazu vor. Ausgehend davon fragen die Autorinnen, inwiefern Mädchenförderung noch zeitgemäß ist und ob Jungenförderung auf gleiche Weise gelingen kann.

Ein repräsentativer Überblick über die aktuelle Koedukationsforschung im dritten Teil bietet neue Einsichten in das Lernverhalten von Jungen und Mädchen. Wie Forschungsergebnisse für die Unterrichtspraxis nutzbar werden können, zeigt Teil vier des 160 Seiten starken Bandes.

Andrea D. Bührmann, Katrin Hansen, Martina Schmeink, Aira Schöttelndreier (Hg.): Das Unternehmerinnenbild in Deutschland

Ein Beitrag zum gegenwärtigen Forschungsstand

(Reihe: Managing Diversity), Münster, Berlin, Hamburg, London, Wien 2006, Bd. 4, 128 S., 14.90 EUR, br., ISBN 3-8258-9049-X

Im Rahmen des Forschungsprojektes "Vielfalt in der Unternehmerschaft - Facetten des UnternehmerInnenbildes in Deutschland" fand im Juni 2005 ein Workshop statt.

Ausgangspunkt war die Hypothese, dass Frauen ihr unternehmerisches Handeln mit dem Bild von sich als Unternehmerin nicht in Übereinstimmung bringen. Zur Aufarbeitung und Diskussion des aktuellen Forschungsstandes trafen sich Experten und Expertinnen im Inkubator-Zentrum Emscher-Lippe GmbH in Gelsenkirchen. Dabei ging es nicht nur um die Aufarbeitung des interdisziplinären Forschungsstandes, sondern auch darum, einen längst überfälligen disziplinübergreifenden Diskurs mit transdisziplinärer Zielrichtung zwischen Forschenden unterschiedlicher Disziplinen und Experten und Expertinnen aus der unternehmerischen Praxis sowie bestehenden Unterstützungsstrukturen z. B. zur Unternehmensgründung zu initiieren.

Wie kann das Selbstbild von Unternehmerinnen in Deutschland, ihr Fremdbild und das Zusammenspiel beider Perspektiven erforscht werden? Welche Forschungsergebnisse liegen bereits vor? Welche Fragen blieben bisher offen? Welche methodischen Zugänge erscheinen wirksam?

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen und mögliche Antworten auf sie stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes.

Susanne Hertrampf, "Zum Wohle der Menschheit": Feministisches Denken und Engagement internationaler Aktivistinnen, 1945-1975.

Reihe: Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 41, Centaurus Verlag 2006, 397 S., ISBN: 3-8255-0603-7, EUR: 27,90

Die Gesellschaft verändern, politisch handeln waren Ziele der Anfang des 20. Jahrhunderts gegründeten Organisationen International Alliance of Women und Women's International League for Peace and Freedom. Der Zweite Weltkrieg war auch für sie eine Zäsur. Gesellschaftspolitische Veränderungen und weltpolitische Entwicklungen wie die Verschärfung des Ost-West-Konflikts stellten die führenden Frauen der Allianz und der Liga nach 1945 vor neue Aufgaben. Als wichtigstes Aktionsforum wählten sie die neu gegründeten Vereinten Nationen. Die boten den Aktivistinnen neuen Handlungsspielraum, absorbierten aber auch deren Zeit und Ressourcen und gaben Themen vor. Eher am Rand setzten sich die Aktivistinnen mit der tatsächlichen gesellschaftspolitischen Situation der Frauen auseinander, diskutierten eingehender über Gleichheit/und oder Differenz und formulierten eine feministische Friedenspolitik. Alte Ansätze gingen verloren bzw. wurden nicht weiterentwickelt. Neue Mitglieder aus Afrika und Asien sowie neue Protestbewegungen forderten schließlich in den 50er und 60er Jahren eine Reflektion der bisherigen Perspektive und Vorgehensweise.

- Um Kontinuitäten und Brüche in den Ansätzen und Methoden der Allianz und der Liga aufzuzeigen, untersucht die Autorin, wie feministische Diskurse, Erfahrungen, nationale Verankerungen, individuelle Lebensentwürfe und gesellschaftspolitische Entwicklungen die Vorstellungen und das Handeln der Aktivistinnen beeinflusst haben. Exemplarisch stellt sie dazu deutsche und britische Frauen in den Vordergrund.
- Die Arbeit dient dazu, Anschauungen und Visionen von Frauen als feste Größe in der allgemeinen Ideen- und Politikgeschichte bzw. Kulturgeschichte zu verankern.

Cornelia Feider: Berufsrückkehrerinnen: Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive

WBV, Reihe: Weiterbildung und Biographie, Bd. 5, 2006, 225 Seiten, ISBN 3-7639-3232-1, 29.90 Euro

Wie wirksam ist öffentlich geförderte Weiterbildung? Der Erfolg von Qualifizierungsmaßnahmen gewinnt angesichts des steigenden Kosten-Nutzen-Drucks zunehmend an Bedeutung. Cornelia Feider beschäftigt sich in dem Band Berufsrückkehrerinnen mit dem Stellenwert von Angeboten für Frauen, die nach einer familienbedingten Erwerbsunterbrechung wieder in das Berufsleben einsteigen wollen. Das Fazit: Diese Maßnahmen leisten einen bedeutenden Beitrag zur Re-Integration von Berufsrückkehrerinnen. Auf der Basis von narrativen Interviews mit ehemaligen Lehrgangsteilnehmerinnen wird eine Typologie generiert, die zwischen sechs Erwerbsverlaufsmustern und damit einhergehenden Haltungen zu Beruf und Familie differenziert.

Ulrike Hänsch: "Jetzt ist eine andere Zeit" Ostdeutsche Frauen erzählen

unter Mitarbeit von Eva Schäfer, mit Fotos von Barbara Dietl, ISBN 3-89741-190-3 Paperback, ca. 160 Seiten mit 35 Farbbabb., ca. 19,90/ ca. 35,90 SFr, www.ulrike-helmer-verlag.de

Die Biografien von elf Frauen aus Ostdeutschland werden in diesem Porträtband lebendig. Sie zeigen, wie der gesellschaftliche Umbruch von 1989 im Alltag stattfand und noch stattfindet. Und vor allem, dass er für Frauen und Männer unterschiedlich verläuft. Wie sehen Frauen heute die DDR-Geschichte und ihre eigene Rolle darin? Wie haben sie die Wende erlebt? Welchen Platz haben sie in der neuen Ordnung nach 1989 gefunden?

Ulrike Schultz:

Reader "Frauenbilder"

<http://mgsff.projekte.boehm.de/frauen/material/frauenbilder-reader.pdf> - Druckexemplare zu bestellen über: info@mgffi.nrw.de

Reader "Frauen und Recht"

<http://mgsff.projekte.boehm.de/frauen/material/frauenundrecht.pdf>

Lebensbilder junger Frauen

Ulrike, Schultz, Hrsg.: Lebensentwürfe junger Frauen - Leitbilder, Lebensformen, Lebensperspektiven. Hagen: FernUniversität 2005 - <http://www.vings.de/kurse/wissensnetz/lebensbilder.pdf>

Künstlerinnenband

Schultz, Ulrike, Hrsg.: "Des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen" ..., Schriftstellerinnen, Malerinnen und Komponistinnen vom 17. - 20. Jhrdt. Hagen: FernUniversität 2005. Für 10 Euro plus 2 Euro P&P erhältlich über die Herausgeberin: Ulrike.Schultz@FernUni-Hagen.de

Women in the Legal Profession

Schultz, Ulrike / Shaw, Gisela, Hrsg.: Women in the World's Legal Professions. Oxford: Hart 2003

Hinweise auf weitere Publikationen über www.ulrikeschultz.de

Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper

Aus der Reihe: Geschlecht und Gesellschaft, 3., überarb. Aufl. 2006. 319 S. Mit 17 Abb. Br., ISBN: 3-531-14481-2 - Das Buch zu aktuellen Perspektiven auf den Körper in Neuauflage!

In diesem Einführungsbuch werden aktuelle soziologische (handlungstheoretische, phänomenologische und diskurstheoretische) sowie feministische Perspektiven auf den Körper rekonstruiert. Bei der synthetischen Zusammenführung geht es vor allem um eine kritische Auseinandersetzung mit Erträgen, Grenzen und Verkürzungen der jeweiligen Perspektive, insbesondere um das gesellschaftstheoretische Defizit gegenwärtiger (sozial-)konstruktivistischer Analysen. Mit Bourdieu und Kreckel werden Vergeschlechtlichungsprozesse, die den Körper formen und das leibliche Erleben des Geschlechts beeinflussen, auch als durch die soziale Ungleichverteilung gesellschaftlicher Ressourcen geprägte Prozesse begriffen. Ein abschließendes Kapitel zum Argentinischen Tango bringt die soziologischen Analysen "zum Tanzen".

Aus dem Inhalt:

Struktur-Subjekt-Handlung-Körper - Was tun wir, um das Geschlecht zu sein? Geschlechtskörper und Handeln - Was sagen wir, um das Geschlecht zu sein? Geschlechtskörper und Diskurs - Was spüren wir, um das Geschlecht zu sein? Geschlechtskörper und leibliches Empfinden - Am vorläufigen Ende - Der Tanz der Konstruktionen: Tango und Geschlecht

Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten

Aus der Reihe: *Geschlecht und Gesellschaft*. 3. Aufl. 2006. 304 S. Br., ISBN: 3-531-14627-0, EUR: 24,90, *Der Klassiker in Neuauflage*

Das Buch zeigt, dass Männlichkeit eine gesellschaftlich konstruierte Kategorie ist, die längst nicht mehr eindeutig ist. Wie das soziale Geschlecht ‚männlich‘ entstanden ist, und wie einzelne Männer mit der Vielfalt und Krise moderner Männlichkeiten umgehen, wird anschaulich geschildert.

Aus dem Inhalt:

Wissen im Widerstreit: Die Wissenschaft von der Männlichkeit - Die Körper von Männern - Die soziale Organisation von Männlichkeit - Vier Untersuchungen der Männlichkeitsdynamik: *Lebe wild und gefährlich* (Live Fast and Die Young) - Eine ganz(e) neue Welt - Ein sehr normaler Schwuler - Männer von Vernunft - Geschichte und Politik: Die Geschichte der Männlichkeit - Männlichkeitspolitik - Praxis und Utopie

Hochschild, Arlie: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet

Aus der Reihe: *Geschlecht und Gesellschaft* Bd. 29, 2., mit einem aktualisiertem Vorwort
Aufl. 2006. XXXVIII, 305 S. Br. ISBN: 3-531-14468-5, EUR: 19,90, *Die Neuauflage des Klassikers!*

Diese bahnbrechende Studie aus den USA untersucht die Situation berufstätiger Eltern zwischen den Anforderungen einer globalisierten Arbeitswelt und denen des Familienlebens. Es bleibt buchstäblich ‚Keine Zeit‘. Warum das so ist, zeigt dieses Buch, ein mitreißender und sehr gut lesbarer Bericht über die Praxis eines Unternehmens im Mittleren Westen der USA, geschrieben von der bekannten amerikanischen Soziologin Arlie Russell Hochschild. Mit ihrer Sensibilität, ihrem scharfen Blick und ihrer Gabe für spannende Porträts gibt Hochschild einen Einblick in das Alltagsleben der Arbeitnehmer bei Amerco von den untersten Rängen bis in die Chefetagen und kommt zu einem faszinierenden Schluss: Der Arbeitsplatz ist - für Männer wie Frauen - zum Zuhause geworden und die Familie ist für viele Eltern ein stressiger Arbeitsplatz. Die genauen Beobachtungen der Autorin und ihre scharfsinnigen Analysen bringen Licht bis in die verborgensten Winkel des alltäglichen Lebens. Lesen Sie Arlie Russel Hochschilds Meinung zu Familienfotos am Arbeitsplatz und Sie werden die Schreibtische Ihrer Kolleginnen und Kollegen mit anderen Augen betrachten. Obwohl Hochschild Lösungen anbietet, ist dies kein Buch mit Patentlösungen, sondern die Erklärung eines Phänomens, das viele Leute viel zu lang als Nebensache abgetan haben.

Aus dem Inhalt:

Das Winkefenster - Wertemanagement und lange Arbeitstage - Zeit für die Familie - Familie und Arbeit - Von der Chefetage bis zur Fertigung: Geben am Arbeitsplatz - Die Mutter als Verwalterin - Hochqualifiziert und Teilzeit? - Arbeit als Ventil - Männliche Pioniere der Zeitkultur - Und wenn der Chef ‚Nein‘ sagt? - Die allzu große Großfamilie - Überstundenhechte - Folgerungen und Alternativen: Die dritte Schicht - Ausweichmanöver - Zeit gewinnen



Netzwerk Frauenforschung NRW
Universität Dortmund
44221 Dortmund

ISSN 1617-2493